Volks-Pitaval.

Gallerie

denkwürdiger Verbrechen und interessanter Criminalgeschichten der Vorzeit und Gegenwart für das Volk.

Herausgegeben

von

Friedrich Steinmann.

Mit Illustrationen in Lithographie und Buntdruck.

Berlin.

Albert Falckenberg & Comp. (C. G. Brandis Verlag.)

1858.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Vorwort.

Fast jede Literatur der civilisirten Welt hat ein oder mehrere Werke aufzuweisen, welche sich mit Darstellungen aus der „Welt der Verbrecher“ befassen. Gleichsam als Ahn- und Stammvater dieses interessanten Zweiges der schildernden Literatur erscheint der französische Rechtsgelehrte Gayot de Pitaval, der vom Jahre 1734 an zu Paris eine zwanzigbändige Sammlung von Criminalgeschichten unter dem Titel: Causes célèbres, (berühmte, merkwürdige Rechtsfälle,) herausgab, welche fast in allen europäischen Sprachen, ihres großen Interesses wegen, übersetzt wurden. In Deutschland war es unser großer Dichter Schiller, der das Werk in einer Uebertragung mit einem Vorworte aus seiner Feder in die Lesewelt einführte. Pitavals Nachfolger und Fortsetzer seines vielgelesenen Unternehmens war A. Richer, dessen Sammlung in 22 Bänden zu Amsterdam von 1772—88 gleichfalls in französischer Sprache erschien.

In Deutschland war es der tiefe juristische Denker und Criminalist, Professor und Appellationsgerichts-Präsident Anselm von Feuerbach, der seiner selbstständigen, gediegenen Bearbeitung eine Zahl interessanter Criminalgerichtsfälle unterzog, und sie

in zwei Sammlungen unter dem Titel: Merkwürdige Criminalrechtsfälle, 2 Theile 1808 und: Actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrecher, 2 Theile 1828 veröffentlichte. Das letztere Buch insbesondere hat in der Juristenwelt classische Bedeutung und allgemein anerkannten Werth.

Vom Jahre 1842 an und bis zur Stunde fortgesetzt in zwei Folgen erscheint eine andere deutsche Sammlung: Der neue Pitaval von Dr. Hitzig und Dr. Häring. Des Ersteren Arbeitsantheil daran war nicht von Umfang und Bedeutung, wogegen der Zweite die größte Thätigkeit entwickelte. Von ihm rührt auch nach Hitzig's Tode der Inhalt der übrigen Theile her.

In wie weit das Ziel, welches der „**Volks-Pitaval**" zu erreichen sich angelegen sein lassen will, von den Zwecken der ebengenannten Sammlungen abweicht, ist schon allein durch die Bezeichnung: „**für das Volk**" ausgesprochen, und in der (auf den Umschlag wieder abgedruckten) Ankündigung unseres Unternehmens ausführlicher bezeichnet. Ich fasse es kurz in den Worten zusammen:

> **Auswahl denkwürdiger und interessanter Verbrechen der Vorzeit und Gegenwart in verständlichem Vortrage und faßlicher Darstellung für Jedermann.**

Volks-Pitaval.

Gallerie denkwürdiger Verbrechen und interessanter Criminalgeschichten der Vorzeit und Gegenwart für das Volk.

I.

Wie wird man Verbrecher?

(Einleitung.)

Die tiefſten Schichten der Bevölkerung ſind ein ergiebiger Boden für Verbrecher; aber auch die höchſten Stufen der Geſellſchaft führen zu den tiefſten Abgründen des Laſters. Der Menſch bleibt — Menſch, gleichviel, ob ſeine Wiege im prunkenden Schlafgemach oder in ärmlicher Dachſtube geſtanden, gleichviel, ob er in Sammet und Seide oder in Blouſe und Lumpen einhergeht. Aber bei den niederen Claſſen ſind ſchlechte, verwahrloſte Erziehung, Mangel und Noth die häufigſten Urſachen verbrecheriſcher Handlungen, während in den höheren Ständen — beim Abgang jener Urſachen in Folge ihrer bevorzugten Stellung und reichlicherem, ja oft überreichem Auskommen — die niedrigſten Triebfedern, der äußerſte Eigennutz und Egoismus, Habſucht und Gelddurſt zu den oft grauenhafteſten Thaten führen, wie wir ſie ſelbſt bei den größten Capitalverbrechern haben in unſern Tagen vor das Auge treten ſehen. Ich erinnere nur an den Gattenmord des franzöſiſchen Herzogs von Choiſeul-Praslin und an den belgiſchen Grafen Hippolite von Bocarmé, der ſeinen Schwager mit Nicotin vergiftete.

Das Verderbniß hat maßlos um ſich gegriffen, und gerade in Frankreich zumeiſt zeigte ſich in der Gegenwart dieſe Corruption in ungeheuerſter Steigerung; ſelten fielen Verbrecher Schlag auf Schlag den höheren Kreiſen der Geſellſchaft alſo zu, wie dort. Ein bel-

gischer Gesandter, dessen Frau das erste Haus in Paris machte und sich der Gunst eines verstorbenen Kronprinzen erfreute, begann den Reigen; der Prinz von Berghes war der Zweite im Gliede, er machte falsche Spielmarken; dazu gesellte sich ein Adjutant des Herzogs von Orleans, der mit verfälschten Karten spielte. Minister Frankreichs folgten, die sich und ihre Amtspflicht verkauften bis zu dem Mörder des Erzbischofs von Paris und dem Actiendiebe Carpentier hinunter. Und Alle, mit einer einzigen Ausnahme, aus dem niedrigsten aller Motive — um Geld.

Ereignisse, wie die aufgezählten, sind von besonderer Bedeutung. Wenn sie auch für die höheren Stände auf der nächsten Welle ihres vielbewegten Lebens wieder erscheinen, so vergißt sie das Volk nicht so leicht, und nährt gegen jene Classe Verachtung. War es nicht eine treffende Ironie, daß damals, wo jene Verbrecher nach einander der Justiz in die Hände fielen, unter den Pariser Proletariern der Vorschlag gemacht wurde, „einen Verein zur Besserung der sittlichen Zustände der höheren Stände zu gründen.

Ich führte Frankreich als Beispiel an; es sei ferne von mir, auch die übrigen Länder der civilisirten Welt Europa's die Verbrecherrevue passiren zu lassen; der Volks-Pitaval wird selbst eine ausführliche Mittheilung über den Ritter von Bohr zu Wien, den Fälscher von Millionen Bankactien und den Klostergeistlichen, Bruder Vincenz zu Barcelona, den neunfachen Mörder, bringen, die in unsern Tagen den Gerichten anheimfielen, Ersterer aus Geldsucht fälschte, Letzterer aus Büchersucht Menschenblut vergoß. Ich erinnere blos an die, Epoche in der Welt der Verbrechen machenden Giftmorde durch Strichnin in England, und die gleich zahlreichen in Deutschland vorkommenden Vergiftungen durch Phosphor, dieses in Folge der Einführung der Zündhölzchen leicht und allgemein zugängige Gift. Man gedenke der politischen Morde und Meuchlerdolche im Lande jenseits der Alpen, und das Gemälde des Grauens der Gegenwart liegt offen und unverhüllt da vor Jedermanns Augen. Dazu rechne man den beispiellosen Wucher im Geschäft und Verkehr, den Lug im Schwindel, den Trug im Börsenspiel, den Geiz und Durst nach Geldgewinn, den Schein und die Unwahrheit in allen Dingen, die Heuchelei und das Muckerthum, die mit dem Heiligsten

Unfug treiben, und man wird inne, wie tief das Wetterglas der Moralität der Gegenwart unter Null ſteht, innerhalb der ſogenannten beſſeren Claſſe der Geſellſchaft; man erkennt, daß die größte Moral in den unteren Schichten wohnt; — denn Diebereien und Entfremden des Eigenthums kann ich wenigſtens nicht als gleichſtehend mit den eben aufgeführten maßloſen Ausſchreitungen der andern Claſſe halten, die dort am häufigſten vorkommen, während bis zur Stunde auch noch nicht ein Fall in die Oeffentlichkeit trat, der dort einen Blick in die grenzenloſe Zerrüttung des Familienlebens geſtattete, wie jene Giftmorde der höheren und höchſten Kreiſe gethan. Nur der Raubmord allein wird von gänzlich entarteten Angehörigen der geringeren Bevölkerung geübt; ein Giftmord aber hat trotz der erleichterten Beſchaffung des tödtenden Stoffes um einige Pfennige hier noch nicht ſich ereignet, und Prellerei und Betrug an Kleinigkeiten ſind hier nicht mehr gang und gäbe als dort Trug und Täuſchung um Summen.

Das Alles ſind Thatſachen, die ſich einem Jeden aufdringen, die Keiner ignoriren kann. Denke man ſich's möglich, daß auf irgend eine Weiſe die ſocialen Verhältniſſe dergeſtalt umgeſtürzt werden könnten, daß die „beſſeren Stände" in Lage und Verhältniſſe der Nichts beſitzenden Klaſſe gerathen könnten, — die Welt würde Verbrechen ſehen, die ſie bisher nicht gekannt, nicht geahnt hat, vor welchen die Menſchheit zurückſchaudern würde.

Die ſocialen Geſtaltungen und Gebrechen der Gegenwart allein ſind die Urſachen der maßloſen Steigerung der verbrecheriſchen Vorkommniſſe in unſeren Tagen; denn die Leidenſchaften der Menſchenbruſt ſind und bleiben immer dieſelben in allen Geſchlechtern, in allen Generationen, und gehören zu den Geheimniſſen der inneren menſchlichen Organiſation; in dieſer Hinſicht iſt — trotz der entgegengeſetzten Anſicht Vieler — die Menſchheit nicht anders, nicht ſchlechter geworden im Verlaufe der Zeiten: die Regungen und Einflüſſe des Blutes, der Galle und Leber ſind im Menſchengeſchlechte noch immer dieſelben, wie vor Jahrtauſenden; Kain erſchlug ſeinen Bruder, und an Bruder-, Eltern- und Gatten-Mördern fehlt es auch heut zu Tage nicht.

Aber die umwandelten Zuſtände und Verhältniſſe des Lebens

und Verkehrs ſind es, welche des Menſchen Thun und Sinnen, Trachten und Treiben von Tag zu Tag mehr verſchlechtert haben; ſie ſind es allein, die ein Verbrechen in's Leben rufen und Glieder der menſchlichen Geſellſchaft zu Verbrechern ſtempeln, die unter anderer Geſtaltung der Dinge nicht ſo tief geſunken wären. Und hier ſind es nicht allein allgemeine Zuſtände, ſondern auch beſondere Verhältniſſe im Völker- und Staatsleben und in ihren Einrichtungen, die zu Verbrechern machen.

Wie wird man Verbrecher? — Ich beantworte dieſe Frage durch Mittheilung zweier intereſſanter Criminalgeſchichten aus verſchiedenen Zeiten. Die Geſchichte, die ich erzähle, führt in jene Zeit, wo noch das Zigeunervolk durch Europa wandernd umherzog, gleichſam als letzter Nachzug und Reſt der Völkerwanderung, ein unſtetes Leben führend. Am Schluſſe jener Zigeunerzeit wanderte ein Weib, dieſem Volke angehörig, jung, ſchön und arm, in der Welt umher; ein kleiner, vollbackiger Knabe, ihr Sohn, ſang den Leuten Lieder vor; Beide, Mutter und Kind, lebten von den Gaben der Zuhörerſchaft. Das junge Weib nannte man die Zigeuner-Anna; ihr Knabe hieß Balthaſar. Sie hatte vor einigen Jahren dem Zigeunerleben entſagen wollen und deshalb Dienſt genommen in einer Stadt. Aber es trieb ſie bald unwiderſtehlich wiederum zum alten, gewohnten Leben, denn ſie hielt es nicht aus in ihrer neuen Weiſe; ſie ging aufs Neue in die „weite, weite Welt". Das Einzige, was ihr aus ihrer Verbindung mit der Civiliſation übrig geblieben, war der kleine Balthaſar.

Bettelnd wanderte ſie jetzt von Thür zu Thür. Sie konnte wahrſagen, krankes Vieh heilen, geſtohlenes Gut wiederſchaffen, ſie konnte Alles — nur nicht arbeiten. Bald gerieth ſie in die Hände der Polizei und mit ihrem Kinde ins Gefängniß. Es war voll von Landſtreichern und Dieben, und es gab ſchmale Koſt. Anna ſaß und weinte; ihr Kind hungerte und ſie konnte ihm Nichts geben. Da rieth ein Dieb, der im ſelben Thurme ſaß, auszubrechen; er beſaß Feile und Säge.

Die Nacht brach ein — eine kalte, ſtürmiſche Herbſtnacht. Aber ſtill! die Thür öffnete ſich leiſe knarrend. Anna erhob ſich vom Strohlager, nahm ihr halbſchlafendes Kind auf den Arm und

ſchlich hinaus. Im Gange ſtand der Dieb; ſie halfen ſich gegenſeitig durch's Fenſter, deſſen Gitter er durchfeilt hatte. Die wilde Ente flog davon mit ihrem Jungen.

Anna's Landſtreicherleben begann. Sich am hellen Tage zu zeigen, wagte ſie nicht, aus Furcht, ins Gefängniß zurückgeführt zu werden; ſie konnte alſo Niemanden um ein Almoſen angehen: ſo wurde die Nacht die mitwiſſende Genoſſin deſſen, was ſie verbrach.

Der kleine Balthaſar fror und hungerte. Ich bin ſo hungrig — — weinte er, baarfuß und halbnackt neben der Mutter herlaufend auf feuchtem, lehmigem Wege — meine Füße ſind wund, ich kann nicht weiter. Hu! mich friert. Hätte ich nur etwas zu eſſen, nur ein klein Wenig! Mutter, ich halte es nicht aus! War es doch beſſer am erſten Tage, als Karl — ſo hieß der Dieb, mit dem ſie ausgebrochen — noch bei uns war, der ſchaffte immer Eſſen; aber ſeit er fort iſt, verhungere ich.

Armer Junge! ſeufzte die Mutter, es iſt wahr; aber Karl ſtahl, und deshalb trennte ich mich von ihm. —

Sie wanderten weiter. Am Wege lag ein Bauernhof, darin wohnten wohlhabende Bauersleute. Setze Dich hierher! ſprach Anna zu dem Kinde; ich will auf den Bauernhof gehen. Der Knabe gehorchte und die Mutter verſchwand in der Dunkelheit. Gleich einem Geſpenſt ſchlich Anna um das Haus, und trat durch die halboffene Thür hinein. Kein Licht brannte in der Küche; ein Kohlenhaufen glimmte noch auf dem Feuerheerde, ein Knabe lag auf der Bank daneben und ſchlief. Sie nahm ſeine Kleider, einige Eßwaaren dazu und ſchlich leiſe wieder hinaus. — Es war geſchehen! —

Biſt Du da, Balthaſar? — Ja, Mutter, hier bin ich. — Komm mit mir, armer Junge, dort in den Wald, Du ſollſt Eſſen und Kleider haben. —

Eſſen und Kleider? Gott ſegne Dich, Mutter!

Die Freude währte nicht lange. Schon anderen Tages hatte die Polizei Beide wieder ergriffen. Das warme Kleid ward ausgezogen, Balthaſar war wieder ebenſo zerlumpt wie zuvor, und Beide ſchmachteten wieder im Gefängniſſe. Es war ein altes Gebäude, Reſte eines verfallenen, alten Schloſſes; hohe Mauern umgaben die düſtere enge Wohnung. Der Prozeß wider Anna begann;

es ward Frühling darüber, und noch war er nicht zu Ende. Balthasar durfte bisweilen hinunter auf den Hof gehen; dort war Sonnenschein und Licht, sogar ein wenig Grün wuchs zwischen den Steinen. Im Gefängnisse war's dunkel und feucht, und die einzigen Gewächse darin Schwämme, die an den Wänden in die Höhe krochen. Auf dem Hofe ergötzte sich der Knabe; seine größte Lust war, in dem Gitterthore zu stehen, das in den Garten des Gefangenwärters führte — ein kleines Dreieck zwischen den Mauern, wo Alles prächtig wuchs, und Blumen und Schmetterlinge gaukelten.

Des Gefangenwärters Kinder spielten darin: der kleine Gefangene stand draußen und sah den Spielen zu. So steht er eines Tages wieder da, als das Kindermädchen das Gitterthor öffnet und ihn fragt, ob er den kleinen Friedrich im Kinderwagen fahren wolle? Er bejahete es gern und ward also der tägliche Spielkamerad der Kinder, die ihm mitgaben von ihrem Butterbrode.

So lief er einst mit ihnen im Garten umher und fing einen schönen Schmetterling. Sieh, Friedrich, rief er, welch' ein hübsches Ding; es ist vergoldet an den Flügeln.

Gieb ihn mir! versetzte der Kleine, ich will ihn mit einer Nadel an meine Mütze stecken.

Nein, nein — ich lasse ihn los, daß er frei unter den Blumen umherfliegen kann.

O, laß ihn noch nicht fliegen, daß wir ihn besehen!

Balthasar gab ihm den Sommervogel und sprach: Nimm ihn gut in Acht, daß Du ihn nicht klemmst!

Ich setze ihn an die Mütze! — Nein, laß ihn fliegen! —

Da riß Friedrich dem Schmetterling die Flügel aus, und warf die nackte Made weg auf den Boden, wo sie sich vor Schmerzen krümmte. Siehst Du! jetzt ist er frei — lachte der Knabe — aber die Flügel behielt ich.

Ein schneidendes Gefühl durchflog Balthasar, als er die arme Made sah. Schnell trat er sie todt, ihre Schmerzen zu enden; aber im Augenblick erwachte das Rachegefühl in ihm, und ein Schlag von seiner Hand traf des andern Knaben Wange.

Da — fühle, wie es thut, wenn man gepeinigt wird! — Friedrich begann zu schreien; das Kindermädchen kam hinzu und

meldete den Vorfall dem Gefangenwärter, der Balthaſar durchprügelte und ihn ins Gefängniß ſperrte. Aus Teufels Eiern kommen Teufels Jungen! ſprach er, da er ihn zu der Mutter hineinwarf; dein Junge hat meinen armen Friedrich morden wollen. — — —

Endlich erhielt Anna ihr Urtheil. Sie erklärte ſich zufrieden mit der Strafe, die Tags darauf vollſtreckt wurde. Als ſie in ihr Gefängniß zurückkehrte und blutend und erſchöpft in das dunkle, feuchte Gewölbe taumelte, wo ihr Knabe ſtill in einem Winkel kauerte und aus dem Stroh des elenden Lagers einen Kranz flocht, ſprang er auf. Arme Mutter! rief er und hängte ſich feſt an ihrem Halſe — Du haſt Schläge bekommen! Warum ſchlug man Dich?

Ja, Balthaſar, — darum, weil ich für Dich Kleidung und für uns Beide Eſſen ſtahl, darum ſtrafte man mich. —

Nach verbüßter Strafe ſetzte man Anna mit ihrem Knaben in Freiheit, die ſie benutzte, auf's Neue zu ſtehlen, bis ſie wieder ergriffen ward. Der alte Gefangenwärter empfing ſie mit dem barſchen Willkommen: Ich wußte wohl, daß Ihr bald wieder da ſein würdet. — Anna hatte im Gefängniſſe die erſte Regel des Verbrechers gelernt, die da heißt: Leugne! Sie leugnete Alles. Eine Krankheit warf ſie aufs Schmerzenslager während der Unterſuchung, von welcher ſie nicht genas. Eines Morgens erwachte Balthaſar; ihn fror. Das war kein Wunder, denn die Mutter pflegte ihn in ihren Armen zu wärmen; jetzt hatte ſie das vergeſſen. Balthaſar betaſtete die Mutter, auch ſie war kalt; es fror ſie alſo Beide. Der Tag dämmerte ſpät; endlich ward es heller; ein grauliches Winterlicht brach durch die Gitterfenſter. Die Mutter ſchlief noch; aber wie aufmerkſam der Knabe auch lauſchte, ſo hörte er doch nicht ihren ſchweren Athemzug wie ſonſt. Mutter, flüſterte er anfangs. Mutter! rief er endlich und ſchüttelte ſie; aber die Mutter ſchlief — ſchlief den ewigen Schlaf. —

Biſt Du noch nicht wach, Diebin? oder liegſt Du da und biſt faul? fragte barſch der Gefangenwärter, als er hereintrat. Hol' mich der Teufel! ſie iſt todt — rief er, als er ſie berührt hatte. Man nahm den jammernden Knaben von der Leiche der Mutter, an die er ſich in Verzweiflung feſt angeklammert, und brachte ihn in ein anderes Gefängniß unter eine Menge von Dieben und

Schelmen. Bisher hatte es für ihn noch ein Wesen gegeben, das ihn mit Liebe umfaßte; aber jetzt stand er allein, hatte Niemanden, den er lieben, Keinen, dem er klagen konnte. Weil er an den Diebereien der Mutter Theil genommen und noch im unmündigen Lebensalter stand — er war zwölf Jahr — ward er in eine Besserungsanstalt abgeführt. —

Balthasar's Ausbildung zum Verbrecher ging mit raschen Schritten voran. Bald entfloh er mit älteren Kameraden der Anstalt. Sie fanden Obdach bei einem Diebeshehler, der ihnen das gestohlene Gut abkaufte. Bald war der Eine, bald der Andere erwischt und bestraft; auch an Balthasar kam die Reihe. Seiner Jugend halber erhielt er Ruthenstreiche; er schrie nicht, er kaute auf einer kleinen Kugel und hielt die Strafe aus.

Er wuchs heran. Auf einem seiner Züge gegen Menschen und Eigenthum fand er einen Freund, auch einen Hehler. Der hatte eine Tochter. Sie war zwar einige Male „in's Schloß" gebracht, wie man es nannte, war aber stets wieder losgekommen. Balthasar und sie halfen sich in gegenseitigen Verlegenheiten; er liebte sie und sie ihn. Gemeinsam strichen sie im Lande umher, wurden ergriffen und sollten in's Gefängniß abgeführt werden. Es war ein heißer Tag, und ein rasselnder Karren fuhr vor, sie aufzunehmen. Ein Polizist begleitete sie, in welchem Balthasar einen früheren Untergefangenen wieder erkannte, den er, als er einst seine Mutter mißhandelte, das Gesicht zerkratzt hatte, wofür ihm harte Züchtigung geworden.

Handschellen her! rief der Polizeibeamte. Man brachte sie; sie wurden angelegt. — Was greinst Du? Kneift der Handschuh? O, das giebt sich mit der Zeit; er wird schon weiter werden — hahaha!

Balthasar schwieg; aber in seiner Brust kochte es. Es waren die Raben der Rache, die in ihrem Neste erwachten, und die dunkeln Flügel schüttelten. Er erinnerte sich seiner armen Mutter, wie sie sich am Boden krümmte und um Schonung flehte. Er erinnerte sich aller seiner Gedanken an jenem Wintermorgen, da der kalte Tag durch das Gitterfenster in den Kerker schien, und die Mutter drin kalt und steif lag, und nicht mehr seine Bitten hörte, seine Thränen sah; er erinnerte sich der Strafe, die Jener an ihm

vollzogen — Alles ward in den verborgenſten Winkeln ſeines Herzens wieder aufgefriſcht.

Die Verhafteten beſtiegen den Karren. Balthaſar erhielt ſeinen Platz tiefer im Wagen. Katharina — ſo hieß Balthaſar's Geliebte — ſoll hier bei mir ſitzen! befahl der Polizeibeamte. Ein hübſches Mädchen braucht keine Feſſel. So! Vorwärts!

Der Karren rollte aus dem Stadtthore. Der Poliziſt unterhielt ſich mit Katharine; mehrere unterwegs genoſſene Gläſer Schnaps machten ihn munter. Balthaſar's Hände ſchmerzten, von den Handſchellen blau geklemmt. Je mehr der Rauſch des Polizeibeamten wirkte, je mehr Freiheiten wollte er ſich bei Katharine herausnehmen. Sie bat abzulaſſen, aber umſonſt. Mehr als einmal zuckte Balthaſar an ſeiner Kette, aber die Vernunft beſänftigte ihn wieder. Als aber der Polizeibeamte mit Katharine, der Einzigen, die Balthaſar nächſt der Mutter geliebt hatte, ſcherzte, das Mädchen ergriff, ſie zu küſſen, da ſprang er tigergleich auf und ließ einen kräftigen Schlag mit den Handſchellen auf den Kopf des unverſchämten Trunkenen fallen, der zu Boden ſtürzte. An den Schellen klebte Blut, und als hätte dieſes das wilde Thier in der Seele des Gefangenen nur noch mehr gereizt, ließ er in ſteigender Wuth Schlag auf Schlag fallen auf den Kopf des Sterbenden; der Wächter hatte aufgehört zu athmen.

Balthaſar floh, ward aber ertappt. Das Todesurtheil ward gefällt und beſtätigt. Der Tag ſeiner Vollſtreckung brach an, er wurde hinausgeführt zur Richtſtätte: erſt zweiundzwanzig Jahre alt, fiel er unter dem Henkerbeile. Sein Leichnam ruht unter einem Steinhaufen eingeſcharrt. — —

Den zweiten Fall entlehne ich der Mittheilung eines Freundes, eines Geiſtlichen. Ich laſſe ihn mit ſeinen eigenen Worten reden.

Die Gegend, in welcher das Städtchen lag, wo ich als Pfarrer lebte, ſollte der Sitz einer Diebesbande ſein; ſo ſagte das Gerücht. Und das Gerücht ſprach Wahrheit. Die Spuren weit von unſerem Orte verübter Diebſtähle, Einbrüche, ja ſogar gewaltſamer

Räubereien leiteten alle in unſere Gegend und verloren ſich daſelbſt. Aufforderungen fremder Behörden, Steckbriefe, Anzeigen von Diebſtählen waren täglich in den öffentlichen Blättern zu leſen; die Landjäger ſah man überall; man begegnete ihnen auf jedem Spaziergange in Wald und Feld, wo ſie raſtlos die Gegend durchſtreiften.

Endlich zeigte ſich nach langen vergeblichen Bemühungen ein Erfolg.

Das Gerücht erzählte von der Verhaftung eines Diebes; bald ſprach man von Geſtändniſſen, von mehreren Verhaftungen, von Entdeckung der ganzen Diebesbande und dem Auffinden ihrer Schlupfwinkel. Die abenteuerlichſten Berichte liefen im Munde des Volkes umher, und kein Räuberroman kann erfinderiſcher in Ausſchmückung der einzelnen Begebenheiten, im Erzählen anziehender Umſtände ſein, als die Volksphantaſie.

Die Hauptſache jedoch blieb wahr: die Diebesbande war entdeckt und eingezogen. Es war keine Räuberbande à la Rinaldini, die nächtlich im Walde lagerte, in maleriſcher Tracht einherging und durch eine gewiſſe Tapferkeit das Intereſſe in Anſpruch nahm, — es war eine Rotte gewöhnlicher Diebe, die zwar liſtig und verwegen, aber nichts weniger als „romantiſch“ waren.

Beſonders viel wurde von dem Anführer geſprochen, der ſich durch ungewöhnliche Verſchlagenheit auszeichnen ſollte, und deſſen unumwundene Geſtändniſſe eine furchtbare Menge von Verbrechen enthüllt hatten.

Der Prozeß ward raſch und eifrig betrieben, und bald das Urtheil gefällt: Es lautete auf langwierigen, auf lebenslänglichen Kerker, bei Einigen auf Tod. Der Fürſt milderte einzelne Strafen und erließ Allen die Todesſtrafe: nur der Anführer war ausgenommen; er ſollte den Tod erleiden: ſeine Hinrichtung nach drei Tagen ſtattfinden.

Mir ward der ſchwere Auftrag, den Verbrecher zum Tode vorzubereiten. Ungern und mit vielen Vorurtheilen ging ich in den Kerker. Für ein Verbrechen, das aus Noth, aus Leidenſchaft geſchehen, ſpricht eine Stimme des Mitleids in uns, für das Verbrechen des gemeinen fortgeſetzten Diebſtahls und des Raubes, iſt unſer Mitleid meiſt taub. — —

Ich trat in das Gefängniß.

An einem Tische saß ein Mann von etwa 30 Jahren. Seine Züge waren angenehm, seine bleiche Gesichtsfarbe trat durch einen schwarzen vollen Bart noch mehr hervor.

Er starrte mich an, als ich eintrat, schlug dann die Hände plötzlich vor's Gesicht und senkte laut weinend den Kopf auf den Tisch.

Dies setzte mich in Verlegenheit. Ich war auf einen verstockten Sünder gefaßt, nicht auf einen weinenden.

Nach ziemlich langem Schweigen sprach ich ihn an, und redete eine Zeit lang von Dingen, die zu seinem Zustande und zu meinem Auftrage passen mochten.

Er hatte den Kopf wieder erhoben, als ich zu sprechen begann, und sah mich unverwandt an, doch bemerkte ich wohl, daß er mir nicht zuhörte. In seiner Geschichte spiegelte sich die Erinnerung verflossener Zeiten ab; er schien mit einem Entschlusse zu kämpfen, denn mehrmals öffnete er den Mund, als ob er etwas sagen wollte, und hielt dann wiederum inne.

Ich schwieg endlich, um ihm Gelegenheit zu geben, mir sein Inneres zu erschließen.

Nach kurzer Pause fragte er halblaut: „Kennen Sie mich nicht mehr?"

Ich erschrak fast bei diesen Worten; die Bekanntschaft mit einem verurtheilten Anführer einer Diebesbande konnte mir nicht angenehm sein.

Er schien eine Antwort zu erwarten. Doch als ich ihn nun zweifelnd ansah, sprach er weiter:

„Am Pfingstsonntage des Jahres 18 . . ritten zwei junge Männer von X . . . . aus, fröhlich in Gottes weite Natur hinaus, und zogen fort in den Sonnenschein, bis sie Mittags einen Wagen trafen, worin zwei Damen saßen, die Eine mit blondem Haar und blauem Auge. —"

Meine Frau! rief ich, von Schrecken durchrieselt, unwillkürlich.

Er aber fuhr mit bitterem Lächeln fort: Ihre Frau? Ja, der Eine dieser jungen Männer waren Sie, der Andere — wird übermorgen gehängt.

Was ich in diesem Augenblicke empfand, kann ich nicht beschreiben. Jener Tag war der Wendepunkt meines Lebens gewesen, wo ich mit einem Universitätsfreunde auf einem Spazierritte meine spätere Frau traf und kennen lernte. Ich war glücklich. Mein Freund, der hoffnungsvolle, lebensfrohe, kräftige Mann, saß vor mir, als gemeiner Verbrecher zum Galgen verurtheilt; denn er war es wirklich, ich erkannte ihn wieder.

Mich trieb's hinaus zu eilen, um meinen eigenen Empfindungen zu entfliehen, und doch, mehr noch als mein Beruf, hielt mich die Theilnahme an dem Genossen meiner Jugend zurück.

Rudolf! sagte ich nach langer Pause, indem ich seine Hand ergriff und sie von seinem Gesichte zog.

Er sprang in die Höhe; er weinte laut auf und sank in die Knie. Ich wollte ihn aufheben, aber er rief heftig:

Um Gotteswillen, lassen Sie mich, ich ertrage es nicht! Seit Jahren zum ersten Male höre ich diesen Namen mit freundlicher Stimme — aus dem Munde eines Menschen. Er wirft mich zu Boden! Lassen Sie mich, ich bitte Sie um Alles, was Ihnen werth ist, — nur eine Stunde Zeit, dann will ich ruhig sein, dann kommen Sie wieder!

Ich ging; denn auch ich bedurfte der Fassung, das fühlte ich.

Nach einem kurzen Spaziergange kehrte ich zurück.

Rudolf war äußerlich ruhig, sein Gesicht war verstört; man sah den Kampf, den er in der Zeit gekämpft, um seine innere Bewegung niederzuringen.

Lange blieben wir stumm; Keiner wußte das Gespräch einzuleiten, Keiner konnte sich in die rechte Stellung zum Andern bringen.

Endlich sagte ich halblaut: Du mußt mir Deine Lebensgeschichte erzählen!

Sein Auge blitzte mich bei diesen Worten an, ich verstand nur zu gut, daß das „Du" in meiner Anrede ihn traf. Er zweifelte. War es das alte Du des Freundes? War es das Du der Geringschätzung?

Er erwiderte: Das muß ich, und ich wollte Sie bitten, mich anzuhören.

Seit jenem Pfingstsonntage — begann er aufs Neue — haben wir uns nicht wiedergesehen, denn ich reiste am folgenden Tage nach meiner Heimath, wohin mich wichtige Familienangelegenheiten riefen.

Leider waren sie so wichtig als traurig — fuhr er nach kurzer Pause fort. Meines Vaters Vermögen war verloren; er selbst hatte sich durch einen Pistolenschuß den Tod mit eigner Hand gegeben. Meine Mutter hatte der Gram auf das Siechbette geworfen, von dem sie nicht wieder aufstand; ich war eine Waise und ein — Bettler.

Noch hatte ich — setzte er nach tiefem Seufzer seine Erzählung fort — meine Studien kaum begonnen; jetzt in die Nothwendigkeit versetzt, mir meinen Lebensunterhalt selbst zu erwerben, mußte ich einen neuen Lebensplan entwerfen.

Ein alter Freund meines Vaters, ein hochgestellter Offizier, rieth mir, mich dem Soldatenstande zu widmen. Er schilderte mir es als so leicht, nach kurzer Dienstzeit als Gemeiner aufzurücken, mir inzwischen die zur Prüfung erforderlichen Kenntnisse zu erwerben und dann zum Offizier befördert zu werden. Ich ließ mich überreden.

War es ein unüberlegter Entschluß, wer will ihn an einem jungen Menschen tadeln, der nur über die Gegenwart denkt, von der Zukunft aber nur träumt?

Ich meldete mich zum Eintritt in den Dienst auf Avancement und ward angenommen. Die ersten Tage meines Dienstes waren mir fürchterlich. An Freiheit und Selbstständigkeit gewöhnt, mußte ich thun und lassen, kommen und gehen, wie und wann mir befohlen wurde. Und von wem befohlen? Von alten barschen Unteroffizieren, die ich in jeder Beziehung, selbst in der Waffenübung, übertraf.

Mein ganzes Wesen empörte sich, doch kämpfte ich diese Empörung nieder. Ich sah ein, daß eine an sklavischen Zwang grenzende Ordnung nothwendig sei; ich hatte mich ja freiwillig unterworfen u. dgl.

Diese Betrachtungen beseelten mich mit dem besten Willen; ich ertrug heiteren Muthes den Zwang und alle Unbequemlichkeiten, selbst das rohe Wesen einiger Unteroffiziere, und so erging es mir eine Zeit lang leidlich.

Eines Tages — begann er nach einer Pause — wurde exercirt. War der Hauptmann übler Laune, oder ging es wirklich schlecht, genug, der Offizier tobte und fluchte, und die Unteroffiziere, auf welche zunächst sein Zorn fiel, hielten sich an den Soldaten schadlos. Es ward geschimpft, gestoßen, Arrest dictirt. Ich kämpfte mit mir selbst, um meines Unwillens Herr zu bleiben.

Jetzt wurde eine Wendung befohlen, sie ward schlecht ausgeführt, und plötzlich fühlte ich einen Schlag auf meinem Rücken.

Ein Schlag, mir, dem jungen, freiheitsglühenden Manne!

Ich erstarrte — die Farbe schwand aus meinem Gesichte. Ich stand unbeweglich, wie festgebannt. Ein neues Commando ertönte, ich konnte mich nicht rühren.

Will der verdammte Kerl wohl vorwärts! rief mir ein alter Unteroffizier zu, mit gehobenem Stocke auf mich eindringend.

Ich drehte mich um und hielt ihm das Bajonett vor; er prallte zurück.

Was weiter geschehen, weiß ich nicht. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, fand ich mich auf der Hauptwache, geschlossen; am nächstfolgenden Tage stand ich vor dem Kriegsgericht. Man sprach von Insubordination, thätlicher Widersetzlichkeit, Todtschießen.

Man forderte endlich meine Aussage. Mit wuthbebender Stimme sagte ich: Der Unteroffizier hat mich *geschlagen*!

Und was weiter? fragte kalt der Vorsitzende.

O dieses: Und was weiter! Das römische Volk weinte, als es erfuhr: ein römischer Bürger sei mit Ruthen gestrichen worden; sind die Deutschen ein gemeineres Volk als die Römer, daß man: Und was weiter! sagen kann zu einem Schlage? Ist der deutsche Krieger ein gemeiner Miethling, der Begriffe Vaterland und Ehre unwerth, daß man ihn mit *Stockschlägen* behandelt? Sind wir feige Perser, die mit Peitschenhieben in die Schlacht getrieben werden müssen?

So rief ich aus; in diesem Tone sprach ich weiter, und entwickelte Grundsätze, die mir wahr galten, die aber das Kriegsgericht, vor dem ich mich vertheidigte, nicht verstand.

Man ließ mich reden; man führte mich ab, man führte mich wieder in den Saal, um mir mein Urtheil zu verkünden. Da hieß es, ich hätte die strengste Strafe verdient; aber aus Rücksicht auf mein sonst gutes Betragen und aus Nachsicht gegen meine verkehrten Begriffe, sollte ich diesmal mit funfzig Prügeln wegkommen.

Ich stand wie vom Blitz getroffen.

Prügel? Wie hätte ich die überleben können!

Ich forderte die strengste Strafe, Kerker und Ketten, selbst den Tod.

Umsonst! — Ich bat aufs Neue, ich flehte, ich beschwor meine Richter endlich unter Thränen, zuletzt auf den Knieen, sie möchten mir vergeben, sie möchten mir Alles anthun, nur dieses nicht.

Alles umsonst! Man erwiderte mir höhnisch: diese große Prügelscheu müsse mir ausgetrieben werden, und hätte ich erst mehr bekommen, würde ich mich daran gewöhnen!

Wüthend sprang ich empor. — Im Augenblick faßten mich zwei Profoße mit eisernen Fäusten. Mein Sträuben war vergeblich. Ich fluchte, ich tobte, ich heulte laut — man schleppte mich fort.

Im Kasernenhofe ward ich an einen Pfahl gebunden. Das Bataillon mußte aufmarschiren, mein Urtheil wurde laut vorgelesen und dann — geschah das Entsetzliche.

Ich wurde entkleidet — denken Sie sich! öffentlich entkleidet, mein Leib wurde den Blicken der Menge preisgegeben. Dann ward ich über einen Block geschnallt und darauf — ward ich geprügelt.

Der Unglückliche hielt ein. Unwillkürlich faßte ich seine Hand. Nach einer Pause sprach er gleichgültig weiter:

Ich strengte meine äußerste Kraft an, mich loszuwinden, doch die Einrichtungen waren von Henkermeisterschaft; ich konnte mich nicht rühren. Ich tobte, ich brüllte, ich zerbiß mir die Lippen, daß das Blut herausdrang, ich — doch wo giebt es Worte, die meine furchtbare Qual schildern! Mein Fleisch ward zerrissen, jeder Nerv meines Körpers, jeder Tropfen Blutes empfand einzeln den furchtbarsten Schmerz, und in der Gesammtheit fühlte ihn mein Ich. Und doch war diese Folter nichts gegen die Qual meiner Seele.

Sie gingen noch weiter, diese Henkersknechte sonder Gefühle; sie wußten genau, wie viel ich ertragen konnte. Noch drei Schläge,

noch einen — und ich wäre nicht geſtorben, aber doch krepirt. Aber da trat der Bataillonsarzt hinzu und meinte, nun ſei es genug, mehr könnte mir ſchaden.

O, dieſes teufliſchen Hohnes! Mehr könnte mir ſchaden, und nun was weiter?

In dieſen Worten liegt die Bosheit einer Hölle. Wir brauchen den Teufel nicht in Wahngebilden zu ſuchen: er iſt in den Menſchen da.

Ich ward in das Lazareth gebracht und da geheilt. Wie lange ich darin gelegen, weiß ich nicht, was ich gedacht, weiß ich nicht, mein Körper lebte, mein Geiſt war todt.

Man ſagte mir endlich, ich ſei geſund und ſolle wieder exerciren. Man führte mich, mitleidige Kameraden halfen mir beim Ankleiden, ich ließ Alles geſchehen, denn ich wußte nicht, was man wollte.

Ich kam auf den Exercierplatz. Als das erſte Commandowort ertönte, fing ich an zu weinen. Die Offiziere ſprachen mit mir, ich ſah ſie ſchweigend an und verſtand ſie nicht. So dauerte es eine Zeit lang fort; endlich gab man mir den Abſchied.

Gedankenlos wanderte ich fort auf der Landſtraße und hatte nicht viel mehr Beſinnung, als daß ich den Pferden und Wagen auswich und mich des Nachts vom Wege abſeits ſchlafen legte.

Einſt — es war ſonnenheller Tag — als Alles um mich her lachte in der Pracht des Sommers, es war ſo warm, ſo ſchön, kam ich an ein einzeln gelegenes Haus. Es war das Wirthshaus, wohin ich mit Ihnen an jenem Pfingſttage ritt; ich erkannte es wieder. Die Erinnerung kam über mich, mein Bewußtſein kehrte zurück, ich erwachte wie aus einem Traume und beſann mich, wer ich ſei, wo ich ſei.

Mein Blick fiel auf meinen Soldatenkittel, und wie ein Blitz zuckte der Gedanke durch mein Hirn: Du biſt geſchlagen worden! Ich warf mich ins Gras, ich marterte mein Gedächtniß ab, um mir Alles hervorzurufen. Ich konnte mir die Wahrheit nicht denken; aber in meiner Taſche fand ich meinen Abſchied.

Da stand es geschrieben: Wegen Untauglichkeit entlassen, und unter der Rubrik Aufführung standen die Worte: Wegen Insubordination mit funfzig Prügeln bestraft.

Ich versuchte nun, meinen Zustand zu überlegen; aber ich konnte keinen Gedanken fassen, als: Du bist geschlagen worden!

Ich saß den ganzen Tag, und als die Nacht einbrach, schlief ich ein, wo ich saß. Als der Morgen kam, schlich ich weiter, denn mich hungerte.

Den Hunger empfand ich weiter nicht. Ich bettelte mir ein Stück Brod, und dann dachte ich wieder darüber nach: Du bist geschlagen worden. Ich mochte aber denken, so viel ich wollte, ich konnte Nichts herausbringen als: Du bist geschlagen worden!

Ich fühlte Rachedurst; mein Blut wallte auf, Zorn blitzte in meinen Augen, meine Fäuste ballten sich; auf meiner Zunge lagerte ein Fluch. Da kam mir jener Gedanke ein — und mein Blut wallte nicht mehr, meine Augen senkten sich zu Boden, meine Arme fielen kraftlos nieder, und die Zunge lallte: Geschlagen! —

So zog ich weiter und bettelte, las abgefallenes Obst auf und riß Rüben aus den Aeckern. Ich trat, wenn mich hungerte, in ein Haus, hielt stumm meine Mütze hin, aber ich sprach nicht.

Später gaben mir die Leute Nichts mehr; da — nahm ich. Das erste Mal, wo ich nahm, weiß ich noch recht gut.

Mich hungerte sehr; man hatte mir Nichts gegeben: ich nahm einem Kinde am Wege sein Butterbrod. Es weinte bitterlich, ein Vorwurf stieg in meinem Innern auf; ich beruhigte mich aber, denn ich dachte: Du bist geschlagen worden.

Ich hielt mich selbst nicht einmal eines Vorwurfs werth. Sie hatten mich entehrt, sie hatten mir meinen moralischen Werth, mein Selbstbewußtsein ausgeprügelt; ich habe es nie wieder erringen können.

Meine Geisteskraft kam nach und nach wieder; ich machte Versuche, mich zu ermannen; an eine Beschäftigung, an einen Lebenszweck zu denken, vermochte ich nicht. Ich konnte keinen Menschen ansehen, denn ich wähnte, meine Prügel müßten auf meinem Gesichte zu lesen sein. Nicht einmal zum Zorn und Grimm über meine

Peiniger konnte ich es bringen, so sehr hatten sie mir die Mannheit geraubt. Dachte ich auch einmal an mehr, erhob ich mich bis zum Wollen, da fiel mir ein: Geschlagen — und es war vorbei.

So schlich ich fort und bettelte und stahl, und stahl und bettelte. Endlich kam ich in die Gesellschaft von Dieben: ich ward ihr Genosse.

Wie und warum, weiß ich nicht, ich habe mir nie Rechenschaft von meinen Handlungen und Entschlüssen abgelegt. Ich war verloren, moralisch vernichtet. Was konnte ich Besseres thun, als Stehlen? Die Diebe schickten mich hin, wo es Gefahr galt, — ich mag wohl viel gestohlen haben.

Vor Gericht galt ich als Rädelsführer — du lieber Gott, ich war nur ein Werkzeug! Wahr und wahrhaftig, ich habe selbst vor meinen Diebsgenossen eine Art Achtung gehabt, vor mir selbst niemals mehr. Ich aß, was sie mir gaben, ich schlief, wo sie mir es zeigten, ich ging, wohin sie mich schickten, ich stahl, wo sie mir befahlen. Als ich gefangen wurde, habe ich Alles gesagt, was ich wußte — und übermorgen wird man mich hängen. — —

Der Verurtheilte schwieg. Sein Ton, seine Erzählung waren so entsetzlich gleichgültig, kalt und eintönig geworden, daß mich schauderte. Was sollte ich thun? — Sollte ich ihn trösten, sollte ich ihn aufrichten, sollte ich versuchen, das moralische Bewußtsein in ihm zu wecken? Wenn es mir gelang, war er dann nicht noch elender? Wenn er klar erkannte, was er verloren, mußte sein Tod nicht noch schrecklicher sein? Wenn ich seine starre Gleichgültigkeit brach, konnte er es mir danken? —

Ich sollte zu keinem Entschlusse kommen. Erschüttert verließ ich ihn, um zu überlegen, was ich für ihn thun müsse.

Nach zwei Stunden kehrte ich zurück — er hatte sich selbst getödtet. Das Zusammentreffen mit mir hatte ihn etwas geweckt, meine Theilnahme, mein Händedruck hatten ihn so weit aufgerüttelt, daß er fähig war, mir seine Geschichte zu erzählen, und sie, zum ersten Male vielleicht, selbst im Zusammenhange zu überblicken. Diese Klarheit, mit dem Bewußtsein seines unvermeidlichen Todes, konnte er nicht ertragen. Ich fand ihn kalt und starr.

Also wurde er ein Verbrecher, ein „räudiges Schaf“ in der Heerde; als ein schädliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft ward er verfolgt. Er, der Feind der Ordnung und der geordneten socialen und staatlichen Einrichtungen stand der Gesellschaft und dem Staate gegenüber; er trat auf wider ihre Zwecke störend und vernichtend. Da verfährt man nicht anders als feindlich wider ihn, bestraft ihn und — macht ihn unschädlich. Vor funfzig Jahren schrieb der edle Gneisenau seine classische Abhandlung „über die Freiheit der Rücken“; heut zu Tage wähnt man mit dem Wachtmeister in Wallenstein's Lager von Schiller:

„er muß wissen,
Daß alles Regiment hat vom Stock anfangen müssen.“

II.

Der neunfache Mörder aus Büchermanie.

Verhandelt vor dem Criminal-Gerichtshofe zu Barcelona am 19. Sept. 1836.

Ich eröffne die Zahl der denkwürdigen Verbrechen und interessanten Criminal-Geschichten, welche ich in dem „Volks-Pitaval“ zu veröffentlichen gedenke, mit einem Criminalfalle, dessen Erzählung zwar geringern Umfangs, dessen Interesse aber um so mehr fesseln wird, als derselbe in Deutschland kaum bekannt geworden ist, und zudem zugleich durch seine Eigenthümlichkeit zu den seltensten Verirrungen gehört, welche in den Jahrbüchern der Welt der Verbrechen aufgezeichnet sind. Ein unbescholtener, reiner Character wird zum größten Verbrecher, zum neunfachen Mörder durch unwiderstehlichen Drang nach dem Besitze eines Gegenstandes, der, an und für sich ohne bedeutenden Geldwerth, zu den gräulichsten Blutthaten ihn antreibt, nach dem Besitze seltener, alter Drucke und Bücher — aus Büchersucht. Der Fall steht vereinzelt da, und findet nur einigermaßen ein Seitenstück in den bekannten menschenmörderischen Unthaten des Pariser Juweliers und Goldarbeiters Cardillac, der, um in den Wiederbesitz von ihm gefertigter kunstreicher Bijouterien, die er verkauft hatte, zu gelangen, die Eigenthümer derselben, mit dem Dolche in der Hand, überfiel, sie mordete und ihnen den Schmuck raubte.

Ich erzähle sonder Ausschmückung in einfacher Weise die grauenhafte Geschichte.

Unter den Bogengängen, welche den Marktplatz zu Barcelona an der nordwestlichen Seite begrenzen, hat eine große Zahl von Antiquaren, welche mit alten Büchern, Gemälden und Seltenheiten handeln, ihre Kaufläden; vorzugsweise waren die Lager von alten Drucken

beſonders reich, die dort aufgeſtellt waren. Seit langer Zeit hatte hier Auguſtin Patrot ſein Antiquargeſchäft getrieben, ſein Umſatz war zwar nicht bedeutend; denn heut zu Tage kümmert man ſich wenig um Wiſſenſchaft und zieht eine Jagdbüchſe, ſelbſt eine Cigarrenpfeife einem alten Drucke, einer ſchönen Pergamenthandſchrift vor; indeß verdiente er doch ſo viel, als zur Beſtreitung der Bedürfniſſe des Lebens erforderlich war.

Seit einiger Zeit indeß, und zwar ſeit Aufhebung der Klöſter, hatte ſich in ſeiner Nachbarſchaft ein neuer Concurrent eingefunden. Obwohl derſelbe in weltlicher Kleidung einherging, ſo erkannte man dennoch in ihm einen alten Kloſterbruder, und zwar den Bruder Don Vincente aus dem Kloſter zu Poblet. Der arme Mönch beklagte ohne Aufhören das Unglück ſeines Kloſters, welches ausgeplündert worden; nicht das einſame Leben in den ſtillen Mauern war es, welches ſchmerzhafte Erinnerungen in ihm erweckte; auch bedauerte er weder die jährlichen Einkünfte aus dem Kloſtergute, noch die dreißig cataloniſchen Francs, welche das Dorf Poblet den ehrwürdigen Vätern zahlte, als Ablöſegeld für gewiſſe Rechte. Aber ſtets gedachte er mit Schmerzen der herrlichen Bibliothek, welche einer der letzten Könige von Aragonien dem Kloſter zum Geſchenk gemacht hatte, nicht daß er dieſe reiche Bücherſammlung ſtark benutzt hätte, aber er hatte ſich ſeit Jahren an dem Anblick der zahlreichen Bücher und Handſchriften gewöhnt, welche in ſchönſter Ordnung in den zierlich gearbeiteten Bücherſpinden von Ebenholz aufgeſtellt waren; nur von Hörenſagen war ihm bekannt, was für die Wiſſenſchaft an koſtbaren Schätzen darin vorhanden war.

Sei es, daß der Aerger, den er über die Verſchleuderung der Bibliothek und ihren unerſetzlichen Verluſt empfunden, ſeinen Verſtand ein wenig verwirrt hatte, ſei es, daß der heftige Schrecken, der ſeine Nerven bei der Ausplünderung des Kloſters erſchüttert, nachtheilig auf ſeinen Geiſt eingewirkt hatte; ſie hatten aber ſeine frühere Leidenſchaft nicht abgekühlt, denn er ſprach, er träumte von nichts Anderem, als von Büchern. Er las nie, aber er kannte alle alten Ausgaben; er errieth mit unbegreiflichem Inſtinct den Werth eines Manuſcripts aus alter Zeit, ohne es ſelbſt aufgeſchlagen zu haben. Und um ſeinem Bedürfniſſe, Bücher zu ſehen, zu genügen,

war er, nachdem das Kloster aufgehoben worden, Antiquar geworden; und sein Bücherlager war wohl assortirt. Auch munkelte es, daß die Klosterstürmer nicht allein die kostbaren Schätze der Bibliothek mit sich weggeführt hätten; vielmehr habe Don Vincente, als er gesehen, daß Jeder weggeschleppt, nicht anders gethan, als die Andern, und man behauptete zugleich, daß er nicht mit unglücklicher Hand weggetragen habe. Gewiß aber war, daß er sich bald einer großen Kundschaft erfreute, die sein Lokal besuchte, und daß er nicht minder auch dieselbe so zu behandeln wußte, daß er gute Geschäfte machte.

Indeß bot er niemals kostbare und seltene Werke, deren er in großer Zahl in seinem Antiquarladen vorräthig hatte, irgend einem Kunden zum Verkauf an; nur der äußerste Mangel an Kasse konnte ihn bestimmen, dazu überzugehen; sich von seinen Bücherschätzen zu trennen, war ihm schier unmöglich. Wie gern er Bücher gewöhnlichen Schlages losschlug, ebenso sehr sperrte er sich gegen den Verkauf seltner Sachen, und ward, wenn er nicht ausweichen konnte, höchst verdrießlich, machte allerlei Schwierigkeiten und Ausreden, forderte außerordentliche Preise. Erklärte ein Kunde sich mit der geforderten Summe einverstanden und zahlte das Geld auf den Tisch, so strich er dasselbe ein, gab aber dabei auffällig zu erkennen, wie ungern er es thue.

Man sah ihm die Ueberwindung an, die es ihn kostete, sich von dem Buche, das er verkauft hatte, zu trennen. Er erröthete, das Roth steigerte sich zum Blau, alle Muskeln seines Gesichts zogen sich zusammen, und tiefe Seufzer entfuhren seiner Brust. Indeß machte er trotz dieser Absonderlichkeit mehr Geschäfte als alle seine Antiquarcollegen unter den Bogengängen zusammengenommen; sie schalten sämmtlich und einstimmig auf ihn; und Patrot schlug ihnen vor, sich miteinander zu verbinden, um ihm auf diese Weise den Vorrang abzugewinnen. Und wirklich kamen sie überein, ihn auf allen öffentlichen Versteigerungen zu überbieten, wodurch sie ihn hinderten, neue Anschaffungen für sein Magazin zu machen.

Es mochte ungefähr vor vier Monaten gewesen sein, als die Bibliothek aus dem Nachlasse eines alten Advocaten mit dem Meistgebote öffentlich versteigert wurde, der bei seinen Lebzeiten ein großer

Freund von seltenen Büchern war. Unter den Gegenständen, welche auf dieser Versteigerung zum Verkauf ausgeboten wurden, und die Aufmerksamkeit des Don Vincente in Anspruch nahmen, befand sich auch ein Exemplar einer Beschreibung von Festlichkeiten am Hofe des Königs von Aragonien. Es war die älteste Ausgabe, gedruckt von Lambert Palmart im Jahre 1483, dem ältesten Buchdrucker Spaniens. Soviel bekannt war, war dieses einzige Exemplar von seinem ältesten Druck vorhanden.

Das Werk ward ausgesetzt; die Gebote folgten rasch aufeinander, immer höher. Auch Don Vincente steigerte sie mit Feuer bis zu 1320 Francs, Patrot überbot ihn, und er blieb mit 1334 Francs Letzt- und Meistbietender.

Vincente's Umgebung vernahm, wie er leise Drohungen ausstieß, und gleich darauf verließ er, roth vor Zorn, das Auctionslokal; man wollte die Aeußerung von ihm vernommen haben, Patrot würde nicht lange im Besitz seiner Acquisition bleiben.

Und wirklich; — die Woche neigte sich noch nicht ihrem Ende, als die Bewohner Barcelona's um Mitternacht durch Feuerlärm aus dem ersten Schlafe geweckt wurden: das Antiquarlager Patrot's stand in lichten Flammen. Polizei und Feuerwehr thaten ihre Pflicht; ihnen gelang es, dem Feuer Einhalt zu thun; aber auf der rauchenden Brandstätte fand man die Leiche Patrot's. Sie war derartig durch das Feuer entstellt, daß es nicht möglich war, daran Spuren gewaltsamer Verletzungen zu entdecken. Zu der Ansicht, dieses Unglück könne Folge eines Verbrechens sein, konnte man um so weniger gelangen, als man gerade neben dem Bette, worin Patrot geschlafen, eine nicht unbedeutende Summe Geldes bis auf den letzten Heller in einem Beutel fand, die er Tags zuvor einkassirt hatte. Man glaubte daher, er sei rauchend im Bette eingeschlafen; ein Funke sei von der Cigarre auf die baumwollene Bettdecke gefallen, und die Flamme habe weiter um sich gegriffen.

Fast um dieselbe Zeit fischte man im Hafen die Leiche eines jungen Literaten auf, und entdeckte daran mehrere Dolchstiche. Wenige Tage zuvor hatte man in der Nähe der Geschützgießerei in einem Graben, nur mit Baumzweigen bedeckt, den Körper eines Dorfpfarrers gefunden. Man bemerkte bald, daß diese Meuchelmorde nicht von

gewöhnlichen Böſewichtern verübt ſeien; denn ſie hatten ihre Opfer nicht beraubt und ausgeplündert; man fand Uhren, Geld und Ringe vor. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen über die Thäter.

Indeſſen veranlaßten dieſe wiederholten Mordfälle die Obrigkeit zu geſteigerter Wachſamkeit und Thätigkeit, und man machte bald neue Perſonen ausfindig, die kurz hintereinander ermordet waren. Unter ihnen befand ſich Don Pablo Rafael de N...., Ehrenbeiſitzer der erſten Kammer des königlichen Gerichtshofes, bekannt durch ſeine gelehrten Unterſuchungen, die er über die Herrſchaft der Phönicier in Catalonien durch den Druck veröffentlicht hatte.

Alle dieſe Verbrechen erfüllten das ganze Land mit Entſetzen. Unbekannt rückſichtlich der Thäter, ſprach man von geheimen Tribunalen, deren Todesurtheile insgeheim vollſtreckt würden durch Mitwiſſende, die durch fürchterliche Eide zum Schweigen und Gehorſam verpflichtet ſeien; man faſelte ſogar von einer geheimen ungeſetzlichen Wiedereinführung der „heiligen Inquiſition", und zwar neigte ſich zu dieſer letzteren Anſicht die öffentliche Meinung allgemein, und wie entfernt dieſelbe auch von der Wahrheit war, ſo führte ſie dennoch mittlerweile zu der Wahrheit und zur Enthüllung des Verbrechers.

Die Gerichtsbehörden veranlaßten nämlich, der allgemeinen Stimme im Publikum folgend, eine Hausſuchung bei verſchiedenen Perſonen, welche verdächtig ſchienen, dem neuen angeblichen Blutgerichte anzugehören. Auf Don Vincente ruhte natürlicher Weiſe dieſer Verdacht in Folge ſeiner früheren Stellung als Mönch. Der Corregidor begab ſich deshalb zu ihm; indeß wurde auch nicht das Mindeſte entdeckt, was den Verdacht ſeiner Mittheilnahme an Wiederherſtellung eines Inquiſitionsgerichts erwecken konnte. Die Magiſtratsperſon, unzufrieden, dieſen fruchtloſen Schritt gethan zu haben, wollte ſchon von ferneren Nachforſchungen ablaſſen, als ſie in einem abgelegenen Gemach zufällig in einer Bücherſpinde das Buch: **Directorium inquisitorum des Dominikanermönchs Eymeric von Gironne** ſtehen ſah.

Schon hielt er daſſelbe für eine gute Priſe und wollte es zu ſich nehmen. Indem der Secretair des Corregidors das Werk aus dem Repoſitiorium herausnehmen wollte, fiel ein neben demſelben ſtehendes Buch zu Boden.

Ein Blick in daſſelbe ergab, daß es im Jahre 1482 von Palmart gedruckt ſei; den Titel des Buchs erinnerte ſich der Corregidor; denn die ganze Stadt hatte ſich ſeit einigen Tagen über dieſes Buch und den enormen Auctionspreis deſſelben, wofür es zugeſchlagen worden, unterhalten.

Man forderte daher Don Vincente zur Erklärung über ſeinen gegenwärtigen Beſitz des Buches auf. Er gab an, es wieder gekauft zu haben; aber, weil die übrigen Antiquare ihm feindlich gegenüber und in keinem Geſchäftsverkehr mit ihm ſtanden, ſo erſchien dieſe Angabe alſogleich ſehr unwahrſcheinlich.

Man nahm davon Veranlaſſung, Don Vincente ins Gefängniß abzuführen, und begann gleich darauf einen Katalog ſeines Antiquarlagers aufzunehmen. Man fand ein Exemplar des Werks: Alterthümer Spaniens und Afrikas mit eigenhändigen Marginalvermerken von der Hand Bernard's Aldrate. Man ermittelte, daß daſſelbe Don Pablo Rafael de N.... wenige Tage vor ſeinem Tode von Vincente gekauft hatte; ebenſo fand man mehrere andere koſtbare Bücher vor, welche von Vincente an Perſonen verkauft waren, deren Leichen man mit untrüglichen Zeichen gewaltſamen Todes aufgefunden hatte.

Vincente, der lange Zeit hindurch jede Wiſſenſchaft leugnete, ging endlich zum Geſtändniß der Wahrheit über; nachdem er ſich des Verſprechens verſichert hatte, daß ſeine Bibliothek nicht zerſtreut werden, ſondern zuſammen bleiben ſolle, entſchloß er ſich die ausführlichſten Details über die von ihm verübten Meuchelmorde zu geben.

Vor dem Criminal-Gerichtshofe zu Barcelona, vor welchem er am 19. September 1839 in Gegenwart einer zahlloſen Zuſchauermenge ſtand, welche dieſer merkwürdige Fall hineingelockt hatte, wiederholte er ohne Rückhalt ſein früher abgegebenes Geſtändniß.

Don Vincente — ſo erzählt das franzöſiſche Journal, dem ich dieſe Schilderung der Vorgänge in der Gerichtsſitzung entlehne — iſt von kleiner, aber ſtarker und kräftiger Geſtalt; ſein Geſicht, friſch und roth, hatte einen Ausdruck von Ungezwungenheit und Treuherzigkeit; die an ihn gerichteten Fragen beantwortete er mit feſter Stimme.

Nachdem er das Zeichen des Kreuzes gemacht, nimmt er also das Wort:

Ich werde die Wahrheit sagen, ich habe es versprochen. Meine Absicht war, die Wissenschaft zu bereichern und die Schätze erhalten, die man nicht ersetzen kann, wenn sie verloren gegangen. Habe ich Böses gethan, so mache ich auf Gnade für mich keinen Anspruch. Man mache mit mir, was man will, aber man zerstreue meine Bibliothek nicht; denn es ist nicht recht, den Sattel für die Fehler zu strafen, die der Esel begangen, der ihn getragen.

Es war ganz meinem freien Willen zuwider, daß ich jenes kostbare Buch dem Geistlichen verkaufte: die Noth zwang mich dazu. Der heilige Johannes, der Patron der Schriftsteller, sei mein Zeuge, daß ich Alles gethan habe, was in meinen Kräften stand, um den Ankäufer zu bestimmen, von seinem Erwerbe wiederum abzustehen. Ich stellte ihm vor, wie schlecht das Exemplar erhalten sei, ich zeigte ihm mehrere schadhafte Blätter im Buche, doch er achtete nicht auf meine Vorstellungen, er zahlte mir den Preis auf den Tisch und begab sich fort. Kaum hatte er mit dem Buche unter dem Arme mich verlassen, so erfaßte mich ein unaussprechliches Verlangen nach seinem Wiederbesitze. Der Ankäufer hatte den Weg nach der Calle mayor (der Hauptstraße) eingeschlagen; ich schickte mich an, ihm nachzueilen; ich holte ihn in der Nähe der Geschützgießerei ein. „Hier ist Ihr Geld — sprach ich zu ihm — geben Sie mir das Buch zurück!“ Er weigerte sich, meinem Wunsche nachzukommen. Ich ging eine Strecke die Straße hinunter mit ihm und wiederholte meinen Vorschlag, aber vergeblich.

Die Stelle der abgelegenen Straße, die wir eben erreichten, war menschenleer; ich sah ein, daß er keine Vernunft annehmen, auch nicht hören wolle. Da traf ihn mein Messerstich. Er stürzte zu Boden — Blut floß aus seinem Munde. Hierauf ertheilte ich ihm die Generalabsolution, und versetzte ihm den zweiten Stoß. Ich rollte den Leichnam dann fort in eine Grube und bedeckte ihn mit einigen Baumzweigen. Ich kehrte mit meinem Buche zurück; hier ist es!

Bei diesen Worten holte er ein Buch hervor und zeigte es. Es ist ein sehr seltenes Buch: **Vigiliae mortuorum secundum**

chorum ecclesiae Moguntinae in Quartformat, mit gothischen Typen, rothen und schwarzen Characteren, ohne Seitenzahlen, aber mit Custoden am Schlusse der Seiten.

Aber war dies nicht das einzige Mal — fragte der Vorsitzende des Gerichtshofes — daß Sie Jemanden tödteten, der ein Buch von Ihnen gekauft hatte?

O, gewiß nicht! entgegnete Vincente. Sie wissen, daß meine Bibliothek bändereich und ausgewählt ist.

Erzählen Sie uns — begann der Präsident — wie Sie die übrigen Opfer gemordet!

Bei der heiligen Jungfrau und allen Heiligen — erwiderte er — nichts ist einfacher als das Mittel, das ich anwandte. Wenn ich einen Kunden vor mir hatte, der sehr erpicht darauf war, von mir ein kostbares Werk zu erzwingen, trug ich Sorge, vor der Ablieferung desselben, einige Blätter herauszunehmen, die ich sorgfältig aufhob. Man fand sich bald darauf wieder ein, führte das Buch bei sich und beklagte sich über den Defect. Ich nahm es in die Hand, als wollte ich dasselbe näher betrachten, und sobald ich also mich wiederum in Besitz gesetzt hatte, war es ein Leichtes, den Ankäufer in ein entlegenes Gemach zu locken. Mein Messer trug ich stets bei mir und — mein Arm hat nie fehlgestoßen. In der Stille der Nacht, wenn Alles schlief, trug ich den Leichnam auf meinen Schultern, und trug ihn bald hier — bald dorthin. —

Aber empörte sich Ihr Herz nicht wider den Entschluß, Hand anzulegen an einen Menschen, der nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist? —

Der Mensch ist sterblich. Den Einen ruft etwas früher, den Andern etwas später Gott wieder zu sich. Aber gute Bücher muß man zu erhalten suchen; denn ich ließ mir auch immer angelegen sein, die Blätter, welche ich herausgenommen, wieder an ihrer Stelle einzufügen.

Sie haben also diese Morde einzig und allein der Bücher wegen begangen?

Der Bücher wegen, der Bücher wegen! wie sagen Sie? Zum Ruhme Gottes!

Sie sind also auch der Mörder Patrot's?

Ja, ich bin's. Ich konnte in seinen Händen keinen so kostbaren Gegenstand lassen als das einzige Exemplar des Drucks von Lambert Palmart.

Aber wie verschafften Sie sich Zutritt zu ihm?

Ich trat durch die Thür in seinen Kaufladen, die er wahrscheinlich der starken Hitze halber losgelassen hatte, die zu jener Zeit herrschte. Ich traf ihn im ersten Schlafe auf seinem Ruhebette, warf ihm eine gut eingeseifte Schlinge um den Hals, und schnürte sie mit einem Knebel zusammen. Bei alledem war er ein braver Mann, dieser arme Patrot, und obgleich er mir nicht wohl wollte, so hatte ich dennoch keinen Groll auf ihn. Als er den letzten Athem ausgehaucht, löste ich die Schnur und legte Feuer in sein Bett.

Aber Sie, der Sie Bücher so hoch schätzen, wie kamen Sie zu dem Entschlusse, das Bücherlager eines Antiquars den Flammen preiszugeben?

Weil sich nichts Gutes mehr darin vorfand; denn was er an kostbaren Stücken besaß, hatte ich zuvor in Sicherheit gebracht. Das Feuer mußte ich anlegen, weil man sonst unfehlbar die Entdeckung gemacht hätte, es fehle das seltene Buch, welches ich zu mir genommen. Sonst wäre ja mein Unternehmen ganz ohne Erfolg gewesen, jetzt aber mußte man annehmen, daß Alles, was auf seinem Lager fehlte, ein Raub der Flammen geworden sei.

Vergriffen Sie sich auch an dem Gelde Patrot's?

Ich — mich an Geld vergreifen? — Bin ich denn ein Dieb?

Nach so offenem Geständnisse war das Tagewerk des öffentlichen Anklägers ein leichtes; er stellte den Antrag über Vincente das Todesurtheil ergehen zu lassen.

Der Vertheidiger des Angeklagten trat auf. Er suchte die Ansicht zu verfechten, daß Niemand allein auf Grund seiner eigenen, durch nichts unterstützten Aussagen, könne verurtheilt werden. Man könne Leute treffen, die durch eine heftige Leidenschaft geblendet, zu sterben wünschten und sich deshalb selbst eines Verbrechens anklagten, welches sie niemals verübt hätten, und daß ihre Erklärung allein nie einen Grund zu ihrer Verurtheilung abgeben könne. Diesen Grundsatz, einmal angenommen, behauptete er, daß gar nichts

gegen Vincente vorliege, da die bei ihm vorgefundenen Bücher auch anderswo her sein könnten.

Der öffentliche Ankläger machte darauf aufmerksam, daß nur ein einziges Exemplar des von Lambert Palmart im Jahre 1482 gedruckten Werkes vorhanden sei. Allein der Vertheidiger wies durch Vorlegung eines Katalogs von Büchern, die in Paris öffentlich versteigert worden, nach, daß in Frankreich noch ein zweites Exemplar davon existire, und zog daraus den Schluß, daß, wenn ein zweites vorhanden sei, er sich auch habe ein drittes verschaffen können. —

Indeß blieb diese Ausführung ohne Erfolg; die Alcalden verurtheilten Vincente zum Tode.

Während des Vortrages seines Vertheidigers begann Vincente, der bis dahin eine große Ruhe an den Tag gelegt hatte, zu weinen, worauf der Vorsitzende die Worte an ihn richtete:

Sie scheinen endlich, Vincente, doch die ganze Größe Ihres Verbrechens zu erfassen?

Ach! Herr Präsident — entgegnete er — mein Irrthum war zu groß.

Es steht Ihnen noch der Weg der Gnade an den König offen.

O, wüßten Sie, wie unglücklich ich bin!

Wenn die menschliche Gerechtigkeit unbeugsam sein muß, so giebt es eine andere Gerechtigkeit, deren Gnade unerschöpflich ist, und die Reue ist stets verdienstlich.

Ach, Herr Präsident, mein Exemplar ist nicht das einzige! —

Er wurde ins Gefängniß zurückgeführt und das Urtheil, wahrscheinlich der Sachlage gemäß, vollstreckt. Unsere Quelle giebt darüber keine Auskunft.

III.

Der Fälscher von Millionen von Banknoten.

Abgeurtheilt von dem Criminal-Senate zu Wien am 23. März 1846.*)

Zu verschiedenen Zeiten wurden in Oesterreich falsche Banknoten im Handel und Wandel angetroffen; die ausgedehntesten Bemühungen der ganzen Polizei des Kaiserstaates und die unausgesetzten Untersuchungen der Gerichte waren erfolglos geblieben; nirgend war eine Spur zu finden, nirgend auch nur der geringste Verdacht zu entdecken, der zur Ermittelung des Notenfälschers führen konnte. Wiederholtes Vorkommen falscher Werthpapiere — wiederholte Versuche zur Entdeckung und Erspürung der Thäter, denn derartige Fälschungen, gleich gefährlich für den Staatscredit wie für das Interesse des dadurch getäuschten und benachtheiligten Publikums, erheischen die Anwendung der äußersten Thätigkeit zur Auffindung des Ursprungs solcher Papiere und ihrer Verfertiger.

Nachdem in mehreren Jahren derartige nachgemachte Bankpapiere im Verkehr sich hatten blicken lassen, wurden im Sommer des Jahres 1845 bei der österreichischen Nationalbank zu Wien selbst in Folge einer stattgefundenen Revision der bei derselben eingelaufenen Banknoten einige falsche Noten zum Nennwerthe von 10 und andere zum Betrage von 100 Gulden entdeckt.

Am 24. August wurde Seitens der Wiener Nationalbank der Ober-Polizeidirection zu Wien von dem Vorhandensein der auf-

*) Dieser Criminalfall erregt außer dem Hauptinteresse, welches sein Inhalt gewährt, noch das besondere Interesse einer ausführlichen Schilderung des geheimen Verfahrens der österreichischen Polizeibehörde zur Ermittelung des Fälschers.

gefundenen, falschen geldwerthen Papiere sofort Anzeige gemacht. Bis zum 23. August waren 19 Stücke eingegangen, jede zu 100 Gulden, und außerdem einige zu 10 Gulden.

Sie waren mit ungemeinem Fleiß, größter Sauberkeit und in treffender Aehnlichkeit mit den Originalbanknoten gefertigt. Wegen dieser gelungenen Ausführung derselben war die Täuschung des Publikums bei ihrer Ausgabe leicht, und deshalb die Vermuthung nicht ungegründet, daß bereits eine große Zahl derselben im Umlaufe sei. Sie waren aus den Händen geschickter Verfertiger hervorgegangen, und nur dem Auge Desjenigen kenntlich, der in die Geheimnisse der Banknoten-Fabrikation vollständig eingeweiht und mit den besonderen Kennzeichen bekannt war, woran man ihre Echtheit erkennen und die nachgeahmten von den wirklichen Noten unterscheiden konnte.

Der Polizeirath von Felsenthal zu Wien, ein umsichtiger Polizeibeamter, wurde mit der Untersuchung alsbald beauftragt.

Die Verhaftnahme des Verbrechers erfolgte schon nach nicht sechs Wochen nach dem Beginn seiner amtlichen Bemühungen.

Es hatte sich nämlich bald herausgestellt, daß ihre Anfertigung im Inlande stattgefunden und sie nicht aus dem Auslande über die österreichischen Grenzen gekommen waren. Der Fälscher hatte kein nachgemachtes Papier zu seinen Fabrikaten gebraucht, was dem Ausländer leicht zu Gebot stand, der sich das entsprechende Papier mit dem Wasserzeichen ohne Mühe verschaffen konnte, während die vorliegenden gefälschten Banknoten auf gewöhnlichem, feinen, französischen Maschinenpapiere gedruckt waren, auch das Wasserzeichen darauf auf künstlichem Wege hervorgebracht war.

Endlich wies der Umstand, daß sämmtliche falsche Papiere nur in Wien vorgekommen, und bei Zahlungen und Wechselungen von Wiener Kaufleuten an die Nationalbank abgegeben waren, auf den einheimischen Ursprung hin.

Da beide Sorten der falschen Papiere, sowohl die der Zehn- wie die der Hundert-Guldennoten gleich vollkommen und geschickt ausgeführt, ferner auf gleichem Papiere gedruckt und zu gleicher Zeit im Verkehre erschienen waren, so ließ die Ansicht, daß beide

aus derselben Quelle stammten, keinen gegründeten Zweifel irgend einer Art zu.

Nur blieb es anfänglich zweifelhaft, ob eine Person allein dabei betheiligt war oder eine Fälschergesellschaft existire.

Indeß ergab sich bald das Erstere. —

Zuvörderst war vom Tage der Entdeckung an, trotz der gelungenen Ausführung, nur eine verhältnißmäßig unbedeutende Summe sichtbar geworden, woraus man schließen mußte, daß nicht Mehrere dabei betheiligt waren, und die in Umlauf gesetzten Papiere dem Bedürfnisse Einiger oder nur eines Einzelnen genügten; es ergab sich nach und nach eine Gesammtsumme von ungefähr 10,000 Gulden, die ausgegeben war.

Nichts desto weniger ließ die Polizeibehörde es nicht an Maaßnahmen zur Ueberwachung aller Wege fehlen, auf welchen gewöhnlich Banknoten aus dem Auslande nach Wien gelangen, was durch Einsendung an Handelshäuser und durch gewöhnliche Verausgabung von Papieren durch Fremde, welche nach Wien kommen, geschieht.

Man setzte sowohl die Kassirer der bedeutendsten, mit dem Auslande in Verbindung stehenden, Handels- und Wechselhäuser Wiens, als auch Inhaber der ersten Gasthöfe der Stadt in's Einverständniß, und Beide mußten alle, in ihre Hände gelangenden österreichischen Banknoten genau und sorgfältig revidiren.

Diese getroffenen Maaßregeln führten zu gar keinem Erfolge; vom Auslande kamen keine falschen Banknoten herein.

Zu allen diesen polizeilichen Ueberwachungen wurden die zuverlässigsten Agenten verwandt; Geräuschlosigkeit und Unauffälligkeit bei den Nachforschungen derselben waren durchaus nothwendige Erfordernisse, besonders soweit sie die Lebensweise und Vermögensverhältnisse aller jener Personen betrafen, die als künstlich befähigt bekannt waren.

Auch mit den bedeutenderen Kauf- und Handelsleuten, Specerei- und Colonialwaarenhändlern in Wien war man Seitens der Polizeibehörde in Einvernehmen getreten, und hatte sie beauftragt, im Falle Vorkommens der ihnen nach ihren Kennzeichen bezeichneten Papiere zwar nicht die dieselben anbietende Person anzuhalten, sondern davon gleich nebst ausführlicher Personalbeschreibung der Polizei Anzeige zu machen.

Das mit Inhabern von Kaufläden in Wien angeknüpfte Einvernehmen führte nicht zur Entdeckung, wohl aber ein bei einem Juwelier sich ereignender Fall.

Durch ihn rückte man dem Banknotenfälscher urplötzlich näher.

Jener Juwelier schickte nämlich eine Note von 100 Gulden behufs deren Auswechselung an die Bank. Diese Banknote wurde als falsch erkannt, und die bei dem Juwelier vorgenommene Untersuchung stellte heraus, daß sie ihm am 30. August von einem alten Herrn, den er ziemlich genau beschrieb, bei Gelegenheit des Kaufes einer Uhrkette und eines Ringes von Gold gegeben worden sei.

Ein zweiter Fall war das am 4. September erfolgte Anbieten von zwei Stück falscher Hundertguldennoten bei einem Wiener Bankier- und Wechselhause durch den Diener eines Pfeifenhändlers, um dafür Dukaten einzuwechseln.

Es ergab sich, daß diese beiden Banknoten aus demselben Wechselhause selbst bereits am 28. August dem Pfeifenhändler gegeben worden, als er beim Ankauf einer Eisenbahnactie eine Banknote von 1000 Gulden wechselte.

Ein gleicher Fall ereignete sich kurz darauf wieder, und so stellte sich mit vieler Wahrscheinlichkeit heraus, daß die gefälschten Papiere dort bei Gelegenheit des Ankaufs von Staatspapieren ausgegeben worden seien.

Endlich kam man der Spur näher. —

Am 11. September bezahlte die Baronin von Bohr bei einem Specereihändler in Wien eine Rechnung.

Sie war eine dreijährige Kundschaft jenes Händlers, und zahlte mit einer Note von 100 Gulden, die dem Empfänger ihres starken Wasserzeichens halber auffiel, so daß er Bedenken gegen ihre Echtheit äußerte.

Sofort forderte er die Baronin auf, mit ihm zur Polizei zu gehen und sich dort über die Banknote auszuweisen.

Anfangs verlegen, erklärte die Betroffene darauf mit Entschiedenheit, daß sie als bekannte Dame von Stande nicht Folge leisten würde. Sie gab indeß ihre Aeußerung dahin ab, jene Banknote beim Wechseln einer Tausendguldennote entweder in einer namhaft gemachten Handlung oder von einem Advokaten erhalten

zu haben, gab darauf eine echte Hundertguldennote zur Berichtigung ihrer Rechnung und ging fort.

Der Kaufmann machte Anzeige von diesem Vorgange.

Die Baronin Mathilde von Bohr war eine bekannte Persönlichkeit Wiens, gleich ihrem Gemahl, dem Ritter Peter von Bohr.

Ihr Haus und ihre Gesellschaften gehörten zu den angesehenen in den eleganten Kreisen der österreichischen Residenz Wien.

Herr von Bohr hatte sich durch vielseitige Bildung, Interesse für Kunst, Unterstützung von Talenten, Theilnahme an gemeinnützigen Unternehmungen und viele Geldopfer zur Förderung derselben, die Achtung bedeutender Männer in den weitesten Kreisen erworben, und seine Gemahlin, eine geborne Gräfin von Ch .... gehörte durch Schönheit, Anmuth und Aufwand zu den elegantesten Damen Wiens.

Der Adel und die beste Gesellschaft fanden sich in ihrem Hause ein; ihr Sommeraufenthalt war das ihnen gehörige Schloß Kottingbrunn, woselbst sie Kaiser Franz häufig heimsuchte, der in seinem Besitzer den geistreichen Edelmann, erfahrenen Weltmann und uneigennützigen Vaterlandsfreund achtete.

Der Ritter von Bohr war auch bei dem Fürsten Metternich ein gern gesehener Gast, der seinen künstlerischen Neigungen mit seltenen Kenntnissen im Kunstfache, namentlich in der Maler-, Holzschnitt- und Kupferstecherkunst entgegenkam.

Nicht minder stand er mit den übrigen österreichischen Würdenträgern und höchsten Beamten in Verbindung, war in früheren Zeiten selbst ausübender Künstler, führte Pinsel und Palette, setzte Grabstichel und Drehbank in Bewegung, bis ein Augenübel, woran er litt, in Staar ausartete, so daß er sich im September 1830 einer Augenoperation unterwerfen und zum Verdrusse der vornehmen Damenwelt aller künstlerischen Thätigkeit entsagen mußte, welche häufig von ihm künstliche und zierliche Drechslerarbeiten zum Geschenk erhalten hatte.

So hatten denn von da an seine künstlerischen Beschäftigungen als äußerst geschickter Landschafts- und Portraitmaler, Zeichner, Lithograph und Kupferstecher und seine Arbeiten als Drechsler, Chemiker, Uhrmacher, Mechaniker und Schlosser, ein Ende; denn in allen

genannten Künsten und Wissenschaften war er bewandert, belesen und fortgeschritten in und mit den großen Entdeckungen der Neuzeit in allen diesen Fächern. — —

Die Herkunft des „Ritters Peter von Bohr", dieses Mannes der besten Cirkel Wiens, dessen Talente viel bewundert, dessen Geldmittel für unerschöpflich gehalten wurden, war ein Geheimniß. Wenigstens ruhte darüber ein dichter Schleier.

Es war ein halb romantischer, halb abenteuerlicher Schein von seiner Geburt und seinem Jugendleben verbreitet. Einigen galt er als ein Sprößling eines alten französischen Adelsgeschlechts, den die Revolution aus seiner Heimath vertrieben hatte, Anderen galt er als ein Abenteurer so lange, bis er sich in die höheren Kreise und zu Reichthum und Ansehn heraufgeschwungen hatte.

Seine äußere Erscheinung machte Eindruck. Bis in sein hohes Alter behielt er seine grade, militairische Haltung; sein Gesicht hatte ausgeprägten Charakter; kluge, intelligente Züge, die den Ausdruck von List und Verschlagenheit, Muth und Entschlossenheit hatten. In seinem Auftreten war er entschieden, in seinem Wesen abgeschlossen, und auf den ersten Blick erkannte man, daß in ihm eine ungewöhnliche Natur thätig sei.

Er selbst gab — in seinen späteren Verhören — über seine Abkunft und sein Jugendleben nachfolgende Auskunft:

Ich bin aus dem Dorfe Bredimus an der Mosel, vier Stunden von Luxemburg gebürtig, **1774** geboren, katholisch, verheirathet seit dem Jahre **1822** mit Mathilde, Gräfin von Ch...., Vater von vier Söhnen und einer Tochter, die verehelicht mit dem k. k. Kämmerer Grafen von W. ist.

Mein Großvater väterlicher Seite war Ritter des königlich französischen Ludwigordens und Oberlieutenant im elsassischen Grenadierregiment in französischen Diensten; mein Großvater mütterlicher Seite war Schatzmeister der franz. Armee und Ankäufer der Grundherrlichkeit Bredimus, wo mein Vater als Particulier wohnte, den ich, erst vier Jahre alt, durch den Tod verlor.

Ich erbte von ihm ein baares Vermögen von **13,000** Gulden Silbermünze, kam in die Obsorge eines Oheims, der Ingenieuroffizier in österreichisch-niederländischen Diensten war.

Vierzehn Jahr alt, kam ich in die Malerakademie und Zeichnenschule zu Oswald in der Provinz Luxemburg, begab mich nach zurückgelegtem dreijährigen Malercursus nach Paris zu meiner ferneren Ausbildung, trat, 18 Jahre alt, in französische Dienste, und wurde Lieutenant im 6. Artillerieregimente im Revolutionsjahre 1793.

Der Zufall hatte meine Uebersiedlung nach Oesterreich und meine Einbürgerung daselbst zur Folge.

Als nämlich die französischen Armeen den Rheinübergang vollzogen, sollten sie restituirt und von allen nichtrepublikanischen Elementen gereinigt werden. Der Oberst meines Regiments, wahrscheinlich früher ein fester Handwerker, beschloß die Besetzung der Offizierstellen mit Unteroffizieren, und stellte jedem Offizier den Austritt frei.

Ich trat mit Mehreren aus, mit dem Entschlusse nach Wien zu gehen, erwirkte mir in Frankfurt, dem Sitze des Hauptquartiers des Erzherzogs Carl von Oesterreich, einen Paß, der mir den Aufenthalt in ganz Oesterreich sicherte, und reisete bis Linz, wo mir die Weiterreise nach Wien verweigert wurde.

In Linz griff ich wiederum zu Pinsel und Palette, um als Maler zu leben. Zufällig nahm der aus Italien abgegangene Feldzeugmeister von Beaulieu dort seinen Aufenthalt. Er war mit meiner Familie bekannt. Ich erhielt Unterkommen und Verpflegung in seinem Hause, und trat auf sein Anrathen als Cadett in sein Regiment, wo ich an die Stelle eines Adjutanten mit Besorgung der kleinen Dienstgeschäfte beauftragt wurde.

Während das Regiment die Feldzüge am Rhein und in Deutschland mitmachte, blieb ich bei dem Feldzeugmeister zu Linz und übte Portrait- und Landschaftsmalerei.

Nach drei Jahren erhielt ich auf Ansuchen meinen Abschied, erhöhte durch meine Kunst und den Gewinn aus der Benutzung meiner Baarschaft auf Darlehn, gegen Wechsel u. s. w., in zwei Jahren mein Vermögen auf 15,000 Gulden Silber, heirathete 1798 die Tochter eines Zeichnenlehrers an der Zeichnenschule zu Linz, die ein Putzgeschäft errichtete, und im Laufe der Zeit ein Vermögen von 30,000 Gulden erwarb, 1811 aber ihr Geschäft ihrer Schwester abtrat. —

Sein zunehmendes Augenleiden veranlaßte Bohr, der Ausübung der Malerkunst nach und nach zu entsagen. Er begann zu speculiren, wozu ihm die Invasionen der französischen Heere in Oesterreich Veranlassung gaben, indem französische Commissaire die für sie vorbereiteten Magazine um äußerst geringe Preise zuschlugen.

Sein Reichthum wuchs, sein Hausstand vergrößerte sich, sein Aufwand stieg bis zur Anschaffung einer Equipage in rascher Folge zur allgemeinen Verwunderung der Einwohnerschaft von Linz.

Er, der vor zwölf Jahren mittellos nach Linz gekommen und ein armes Mädchen geheirathet hatte, galt bald für einen der reichsten Bürger der Stadt, war Besitzer zweier großer Häuser u. s. w.

Er selbst äußerte sich über diese rasche Zunahme seiner Glücksgüter also:

„Während dieser Zeit hatte ich allein und später in Verbindung mit einem Kaufmann Escomptgeschäfte gemacht, und daraus bedeutenden Gewinn erzielt. Ich kaufte zwei Häuser, das erste 1808 für 80,000 Gulden, das zweite 1809 für 40,000 Gulden, so daß ich 1813 im Besitz eines Vermögens von 120,000 Gulden war." —

Dieser rasche Glückswechsel gab Veranlassung zu Gesprächen und Gerüchten aller Art. (Der aufmerksame Leser wird bereits auch schon sich seine Ansicht darüber gebildet haben.)

Hier beschuldigte man ihn, Spion zu sein, dort flüsterte man, sein Vermögen rühre von einer französischen Kriegskasse her, womit er heimlich nach Oesterreich geflüchtet sei. Noch Andere sprachen von einem geheimnißvollen Treiben in seinem Hause, von einem Zimmer im zweiten Stockwerke, wo er oft Tage lang sich eingesperrt hatte. Dieses Zimmer enthalte selbst für seine Frau undurchdringliche Geheimnisse; wenn sie ihn sprechen wolle, müsse sie erst an einer Klingel läuten, worauf er von innen öffne u. s. w.

Ohne dem Laufe der Erzählung vorzugreifen, sei die Aeußerung der Ansicht gestattet, daß der spätere „Ritter von Bohr" schon während seines Aufenthaltes zu Linz das war, was er 50 Jahre nachher als 72jähriger Greis seinem eigenen Geständnisse zufolge war — ein Fälscher.

Dafür spricht auch, daß bereits im Jahre 1808 ein Verdacht dieses Verbrechens sich gegen ihn erhob, und eine polizeiliche Untersuchung wegen angeblicher Verausgabung eines falschen Zehngulden-Bankzettels auf Requisition der Polizeidirection zu Wien, verbunden mit einer Haussuchung, stattfand, die aber ohne Erfolg blieb.

Im Jahre 1813 übersiedelte er nach Wien.

Hier blieb er bis zum Jahre 1827, und vermehrte nach seiner Angabe sein Vermögen durch verschiedenartige Speculationen bis zu 400,000 Gulden, worüber er gerichtlich bei einem späterhin über sein Vermögen ausgebrochenen Concurse, Nachweis geliefert haben will.

Bei seinem ersten Auftreten in Wien kündigte er sich nicht als ein Mann von solchen Vermögensverhältnissen an. Er kaufte eine kleine Landbesitzung für 6000 Gulden und darauf, nachdem er sie wieder verkauft, eine andere zum Preise von 233,000 Gulden, nach 3 Jahren das Schloß Kottingbrunn für 127,000 Gulden und um dieselbe Zeit noch neben diesem Gutserwerbe ein schönes Haus in Wien für 95,000 Gulden. —

Von der Zeit dieses bedeutenden Immobilienerwerbes an, entwickelte Bohr von Tag zu Tag mehr neuen, stets bedeutenderen Luxus: Haushaltung, öffentliches Auftreten, die Art der Erziehung seiner Kinder und die Bereitwilligkeit, womit er sich an gemeinnützigen oder künstlerischen Unternehmungen, unter Hergabe und Aufopferung bedeutender Summen, betheiligte, ließen den Schluß auf den Besitz eines großen Vermögens zu.

Seine Frau starb im Jahre 1819, und erst hauptsächlich von diesem Zeitpunkte an entfaltete Bohr seinen Reichthum.

Er kam im nämlichen Jahre um Anerkennung seiner adligen Abstammung bei der österreichischen Hofkanzlei ein, welchem Gesuche gewährt und der Herrschaftsbesitzer von Bohr in das Collegium des Ritterstandes des österreichischen Kaiserreichs aufgenommen wurde.

Wenige Monate hiernach sprach man von seiner Verlobung mit der 27jährigen, durch Schönheit, wie durch alten Adel ihrer Familie ausgezeichneten Gräfin von Ch.... Die Heirath fand wirklich am 21. August 1821 zu Klagenfurt statt. Seiner zweiten Frau versicherte er außer einem jährlichen Nadelgelde von 600 Gul-

den einen auf die Herrschaft Kottingbrunn hypothekarisch eingetragenen Wittwengehalt von 2000 Gulden.

Bis zum Jahre 1830 verwaltete er neben seinem Besitzthume die Güter eines Fürsten in Kärnthen. Sein Aufwand stieg während seines dortigen Aufenthalts, und stand weder im Verhältniß zur Einnahme von seinem Grundeigenthume, noch konnte er in dem kleinen Orte Klagenfurt Geschäfte und Speculationen machen, welche so bedeutende Summen abwarfen.

Wahrscheinlich schien ihm dieser Ort zu geheimen Geschäften geeigneter, als die Residenz Wien, wo alle Augen wachsamer, alle Arme des Gesetzes kräftiger sind; nur die Verwaltung der fürstlichen Güter gab einen Vorwand für seinen dortigen Aufenthalt ab.

Allgemein war das Aufsehn, als Bohr nicht allein bereits im Jahre 1828 das Palais jenes fürstlichen Hauses, sondern noch vier Güter desselben käuflich an sich brachte um einen Preis von 200,000 Gulden. In Folge dieses Kaufes wurde er Mitglied der Landstandschaft Kärnthens, und übersiedelte darauf nach Wien, woselbst er seinen ständigen Wohnsitz nahm, verkaufte aber einige Jahre darnach um den Ankaufspreis die Güter wieder. Ueber das fürstliche Vermögen war Concurs ausgebrochen, Bohr hatte daran eine Forderung von 348,000 Gulden, übernahm aber jene Güter für 200,000, so daß er einen bedeutenden Verlust erlitt, den er vor der Welt verborgen hielt, und dennoch, gleich den Gliedern des hohen österreichischen Adels, alle großen Erfindungen und Unternehmungen durch bedeutende Geldopfer unterstützte.

Er gründete die erste österreichische Sparkasse, war Begründer der Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft, Erfinder einer Guillochirmaschine und Gründer des Prachtwerks: Oesterreichs Ehrentempel.

Während seines Aufenthalts in Wien lebte er den Winter hindurch in seiner schönen Wohnung in der Leopoldstadt und schien, während seine Gemahlin und Söhne in Aufwand mit der hohen Aristokratie wetteiferten, seine Zeit ernsten Studien und Versuchen auf dem Felde der Technik, Mechanik und der zeichnenden Künste zuzuwenden. Denselben Beschäftigungen widmete er sich anscheinend auch während seines Sommeraufenthaltes auf seinem Schlosse Kottingbrunn.

Nach dem angeblichen Verluste von 180,000 Gulden bei dem gedachten Concurse drangen seine Gläubiger auf ihn ein, und im December 1839 brach der Concurs auch über sein Vermögen aus; am Tage der Concurseröffnung betrug nach seiner Angabe seine ganze Baarschaft sieben Gulden.

Mit diesem Tage begann eine trübe Zeit voll Sorge und Kummer für ihn und seine genußsüchtige Familie. Equipagen und Schmuck der Gräfin wurden verkauft, das Silbergeräthe versetzt, jede Einschränkung versucht, die glänzende Wohnung verlassen, eine kleinere — wenn auch noch immer kostspielige — bezogen, und die Sommermonate statt auf dem Schlosse doch noch auf einer kleinen Villa in Meidling zugebracht, so daß man der Ansicht war, der verminderte Aufwand werde aus den geretteten Trümmern des großen Schiffbruchs seines Vermögens bestritten.

Dieser Ritter von Bohr war nun der Mann, auf den sich der erste Verdacht rücksichtlich der falschen Banknoten richtete, indem er wie seine Frau bei der Ausgabe derselben ertappt wurden. Es ermittelte sich, daß Bohr bereits 1841 in einer Wiener Wechselstube beim Ankauf von Staatspapieren drei falsche Banknoten unter 22 Stück Zehnguldennoten angeboten hatte, wobei er aus seiner Brieftasche die falschen gegen echte ersetzte, obwohl eine damalige Haussuchung bei ihm nichts Verdächtiges ergeben hatte.

Man überwachte ihn, enthob ihn aber dieser Ueberwachung bald. Indeß kamen Exemplare jener Zehnguldennoten nach wie vor in Wien vor, so daß die Nationalbank über zwölftausend Stück derselben einlöste, die bei ihr von Handelshäusern einliefen.

Am Abend des 11. Septembers, wo Frau von Bohr bei dem Specereihändler die gefälschte Banknote ausgab, fand sie sich in Begleitung ihres Mannes im Gewölbe des Kaufmanns ein. Ein anwesender Polizeibeamter ersuchte sie, sich zu ihrer Vernehmung bei dem Polizeirath einzufinden, wobei Letzterer auf die Aehnlichkeit Bohrs mit Dem, der bei dem Juwelier Kette und Ring gekauft hatte, aufmerksam wurde. So unbefangen Bohr dem Polizeirath gegenüber erschien, so artig benahm sich die „Frau Baronin"; indeß

ſchien dennoch, als bemühe ſie ſich lebhaft, eine innere ängſtliche Gemüthsaufregung niederzuhalten.

Eine ſtrenge Beobachtung des Bohr'ſchen Ehepaares, ſeiner Sommerwohnung und aller ihrer Fahrten und Ausgänge wurde angeordnet, und am 14. September begab ſich der Polizeirath allein zu Bohr's Villa, einem kleinen, nur für eine Familie eingerichteten Gebäude nebſt Garten vor demſelben.

Die Gartenthür war immer verſchloſſen und mit einer Klingel verſehen. Das Bohr'ſche Ehepaar ward am Mittagstiſche angetroffen, woran noch eine andere Dame Theil nahm.

Man war über den Beſuch in keiner Weiſe betroffen und bot dem Eingetretenen ein Couvert an, welches derſelbe auch annahm. Das Geſpräch leitete größtentheils die fremde Dame; es drehte ſich um die gewöhnlichen gleichgültigen Gegenſtände.

Während Bohr ſich's wohlſchmecken ließ, nahm ſeine Frau wenig von den Speiſen zu ſich, unterdrückte mit Gewalt ein peinliches Gefühl, ließ ihren Blick auf den Polizeirath ruhen, ſo oft er — wie ſie wähnte — es nicht merkte. Das Ehepaar erwähnte während des Tiſches mit keiner Sylbe des Vorfalles mit den Banknoten. Erſt nach Beendigung des Diners, als ein Bedienter eintrat, flüſterte Frau von Bohr mit nicht zurückgehaltener Verlegenheit dem Polizeirath zu, in Anweſenheit des Dienſtboten Nichts von der Sache zu erwähnen, weil derſelbe ihn kenne, da er vor vier Jahren Hausſuchung gehalten.

Sie führte hierauf den Polizeirath zum erſten Stock hinauf in ein Vorzimmer, worin eine alte beſtaubte Drechſelbank, die, wie Bohr, der nachgefolgt war, bemerkte, von ihm früher gebraucht ſei. In dem dahintergelegenen Kabinet der Baronin wies ſie ihm ihre Baarſchaft vor; daſſelbe geſchah im Schlafzimmer Bohr's; in Beiden ward nichts Verdächtiges gefunden: die vorhandenen Banknoten waren ſammt und ſonders echt.

Nur eine Entdeckung war äußerſt wichtig: die Beſchreibung, die der Juwelier von der Brieftaſche des alten Herrn beim Ankauf der Kette und des Ringes gemacht hatte, ſtimmte vollkommen mit derjenigen überein, die ſich in Bohr's Kommode vorfand.

An den Händen der Frau von Bohr dagegen fand ſich der

Ring nicht, und eine Uhr, woran die angekaufte Kette befindlich, war nirgend sichtbar. Der Ring war als ein mehr als gewöhnlich großer Frauenring geschildert, und hatte sich der unbekannte Ankäufer desselben geäußert: die Dame, wofür er bestimmt sei, habe fleischige Finger, und — — die Finger der verdächtigen Frau von Bohr waren auffallend schön und fleischig.

Zu diesen halben Anzeichen galt es, eine sichere Thatsache aufzufinden, und das war das Auffinden der Uhrkette. Da nirgend eine Uhr lag, so lag der Gedanke nahe, Bohr trage sie bei sich. Sie war aber nicht sichtbar, weil sein Schlafrock vorn zugeknöpft war. Beim Hinuntergehen auf der Treppe warf nun der Polizeirath ganz unbefangen die Frage hin, wie viel Uhr es sei, die seinige stehe still.

Arglos öffnete Bohr den Schlafrock und zog die Uhr hervor, sie war an einer ganz neuen Kette, ähnlich der vom Juwelier geschilderten und von ihm gekauften.

Klar und deutlich ergab sich daraus die Identität Bohr's mit dem Käufer der Uhrkette.

Mit dieser Ueberzeugung schied der Polizeirath aus dem Landhause Bohr's. Unumstößlich stand bei ihm die Ansicht fest, daß der bereits 73 jährige Greis in irgend einer Art mit den in Umlauf gesetzten falschen Papieren in Verbindung stehen müsse.

Bohr's noch immer kostspieliger Haushalt konnte von dem jährlichen Einkommen seiner Frau, das kaum 3000 Gulden betrug, und wovon 1000 Gulden allein für Miethe der beiden Wohnungen ausgegeben wurden, nicht bestritten werden. Capitalien konnte er von Bedeutung nicht aus dem Vermögensschiffbruche geborgen haben. Indessen äußerte er sich über bessere Zeiten, die für ihn kommen würden, und — hielt sich wieder Tage lang in seinem Zimmer eingeschlossen auf. Die Ueberwachung ward auf das Strengste, aber mit allergrößter Vorsicht gehandhabt.

In der Nähe der Sommerwohnung waren fortwährend Polizeiagenten aufgestellt, die Posten wurden Tag und Nacht abgelöst; sie mußten beiden Ueberwachten folgen, wenn sie ausfuhren. Eine Agentin mit ihrem Kinde wurde in ein der Bohr'schen Sommerwohnung gegenüber gelegenes Haus eingemiethet, sie gab sich für

eine Wittwe aus, die nach ihres Mannes Tode die Stadt verlassen und von Handarbeit lebe. Mit solcher Arbeit beschäftigt, saß sie den ganzen Tag beobachtend am Fenster und suchte wo möglich die Bekanntschaft der weiblichen Dienstboten Bohr's zu machen.

Seit dem 11. September waren eine verhältnißmäßig geringe Zahl falscher Banknoten von 100 Gulden bei der Nationalbank vorgekommen, während Banknoten von 10 Gulden häufiger einliefen. Der Fälscher der Ersteren schien daher in den letzten Tagen mit der Verbreitung eingehalten zu haben.

Beide Falsificate trugen die Merkmale gleich ausgezeichneter Arbeit zur Schau; mehrere Zehnguldennoten hatte ein Diener der Bleiröhrenfabrik zu Kottingbrunn zur Bank gebracht, welche im Besitz des älteren Sohnes Bohr's sich befand; und so war die Vermuthung mehr als gegründet, daß Bohr mit Verbreitung der größeren Banknoten zur Zeit aufgehört hatte, dagegen die kleineren zu seiner größeren Sicherheit vor jedem Verdacht und Entdeckung in Umlauf setzte.

Auf des untersuchenden Polizeiraths Antrag erließ hierauf am 8. October der Polizeipräsident den Befehl, bei Bohr zu einer genauen Haussuchung zu schreiten, und im Falle der Auffindung unwiderlegbarer Beweise seiner Schuld zu seiner Verhaftung zu schreiten. — —

Am gedachten Tage 7 Uhr Morgens waren alle Vorbereitungen getroffen, und eine Menge Polizeibeamter in der Nähe des Bohr'schen Sommeraufenthalts versammelt.

Die gegenüber wohnende Agentin war beauftragt, die Hausklingel zu ziehen, und sobald die Thür geöffnet worden, in derselben stehen zu bleiben und ein Gespräch mit dem öffnenden Dienstboten anzuknüpfen, damit das Polizeipersonal sofort in das Haus gelangen könne. Auch ein Arzt war zugezogen, um bei der Hand zu sein, für Fälle der Ohnmacht, Verwundung oder Vergiftung.

Wie angeordnet war, geschah.

Die Agentin zog die Thürklingel, weilte in angewiesener Weise in der offenen Hausthür, das Polizeipersonal trat ein. Jeder begab sich sofort in die ihm angewiesenen Räume, und befahl den darin befindlichen Dienstboten, sich nicht von der Stelle zu bewegen.

So blieb die Köchin am Heerde, die Magd in der Waschkammer, der Bediente im Stalle.

Frau von Bohr wurde im Salon bei der Chocolade überrascht und ward sehr aufgeregt bei der Eröffnung, den Saal nicht zu verlassen, da eine Commission Haussuchung halte.

Mit dem Arzt und mehreren Polizeibeamten eilte der Polizeirath in Bohr's Schlaf- und Arbeitszimmer, in welchem er angetroffen ward.

Die wichtigste Entdeckung, die sofort gemacht wurde, war die Uhr, mit der goldenen Kette an der Wand hangend. Diese bewog den Polizeirath, sofort zur Verhaftung zu schreiten.

Raschen Schrittes trat er auf Bohr zu und faßte seine Hand. Ueberrascht, aber äußerlich ruhig, sagte Bohr: Guten Morgen! Was soll's?

Ich verhafte Sie wegen Staatsbetruges! erwiderte der Polizeirath.

Bohr's Puls tobte in der Hand des Polizeiraths, obwohl keine Ueberraschung oder Befangenheit sich äußerlich kund gab.

Man eröffnete ihm den Zweck des Erscheinens und ordnete die Untersuchung zuerst an seiner Person an, ließ in die Taschen seines Schlafrocks fahren, worin man eine vor wenigen Tagen ausgestellte Ankaufsnote eines Wechslers über 100 Ducaten fand, worüber Bohr in einige Verlegenheit zu gerathen schien.

Auf die Frage: Woher haben Sie diese Uhr? antwortete er durch Angabe des wahren Sachverhalts.

Außer der Kette wollte er Nichts gekauft haben. Es galt daher, den Ring ausfindig zu machen.

Man ließ daher Bohr unter Polizeibewachung zurück und begab sich zu seiner Frau, die fortwährend sehr aufgeregt war.

Der Ring fand sich bei der Visitation nicht vor, und sie leugnete auch seinen Besitz.

Man begab sich daher zu dem weiblichen Hausgesinde.

Der Polizeirath hatte sich von dem Juwelier eine gleiche Kette und einen gleichen Ring, wie die, welche Bohr gekauft hatte, anfertigen lassen.

Letzteren zog er hervor und zeigte ihn Einer nach der Andern mit der Frage: ob sie diesen Ring kenne?

Und Beide stimmten darin in ihrer Antwort überein, ihn an der Hand ihrer Herrschaft gesehen zu haben. —

Eine genaue Untersuchung des Zimmers der Frau von Bohr, die hierauf vernommen wurde, hatte das Resultat, daß der Ring, in Papier eingewickelt, in einer Tischlade gefunden wurde.

Marie Zitz, die treue Magd der Frau von Bohr durch 22 Dienstjahre und in unerschütterlicher Ergebenheit ihr anhangend, wurde der entscheidende Belastungszeuge gegenüber dem Verbrechen ihrer Herrschaft — eine Fügung der Nemesis! —

Unter den Geldvorräthen nämlich, die sich in den Zimmern der Herrschaft vorfanden, ward nicht ein einziges Exemplar einer falschen Banknote angetroffen. Es ward daher zur Durchsicht der Baarschaft des Gesindes geschritten.

Da Nichts gefunden wurde, so ward auf die Frage, wo sie denn ihr Geld hätten, von Beiden ihr Sparkassenbuch vorgezeigt, und in dem der Magd entdeckte man zwei Stück falsche Zehnguldennoten.

Beide — so lautete ihre Aussage — habe ich von meiner Herrschaft erhalten.

Nach diesen Vorgängen wurde zur genauesten Untersuchung im Arbeitszimmer Bohr's geschritten, und in den Laden und Schiebern des Arbeitstisches fand man eine große Zahl Grabstichel, Radirnadeln, Kupfer- und Zinnplatten und zwölf verschiedene Augengläser. In einem Stückchen Blei waren Buchstaben eingegraben, in derselben Größe und von demselben Schnitt wie die der Serienbuchstaben auf den Banknoten. Auf zwei Zinnplatten war die Stampigin, wie sie auf den früheren Banknoten von 500 Gulden sich befanden, eingravirt. Außer der alten Drehbank war auch ein Apparat zum Daguerrotypiren vorhanden.

Darauf ward die Rumpelkammer — so hieß das Zimmer, in welches Bohr sich einzuschließen pflegte — untersucht, nachdem man ihm den Schlüssel, den er stets bei sich trug, abgefordert hatte, und den er mit sichtbarem Widerstreben abgab.

Schon der Anblick dieses tief unter seinem Schlafgemach im

Erdgeſchoſſe gelegenen Zimmers ließ auf eine geheime lichtſcheue Thätigkeit ſchließen, die darin geübt worden.

Fenſter und Thür nach dem Garten hin waren mit Staub und Spinngeweben bedeckt, und ſomit Jahre lang nicht geöffnet; letztere war ſtets verriegelt, und die unteren Flügel des Fenſters dicht mit weißmouſſelinenen Vorhängen verhängt und ringsum mit Nägeln an den Fenſterſparren feſtgenagelt, ſo daß Niemand von Außen hineinzuſehen vermochte.

Geriebene Farben, Stücke einer Handpreſſe, Gravir- und Radirgeräthſchäften lagen umher, in einer Kiſte die neueſten Schriften über Farbendruck, Kupferſtecherkunſt, Photographie und Daguerrotypie, Papierbereitung u. ſ. w.

Bohr, der während der ſtundenlangen Unterſuchung lautlos auf dem Sopha geſeſſen und nur durch tiefes Athemholen und krampfhaftes Zucken der Mundwinkel ſeine Aufregung verrieth, erklärte auf Befragen alle dieſe Werkzeuge für Reſte ſeiner frühren künſtleriſchen Wirkſamkeit, wovon bei ihm ſeit ſeinem Augenleiden keine Rede mehr geweſen ſei.

So ſchonend als möglich ward nach beendigter Viſitation ihm eröffnet, wie er in polizeilichen Verwahrſam genommen werden müſſe, worauf er unter ſtrenger Bewachung in das Polizeihaus zu Wien abgeführt wurde.

Nunmehr wurde zur Unterſuchung der Wohnung Bohr's in der Stadt geſchritten.

Dort wurde ein alter Diener, mit der Einrichtung des Quartiers für den Winter beſchäftigt, angetroffen, der ungläubig lächelte, als man ihm ſagte, ſein Herr habe falſche Banknoten gemacht.

Der gnädige Herr ſoll falſche Banknoten gemacht haben? ſagte er. Das iſt ja nicht möglich; er ſieht ja faſt gar Nichts mehr; ich habe ihm jeden Brief vorleſen müſſen.

Auch ergaben ſich durch das Verhör mit demſelben mehrere Anzeichen rückſichtlich der Verausgabung falſcher Banknoten durch die Frau von Bohr.

Außerdem fanden ſich im Hauſe große Vorräthe von Spezerei- und anderen Waaren, welche nach Ausſage des Bedienten von der Frau von Bohr in ihrer Equipage heimgebracht worden.

Auch wurden hier in Bohr's Zimmer Grabstichel, Zinn- und Kupferplatten und eine Menge Flaschen mit chemischen Säuren gefunden. —

Frau von Bohr befand sich noch in der Sommerwohnung, mehrmals von heftigen Krämpfen befallen, vom Nebenzimmer aus Tag und Nacht bewacht. Fortwährend in heftigem Fieber, sprach sie unverständliche Worte, redete irre und schrie händeringend dazwischen:

Ich kann ihn nicht verrathen! Eher aufs Schaffot! Ich habe ihm Treue geschworen!

Der Arzt erklärte sie in diesem Zustande für unzurechnungsfähig und ihre Vernehmung zu Protokoll für unzulässig. Tags darauf indeß erklärte er das Gegentheil und die Krämpfe für Verstellung.

Der Polizeirath trat deshalb in ihr Zimmer.

Gräfin, — sprach er — Sie müssen mich hören!

Bei seinem Anblick schrie sie laut auf, und wie sie wiederum in Krämpfe fallen wollte, ergriff er ihre Hand.

Es fruchtet nichts, Gräfin! — sagte er. — Das Fläschchen Hirschhorngeist, das ich bei mir führe, bringt Sie ins Bewußtsein zurück. Ich that, wozu ich als Mensch mich für verpflichtet hielt; jetzt habe ich meine Pflicht als Beamter zu erfüllen, und seien Sie überzeugt, daß ich sie erfülle. —

Langsam ging sie zum Sopha; der Polizeirath rückte einen Stuhl in ihre Nähe.

Eine mehrstündige Unterredung zwischen Beiden hatte statt, nachdem sie anfangs keinen Laut längere Zeit hindurch von sich gegeben hatte und zu keiner Aeußerung zu bringen gewesen war.

Gräfin — begann der Polizeirath — das Schicksal hat sich wider Sie verschworen. Der Beweis Ihrer Schuld ist von einer Seite geliefert, wo Sie es am allerwenigsten vermuthen.

Was wollen Sie damit sagen? fragte sie, nachdem sie ihn nach jenen Worten mit Staunen und unbeschreiblicher Angst im Blicke angesehen.

Der Polizeirath zog jetzt die im Sparkassenbuch der Dienstmagd gefundenen Zehnguldennoten hervor und eröffnete ihr, daß

Zum Volks-Pitaval, Bd. I. Lief. 7.

Nicht unter dem Henkerbeil.

dieses ihr so treu ergebene Mädchen ohne Ahnung, welchen Beweis sie dadurch gegen ihre Herrschaft liefere, angegeben: sie habe selbe von der Gräfin erhalten.

Ich sehe: Alles ist entdeckt! — Gut! So will ich Ihnen auch gestehen — erwiderte sie, und legte hierauf ein vollständiges Geständniß ab.

Sie gestand, daß die Anfertigung der fraglichen Hundert- und Zehnguldennoten durch ihren Mann allein und ohne jede fremde Beihülfe jetzt sowie im Jahre 1841 geschehen sei; auch in jüngster Zeit, nachdem er den Entschluß gefaßt habe, Banknoten zu 1000 Gulden zu fertigen, sie ihm aber mit dem Bedeuten davon abgerathen, daß dadurch bei der ersten Uebertragung auf die Platte eine echte Tausendguldennote vernichtet werde, und ihr Einkommen nicht mehr so bedeutend sei, um im Betretungsfalle den Beweis zu liefern, woher sie eine solche hohe Note bezogen hätten. Gleichergestalt gestand sie, daß ihr Mann bereits 1839, um dem Ausbruche des Concurses vorzubeugen, 2000 Stück Banknoten, zu 500 Gulden das Stück, verfertigt, aber nur 16 Stück verausgabt, die übrigen verbrannt habe.

Sie versicherte, die einzige Mitwisserin und Theilnehmerin zu sein, indem durch ihre Hände und nur in Wien fast alle Noten jetzt und im Jahre 1841 ausgegeben seien, deren Gesammtbetrag sie auf 24000 Gulden (?) angab.

Ob ihr Mann vor dem Jahre 1839 Fälschungen begangen, wisse sie nicht anzugeben; wohl aber habe er damals gesagt, daß er große Summen aus Belgien bezöge. Auch habe er Reisen in das In- und Ausland gemacht, bis seine gesteigerten Gichtleiden ihn daran gehindert hätten. —

Hierauf ward sie in der Nacht vom 10. auf 11. October in das Polizeihaus gebracht; sie genoß alle nur möglichen Bequemlichkeiten, und da sie nach Aeußerungen des Arztes Bewegung in frischer Luft bedurfte, fuhr der die Untersuchung führende Polizeirath allnachmittäglich mit ihr nach dem Prater zum Spazierengehen und Wassertrinken.

Auf einem dieser Spaziergänge zeigte sie ihm eine Stelle an der Donau, wo ihr Mann jedesmal, nachdem er die von ihm

gefertigten Kupferplatten benutzt, diese in Stücke zersägt und in den Fluß geworfen, um bei etwaiger Haussuchung jede Spur zu vernichten und allen Verdacht von sich abzuwälzen.

An der Fabrikation der Platten zu den zuletzt ausgegebenen Banknoten habe er volle zwei Jahre mit furchtbarer Anstrengung gearbeitet; denn, wenn er einen Tag dazu verwendet, habe er 14 Tage zu seiner Wiedererholung aussetzen müssen. Ende Juli habe er 16—17000 Hundertguldennoten fertig gehabt, und diese mit einer Farbenmischung bestrichen, wodurch sie das Ansehen längeren Gebrauchs erhalten hätten.

Das Papier zu den Banknoten habe er früher selbst in dem Gartenzimmer verfertigt, später aber Papier von verschiedenen Händlern dazu gekauft.

Seinen Vorrath von selbstgemachten Werthpapieren habe er in einer Blechbüchse aufbewahrt, die er unter dem Boden der Stube verborgen gehalten, um bei einer Haussuchung sicher zu sein. Gegenwärtig sei noch ein Vorrath in der mehrerwähnten Drehbank vorhanden, was sich auch bei vorgenommener Durchsicht bestätigte. — —

Nach diesen Ermittelungen galt es, den Banknotenfälscher selbst zum Geständniß zu bringen, der im Gefängnisse, Tag und Nacht von zwei Polizeibeamten bewacht, zubrachte.

Anfangs war er zu keinem Geständnisse zu bewegen.

Ich habe Nichts zu gestehen! — Die Untersuchung wird Alles aufklären! — waren seine Worte.

Ganz gewiß — erwiderte ihm darauf der Polizeirath — und die Untersuchung wird auch das Wahre herauszufinden wissen. Aber bedenken Sie, daß nur Gründe der Humanität mich zu diesen Worten bewegen. Je eher der Schluß der Untersuchung, desto eher Entscheidung Ihres Schicksals! — Ueber den Ausfall derselben kann nach dem, was bereits vorliegt, kein Zweifel sein. Bei Ihrem Alter ist Jedem eine Strafe von 5 oder 20 Jahren ganz einerlei. Aber es ist für Ihre Gewissensruhe, für Ihre Ehre nicht einerlei, ob es heißt: der alte Bohr hat in hartnäckigem Leugnen verharrt, oder ob man sagen wird: der arme Bohr ist durch Unglücksfälle zu einem verzweifelten Schritte getrieben, bereut

ihn aber herzlich, und es wäre wünschenswerth, bei seinen übrigen Verdiensten dieses mehr als gewöhnlich in Berücksichtigung genommen zu sehen.

Allein diese Bemühungen des polizeilichen Inquirenten waren und blieben erfolglos. Bohr blieb bei seinem Leugnen, und Jener sah ein, daß es hier gegen den Starrsinn eines alten Mannes anzukämpfen galt, der bei außergewöhnlichen Fähigkeiten Scharfsinn und Verschlagenheit in jeder seiner Handlungen wie Aeußerungen zu erkennen gab, und dem der Gedanke martervoll war, seinen Kindern als einziges Erbtheil die Erinnerung zu hinterlassen: ihr Vater sei als Verbrecher gestorben.

Der Inquirent hatte sich ihm am ersten Abend seines Besuchs offen ausgesprochen, daß er die Ueberzeugung gewonnen: nur Er sei der Banknotenfälscher.

Bohr gestand Nichts.

Beim dritten Besuche nahm die Sache eine andere Wendung. Er schützte anfangs ein Unwohlsein vor, obwohl er nach Aeußerung seines Wächters den ganzen Tag hindurch wohlgelaunt gewesen und viel gesprochen habe.

Das Gespräch zwischen Bohr und dem Polizeirath drehte sich im Beginn um gleichgültige Gegenstände, bis der Erstere die Frage stellte: wie weit die Sache gediehen sei? — Auf die Antwort: sie würde im Laufe der nächsten Tage an die Criminalbehörde abgegeben, fuhr er zusammen.

Nein, nein, nein! rief er aus.

Sie hätten auf diesen Ausgang längst vorbereitet sein müssen — war die Antwort des Polizeiraths.

Jahre lang — fuhr er fort — haben Sie mit bewundernswürdiger Klugheit den Streich von Ihrem Haupte fern gehalten. Dennoch mußten Sie denken, daß die Zeit einmal kommen werde, wo Ihr Glücksstern untergehe. Jetzt beharren Sie bei einem Leugnen, das Ihnen nur schadet.

Wer kann mir etwas beweisen? sagte er plötzlich, von seinem Auf- und Abgehen im Zimmer ablassend und den Polizeirath scharf anblickend, der darauf hindeutete, daß seine Frau vernommen worden sei.

Hat meine Frau vielleicht wider mich ausgesagt? fragte er.

Der Gefragte zuckte schweigend die Schultern.

Da brach Bohr in tiefes, erschütterndes Weinen aus.

Meine Frau! o meine Frau! rief er aus.

Der Polizeirath suchte ihn zu trösten und ermahnte ihn, Mann zu sein, und als er eine Bewegung gegen den Tisch am Fenster machte, worauf er Bohr's Taschentuch liegen sah, um ihm dasselbe, die Augen zu trocknen, zu reichen, sprang er rasch wie der Blitz hinzu und griff nach dem zusammengeballt daliegenden Tuch.

Der Polizeirath, der nichts Gutes ahnte, fiel ihm in den Arm und riß mit der andern Hand das Tuch an sich.

Es war etwas Hartes darin — ein Knollen, eigroß, von Brod zusammengeknetet.

Was ist das? fragte der Polizeirath.

Bohr schlug die Hände vor das Gesicht und begann bitterlich zu weinen.

Der Polizeirath hatte gleich bei Bohr's Haftnahme ihn ermahnt, nicht Hand an sich zu legen. Er hatte ihm sein Wort darauf gegeben.

Sie haben mir das Versprechen gegeben, nicht Hand an sich zu legen, so lange Sie unter meiner Aufsicht sind — begann der Polizeirath — und ein Bohr bricht sein Wort? So halten Sie das mir gegebene Ehrenwort? — Das also ist der Dank für die Schonung, die ich für Sie hatte, für die nachsichtige Behandlung? Jetzt werde ich Ihnen keine Schonung angedeihen lassen können und jene Strenge anwenden müssen, die ich Ihnen gern erspart hätte. Sie haben die Rücksicht, die ich gegen Sie hatte, selbst verwirkt.

Bohr antwortete nicht. Er war heftig erschüttert auf das Sopha gesunken und schluchzte laut, die Hände vor dem Gesicht.

Sie zwingen mich zu genauer persönlicher Untersuchung — fuhr Jener fort. — Denn wer bürgt mir dafür, daß Sie nicht noch Gegenstände verborgen halten, die zu gleichem Zwecke dienen sollen.

Sie haben Recht — sprach Bohr, sich heftig vom Sopha

erhebend. Mein Wort habe ich gebrochen; verächtlich muß ich in Ihren Augen daſtehen. Gut — ich will Ihnen einen Beweis geben, daß Sie Ihre Schonung nicht an einen Undankbaren verſchwendeten. Ich will Alles geſtehen, ich will Ihnen ſagen: — Ich bin der Fälſcher! — —

Ich nehme jetzt bei Ihrer Gemüthsaufregung kein Geſtändniß an — entgegnete der Polizeirath. Ich will es dieſem Augenblick nicht verdanken. Ihr Geſtändniß iſt nicht frei, wie es das Geſetz will. Zudem iſt es ſchon ſpät — es war faſt zwei Uhr Nachts. — Ruhen Sie aus, und wenn Sie morgen noch denſelben Entſchluß hegen, werde ich Sie zu Protokoll vernehmen.

Der Polizeirath ſchied und trug den Wächtern ſtrenge Beobachtung auf, da er einen Selbſtmordverſuch beſorgte. Denn Bohr hatte ihm geſtanden, daß er mit dem zuſammengekneteten Stück Brodkrume ſich habe erſticken wollen, indem er, ohne Aufſehen zu erregen, das Taſchentuch mit ins Bett genommen, und dort, gegen die Wand mit dem Geſicht gekehrt, den Augenblick, wo er das Tuch an die Naſe gebracht und den Mund damit verdeckt hätte, dazu benutzt haben würde, das Brodei in die Kehle zu ſchieben und ſich alſo zu erſticken. —

Andern Morgens erklärte ſich Bohr auf Befragen feſt entſchloſſen zum vollſtändigen Geſtändniſſe.

Der Actuar ward hereingerufen, die Vernehmung begann, und ſeine Ausſage wurde niedergeſchrieben.

Es währte bis am Nachmittage, wo das Protokoll geſchloſſen wurde, das er zum Theil ſelbſt dictirte. Darauf ſpeiſte er mit gutem Appetit zu Mittag und ſchlief die Nacht zum erſten Mal ruhig, tief und ununterbrochen zehn Stunden fort.

Er hatte indeß nur die Fälſchung der letzten in Umlauf geſetzten Hundert- und Zehnguldennoten eingeſtanden. Ueber die drei früheren Fälle, worüber er 1808 zu Linz und die beiden anderen Male zu Wien vernommen und einer Hausſuchung unterworfen worden, ſchwieg er.

Endlich aber geſtand er auch, ſich der Verfertigung der im Jahre 1841 entdeckten falſchen Banknoten ſchuldig. Trotz ſeines Staarübels war er zum Graviren der Platten fähig, indem er ſich

durch eine eigenthümliche Zusammenstellung von drei und vier Loupen ein Augenglas geschaffen hatte, das alles ihm bisher bekannten an Schärfe und Klarheit übertraf. Auf amtliche Aufforderung fertigte er im Gefängnisse ein solches Augenglas, wie auch einen Theil einer Zehnguldennote, was vollkommen gelang. —

Nunmehr gelangte die Untersuchung gegen Bohr an das Criminalgericht, vor welchem er sein Geständniß wiederholte, und das Drama näherte sich mit rascheren Schritten seinem Ende.

Die Uebergabe an jene Behörde geschah am 21. October 1845. Nur die Verfertigung der 2000 Stück Zehnguldennoten leugnete er und erklärte, seine Frau könne nur in einem Anfalle von Irrsinn, dem sie öfter erliege, eine solche Aussage gethan haben, da dieselbe erst einige Tage vor seiner Haft von ihm in das Geheimniß eingeweiht worden, früher aber nichts von seinen Fälschungen gewußt, und er sie bis dahin in dem Glauben erhalten habe, er habe Geld aus den Niederlanden erhoben.

Frau Bohr dagegen legte auch vor dem Criminalgerichte ein vollständiges Bekenntniß ab, während ihr Mann stets im Auge hatte, die Unschuld derselben auf das geringste Maß herabzusetzen, theils um ihre Bestrafung zu mildern, theils damit sie nicht behufs Entschädigung der Nationalbank ihr Vermögen und Witthum ganz verliere.

Nach allen Ermittelungen aber stellte sich heraus, daß Bohr aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens schon vom Jahre 1808 an sich mit Fertigung falscher Banknoten beschäftigt habe, und daher man die Gesammtsumme auf eine Million veranschlagen könne. Ebenso wahrscheinlich war es auch, daß er ausländische Staatspapiere verfertigt und, um sie in Cours zu setzen, früher die mehrwöchentlichen Reisen ins Ausland unternommen habe.

Gehen wir zum Schlusse dieses Prozesses nunmehr über! —

Am 23. März 1846 wurde in voller Rathssitzung des Criminalsenats der Hauptstadt Wien folgendes Urtheil gesprochen:

„Von dem k. k. Criminalgericht der Haupt- und Residenzstadt Wien wird über die, mit dem verhafteten Peter von Bohr, uneigentlich Ritter von Bohr genannt, am 18. October 1845 angefangene und am 10. März 1846 geschlossene Untersuchung zu Recht erkannt:

„Der untersuchte Peter von Bohr ist des Verbrechens der Nachahmung als Münze geltender öffentlicher Creditpapiere schuldig, weshalb derselbe mit dem Tode und zwar nach Anordnung des Strafgesetzes Tit. I. §. 10 durch den Strang zu bestrafen ist, des Adels verlustig wird, ihm für seine Person alle, nach der Verfassung des Kaiserthums Oesterreich dem Adel zustehenden Rechte benommen sind, er auch die Criminalkosten, sowie der Direction der österreichischen Nationalbank 32,110 Gulden C. M. und davon zur gesammten Hand mit seiner Gemahlin, Mathilde von Bohr, 3570 Gulden nebst dem weiteren, im bürgerlichen Rechtswege auszutragenden Schaden zu ersetzen hat."

(Unterschriften des Präsidenten und 19 Räthe.)

Das gegen die Frau von Bohr erlassene Urtheil lautete ebenso, mit Ausschluß der zu ersetzenden Summe von 32,110 Gulden.

Die wider Bohr erkannte Todesstrafe wurde im Gnadenwege durch den Kaiser in achtjährigen, die gegen seine Frau ausgesprochene in zweijährigen Kerker verwandelt.

Die Nationalbank verzichtete auf jeden Schadenersatz, und gab das mit Beschlag belegte Witthum der Frau frei, damit sie nicht bei ihrem Austritt aus dem Gefängnisse aller Subsistenzmittel beraubt sei.

Bohr überlebte den Urtheilsspruch nicht lange. Er wurde sogleich zum Antritt der Strafe in das Strafhaus gebracht, seiner fortwährenden Kränklichkeit halber aber in das Hospital des Strafhauses abgeliefert. Seine Frau trat 14 Tage später aus dem Spitale in das Strafhaus.

Bohr litt gerade an einem starken Gichtanfalle. Da ward eines Tages ein weiblicher Sträfling nervenkrank und leidend ins Spital des Strafhauses gebracht.

Zu ebener Erde war die Abtheilung für Männer, jene für die weiblichen Sträflinge gerade darüber im ersten Stockwerk. Der weibliche Sträfling war erst vor Kurzem abgeurtheilt und sollte im Spital in die Gefangentracht gekleidet werden.

Als man ihr den leinenen Sträflingsrock anziehen wollte, da schrie die Frau so jammervoll, so herzzerreißend.

Und ein Sträfling lag im Krankenſaale zu ebener Erde und hörte dieſes Schreien und erkannte dieſe Stimme. Es waren die unartikulirten Töne ſeines geliebten Weibes; er wurde in jenem Augenblicke von Convulſionen befallen.

Bohr hatte aus dem Gefängniſſe zum unterſuchenden Polizeirath geſandt, ihn bitten zu laſſen, ihn zu beſuchen.

Er traf Bohr ſterbend. Erfreut, den Polizeirath zu ſehen, erzählte er, wie in Folge jener entſetzlichen Gemüthsaufregung die Gicht ſich wahrſcheinlich auf edle innere Theile geworfen habe, und bat um Erfüllung einer Bitte: er wünſchte nach ſeinem Hinſcheiden in ſeiner Gruft auf ſeiner vormaligen Herrſchaft Kottingbrunn zu ruhen.

Der Polizeirath verſprach ſeine Verwendung für die Verwirklichung des Wunſches, und brachte ihm kurz vor ſeinem Ende die Nachricht der Erfüllung.

Ruhig und gefaßt ſtarb Bohr am 15. October 1847 an Erſchöpfung. Still und einfach wurde ſeine Leiche nach dem Friedhof in Kottingbrunn gebracht, ohne Gepränge, das beim Begräbniß eines Sträflings das Geſetz verbietet. Aber das Eine hatte man nicht verhüten können, daß ſeine vormaligen Unterthanen auf der Herrſchaft den Friedhof füllten und am Grabe des Mannes beteten, der ihnen ſtets ein milder Herr geweſen war.

Mathilde von Bohr blieb nur ein Jahr im Gefängniſſe. Ein neuer Act der kaiſerlichen Gnade erließ ihr den Reſt der Strafe. Fern von dem Geräuſche der Welt lebt ſie in ſtiller Einſamkeit nächſt Wien im Genuſſe ihres Witthums von 2000 Gulden.

So endete ein Prozeß, der damals alle Kreiſe der Geſellſchaft Oeſterreichs in ungemeſſene Spannung verſetzte, eine Cause celébre, deren Hauptgenoſſe, hervorragend durch Geiſt und Vorſicht, faſt 50 Jahre lang dem Arme der Gerechtigkeit ſich zu entziehen gewußt hatte.

IV.

Nicht unter dem Henkerbeil.

Criminal-Novellette.

Es war Kirmeß und Schützenfeſt im Dorfe, und Alles in froher, jubelnder Bewegung. Vor der feſtlich mit Maien, Blumenkränzen und grünen Gewinden geſchmückten Dorfſchenke ſtanden Tiſche und Bänke in Menge; auf den erſteren Krüge, Bierſeidel und Gläſer, auf den letzteren ſaßen Bauern, Bauernburſchen und ſtattliche Dirnen und Frauen, ſchäkernd und lachend, mit heitern Geſichtern, trinkend, würfelnd und Karten ſpielend. Rechts vom Hauſe eine Kegelbahn, worauf die Kugeln auf und abrollten, umſtanden von Zuſchauern; im Hintergrunde das Kirchdorf, links zur Seite ein Wieſenplan, als Schützenplatz dienend, auf hoher Stange der Vogel, nach welchem bei Muſik und Jubel geſchoſſen ward, um den höchſten Preis des Tages — um die Würde des Schützenkönigs. Ueberall frohe Gruppen, lachende Geſichter, zwiſchen welchen ſich, dicke Schweißtropfen auf der Stirn, in der Laſt und Hitze ſeines Geſchäfts, der Dorfwirth mit Krügen und Tellern herumtrollte, unterſtützt von ſeiner Ehehälfte, der ſchwatzluſtigen Marthe und einigen Mädchen. Kurz — es bot ſich ein lebendes Bild dar, des Meiſterpinſels eines niederländiſchen Genremalers nicht unwürdig.

Grade hob Hans, der Kegelkundige, die Kugel auf zum Wurfe und ſchleuderte ſie mit Macht die Bahn hinunter.

Und horch! die Kegel tummelten und klapperten durcheinander wie nie zuvor.

Burſchen! rief er frohlockend — das war ein Wurf; ſo ſieht man ihn nicht alle Tage. Hört! der Kegeljunge ſchlägt

drum auch wie eine Nachtigal. Alle Wetter, das war ein Wurf! Von dem wird man erzählen, so lange man Kegel schiebt im Dorfe.

Kaum hatte der Kegelheld begonnen, die Vortrefflichkeit seines Wurfes auseinander zu setzen, als auf dem Schützenplatze ein gewaltiger Büchsenschuß knallte und lautes Hurrahrufen ertönte, worin die Dorfmusik mit einem Tusche einfiel.

Juchhe! Der Vogel ist herunter — rief herbeigelaufen kommend ein Bauernbursche. Küster's Kaspar ist Schützenkönig! Die Musik spielte, der Ruf ward laut: Es lebe der Schützenkönig!

Und gleich darauf ordnete sich der Zug der Schützen. Dorfmusikanten vorn auf, einen lustigen Marsch blasend, der Schützenkönig allein gleich hinter ihnen, festlich mit Blumen geschmückt, auf Hut und Büchse einen Blumenstrauß, gefolgt von den Schützen in Paaren, zogen sie über den Platz vor der Schenke.

Vorwärts, ihr Burschen und Mädchen! rief ein alter Bauer. Schließt Euch dem Zuge an! Es geht zum Schützentanz.

Und Mädchen und Burschen schlossen sich paarweise dem Zuge an; der alte Bauer folgte nach und machte den Beschluß. —

Während alles dieses sich begab, standen Frau Marthe, des Dorfschenkwirthes Frau und der Dorfküster im eifrigsten Gespräche nicht weit von der Thür der Schenke.

Freilich, — sagte der Küster — ist es seltsam, daß sich Försters Rose ebensowenig wie der Herr Förster selbst heute hier beim Schützenfeste sehen lassen. Das ganze Dorf ist im Jubel. Sogar der Herr Pfarrer hat sich unter seiner frohen Heerde sehen lassen und mit mir angestoßen auf das Wohl des ganzen Dorfes. Nur die Beiden haben gefehlt. Vielleicht ist der alte Herr krank, er leidet zu Zeiten.

Possen, Possen! — entgegnete Marthe; — ich habe ihn noch heute früh aus der Kirche kommen sehen.

Nun, — oder die Rose ist krank, — meinte der Küster.

Das möchte sein, das ist ein Anderes — lachte Marthe — das könnte sein — hahaha! und zwar liebeskrank — hihihi!

Ihr seid toll — wandte der Küster ein. Die Rose liebeskrank? Was weiß die von Liebe und Liebesweh! Kommt sie doch kaum aus der einsamen Försterei im nahen Holze heraus. Sie hockt darin wie ein Dachs zur Winterzeit in seiner Höhle, hat

gar keine Gemeinſchaft mit dem Mädchenvolke im Dorfe, viel weniger mit den jungen Burſchen. Das hätte meine Spürnaſe ſchon längſt herausgewittert, Frau Marthe. Wo ſollte die —

Nicht zu ſehr gepocht auf Eure feine Witterung! — fiel Marthe ein. Meine Naſe iſt auch nicht die ſchlechteſte im Dorfe, und hier — indem ſie mit dem Finger auf die Stirn klopfte — hier iſt auch kein Heu- und Strohboden.

Nein, Herr Küſter — fuhr ſie fort — glaubt mir, ich weiß, wo Barthel Moſt ſchenkt. Was die Roſe treibt, das treibt ſie im Geheimen und hält uns für zu dumm, um hinter ihre Schliche zu kommen. Aber — Frau Marthe weiß, was ſie weiß.

Ihr macht mich neugierig — entgegnete der Dorfküſter. Erzählt, was Ihr wißt.

So hört denn! begann Frau Marthe geheimnißvoll. Aber — es bleibt unter uns.

Stumm wie das Grab! — fiel der Küſter ein.

Unſer eins — fuhr die Dorfwirthin fort — hat längſt die Fährte ausgewittert. Die Roſe — flüſterte ſie dem aufhorchenden Küſter ins Ohr — hat eine geheime vornehme Bekanntſchaft: ein junger, ſchöner, reicher Herr in einem prächtigen Jagdwagen beſucht ſie oft. Der Kutſcher, der den Herrn fährt, kommt zu Zeiten ins Dorf, und trinkt eins bei uns. Ich habe ihn mehrmals bis aufs Blut examinirt. —

Kann ich mir denken — fiel der Küſter ein.

Aber fuhr Marthe fort — über ſeinen Herrn nichts herauskriegen können. Er plaudert zwar gern; aber über dieſen Punkt iſt er noch ſtummer, wie ein Fiſch. Genug, daß der Herr jung, ſchön, vornehm und reich iſt, und mit der Roſe in Liebesverſtändniß ſteht. Trägt doch das Ding ſeit Kurzem das Näschen ſo hoch, und ſagt einer ehrbaren, reſpectabeln Frau, wie ich bin, kaum guten Tag.

So, Frau Marthe — bemerkte der Dorfküſter. Ich ſtaune. Was Ihr da ſagt, iſt kein Larifari, hat Grund und Boden. Heut zu Tage —

Geht's abſonderlich in der Welt her, Herr Küſter! — fiel Marthe ihm in's Wort.

Ja, die Welt, die Welt! meinte der Küster kopfschüttelnd, die geht heut zu Tage ihren eigenen Weg. Da frommt kein Sprechen, fruchtet kein Predigen, hilft kein Ermahnen. Aber — die Rose ist doch so fromm, so gut.

Wie Ihr Männer doch seid! — sagte Marthe. Gerade so ist auch mein Mann. Marthe, sagte er, als das Gespräch jüngst zwischen uns auf Försters Rose kam, und ich ihm meine Meinung frisch von der Leber weg, — wie eben Euch — sagte, Marthe, hüte Dich vor bösen Leumund! Und wie ich ihm darauf Alles auseinandersetzte und erklärte, und er nicht mehr aus noch ein wußte, da erboßte er, sprach kein Wort mehr und ließ mich stehen. Drum sprech ich nicht mehr mit ihm davon. Die Dirne soll meinen Haus- und Ehefrieden auch nicht einen Augenblick stören! Was kümmerts auch mich? Der alte Förster mag wissen, was er zu thun hat. Ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn die Geschichte ein übel Ende nimmt.

Da habt Ihr Recht, Frau Marthe, — bestätigte der Dorfküster. Doch — kommt zum Tanzboden, wir wollen uns an der Freude unserer Kinder ergötzen und uns unserer jungen Tage erinnern! — —

Kaum traten sie auf die Thürschwelle der Schenke, als Martin, der Försterbursche, im Reisekittel, mit Jagdtasche und Knotenstock heranschritt und Frau Marthe nachrief.

Die kehrte alsobald um, sich über Martin's schnelle Rückkehr wundernd.

Das Verlangen, mit Euch die Feier der Kirmeß zu begehen, war es — begann Martin — die mich früher von der Mutter zurückkehren hieß.

Na, das lautet schön — bemerkte Marthe — wenn's wahr wäre, Herr Martin! — Aber, eine ganz andere Sehnsucht wird Euch getrieben haben. Hab' ich's getroffen?

Mit Nichten! versetzte der Försterbursche, denn — auf Waidmannsehre! Mein Wort ist wahr. — Ihr meint — ich denk mir es schon — daß Rose mich zurückgelockt; allein Ihr irrt, Frau Marthe! Zwar ist das Mädchen schön, fromm und gut, und ich achte sie ob ihrer Tugenden; doch zweierlei ist Achtung

und Liebe. Ich liebe sie nicht, denn sie ist kalt wie Eis. Doch, Frau Marthe, jetzt zum Tanzboden! Und damit ging er in die Schenke.

Marthe, im Begriff, ihm zu folgen, gewahrte plötzlich den Förster Falk herankommen. Sie hatte schon darauf verzichtet, ihn zu sehen und jubelte ihm entgegen:

Willkommen, Herr Förster! Vortrefflich, daß Sie kommen! Schon glaubten wir auf die Ehre verzichten zu müssen.

Ich komme spät, — erwiderte Falk, — allein das Alter eilt nicht zum Tanze, den überläßt es der Jugend.

Aber, Herr Förster, — fragte Marthe, — wo bleibt denn Ihre Jugend — ich meine — Ihre Tochter Rose?

Bis zum Dorfe hat sie mich begleitet, — entgegnete Falk, und kehrte, weil sie unwohl geworden, heim.

So? Unwohl! versetzte Marthe. Muß wohl von Bedeutung sein, sonst verzichtet ein Mädchen nicht gern auf den Tanz, es sei denn, daß andere Ursachen — — diese letzten Worte sprach sie mit besonderem Nachdruck.

Das ich nicht wüßte, — sprach Falk, — nein, Frau Marthe, nein!

Nun mag auch nicht sein, Herr Förster — entgegnete Jene.

Aber nehmt's nicht übel! Ich hab's auf dem Herzen, es sitzt auf der Zunge und muß heraus. Vielleicht ist's Ihnen unbekannt. Ich habe auch eine Tochter, und wenn der Herr Förster von ihr Etwas hören sollte, so werd' ich Euch Dank —

Was wißt Ihr von meiner Rose? — sprach Falk, rasch einfallend. — So redet!

Grade nichts Böses, Herr Förster, — begann Marthe, mit ihrer Schürze spielend, — bei Leibe nicht! Sind wir doch Beide auch jung gewesen; doch jetzt ist die Jugend — —

Da ward auf einmal die polternde Stimme des Dorfwirthes laut.

Wo hat Dich der Satan wieder? Ueber Geschwätz und Geplauder vergißt Du Kirmeß und Gäste.

Er trat aus der Schenke und polterte fort, sie erblickend:

Richtig! Da steht sie wieder und wäscht ohne Ende. Ei

ſteh! Herr Förſter, — fuhr er fort und zog die Mütze. — Nichts für ungut. Meine Frau vergißt in Ihrer werthen, angenehmen Geſellſchaft Keller und Küche, und die Kirmeß-Gäſte hungern und durſten.

Dabei warf er ſeiner Frau einen zornigen Blick zu.

Ich komme ſchon, ich gehe, — entgegnete Marthe. — Nehmen's nur nicht übel, Herr Förſter! ſchloß ſie im Abgehen. Und der Dorfwirth folgte ihr.

Sinnend ſtand der fürſtliche Förſter da. —

Wie? ſagte er vor ſich hin, — Roſe ſollte mich hintergehen? Das kann nicht ſein. Ich habe jedes Wort aus ihrem Munde ſtets hochgehalten und kein Zweifel an ſeiner Wahrheit regte ſich in mir. Doch ich will mich gleich ſelbſt überzeugen.

Sofort verließ er das Dorf und nahm beſchleunigten Schrittes ſeinen Weg nach der Förſterei im nahegelegenen Walde.

Tief mitten im Walde lag einſam das Förſterhaus. Ein wohnliches Zimmer, mit Hirſchgeweihen über Thüren und Fenſtern als Zimmerſchmuck, die Wände mit Jagd-Hörnern, Büchſen, Fängern und anderem Jagdgeräthe geziert, gewährte die einzige freie Ausſicht auf den Hofraum, den hohe, hundertjährige Eichen und dichtgewölbte Buchen mit ihrem Blättergrün begränzten.

Munter hüpfte Roſe in's Zimmer hinein.

Der Vater glaubte meinen Worten, — ſprach ſie für ſich — und ließ mich kehren. Doch iſt's auch recht, daß ich ihn täuſchte? Indeß aus böſer Abſicht geſchah es nicht, und Böſes habe ich auch nicht im Sinne.

Max, Max! — begann ſie nach kurzer Pauſe, — ſeit ich Dich ſah, kenne ich mich ſelbſt kaum; mein ganzes Weſen iſt umgewandelt.

Sie trat an's Fenſter. Da gewahrte ſie aus dem Gebüſch einen Waidmann mit Büchſe, Taſche und Fänger hervortreten. Es war Max, unter dieſem Namen war er, der Geliebte Roſe's, ihr bekannt. Sie ſtürzte ihm entgegen, und in ſeligem Vergeſſen entfloh ihnen die Zeit.

Der Jahrestag, wo sich Beide zum ersten Male sahen, war nahe, und Rose erinnerte ihn daran. Es war der Todestag ihrer Mutter gewesen, als sie, früh in den Wald hinausgegangen, vor einem Marienbilde unter dichter Buchenwölbung niedergekniet war, um für die Entschlafene zu beten. Da hatte ein Unthier, kaum vom Morde kehrend und noch blutbefleckt von der eben zerfleischten Beute, sich auf sie gestürzt. Max aber, zufällig im Forste auf der Jagd, hatte es erlegt und sie gerettet.

Im Wechseltausch der Rede und Liebe hatten Beide eine Zeit lang in der Wohnstube des Försters geweilt, als sie Tritte vernahmen.

Es war Rose's Vater, der alte Förster Falk. Die Liebe seiner Tochter war ihm unbekannt; geheim und verstohlen hatten sie nur Augenblicke erhascht. Jetzt überraschte er sie zum ersten Mal; denn veranlaßt durch die Worte der Dorfwirthin, kam er unvermuthet, unerwartet. Nur die Thür bot dem Geliebten den einzigen Ausweg. Was blieb ihm übrig, als in den Hintergrund der Stube zurückzutreten und zu harren, was sich begeben würde.

Der Förster trat ein, und festen Blickes seine Tochter anschauend, begann er:

Bist Du unwohler geworden, Rose? Dein Blick ist unstät und verstört.

Da stürzte Rose weinend an des Vaters Brust.

Räthsel sind mir Deine Thränen, löse sie mir! — sagte der Vater.

Verzeihung! stammelte Rose.

Verzeihung flehest Du? — fragte Falk. — Ich begreife Dich nicht!

Da trat Max aus dem Hintergrunde des Zimmers auf Falk zu.

Was wollt Ihr und wer seid Ihr, Fremdling? fragte der Förster mit barschem Tone.

Nicht so barsch und heftig, alter Falk! — entgegnete der Fremde. — Ihr sollt mich hören.

Nicht bedarf es Eures Wortes — entgegnete Falk. Klar vor den Augen liegt das Netz der Hinterlist, womit Ihr mein

Kind umſponnen, die ganze Größe der Gefahr. — Ihr habt die Tochter mir entfremdet.

Werdet Herr Eurer ſelbſt! — ſprach Max.

Meiner Tochter habe ich verziehen; dem Kinde verzeihen, iſt Vaterpflicht. — Nicht rechne auf Nachſicht, wer mir das Kind verführt!

Verführt? Wer wagt das Wort? Ha, — Tod und Hölle! fuhr Max aus und zog den Hirſchfänger.

Zieht nur den Stahl — rief Falk, — gelüſtet Euch nach Blut? Auch ich bin bereit zum Kampfe. Wohlan, zielt nach dem Herzen des Vaters, mit deſſen Tochter Ihr koſetet. Fallt aus! —

Der Augenblick und mein aufgeregtes Blut ließen mich zur Waffe greifen, — entgegnete Max, den Fänger in die Scheide ſteckend. — Ungerecht war Euer Vorwurf, denn kein ſchlechter Gedanke, keine niedrige Abſicht hat mich befleckt, nur eine gewiſſenhafte Liebe zu Eurer Tochter hege ich.

Nicht habe ich Euer Herz zu prüfen, das ſteht mir nicht zu, — erwiderte der Förſter. — Aber ſeid auf Eurer Hut, mir gegenüber. Ich bin Waidmann und übe Waidmannsbrauch; ich dulde nicht, daß Jemand birſcht, wo er nicht birſchen darf. Dem Wilddiebs-Handwerkgram ſchütze ich den Forſt, ſo auch mein Haus, wie das Geſetz geſtattet; mein Hausrecht üb' ich, wenn ein Fremder ſich unbefugt über meine Schwelle wagt und meines Hauſes Frieden ſtören will.

Seid ohne Sorge! ſprach der junge Jägersmann, ſchwang die Büchſe um die Schulter, warf dem Mädchen einen Abſchiedsgruß zu und ging von dannen.

Tiefe Stille herrſchte in der Förſterſtube. Sinnend ſtand der alte Greis da. Stumm, mit zu Boden gerichtetem Blicke weilte Roſe.

So muß ich denn, — nahm Falk das Wort, — die Todesſtille brechen, die uns gewitterſchwül beängſtigt. Bei meinem Zorn, ſprich, wer war der Fremde! Sage ſeinen Namen und ſeinen Stand!

Max, Vater, ein junger Jägersmann, — antwortete das Mädchen.

Nun — weiter! — sprach Falk.

Ich habe nicht daran gedacht, ihn mehr als darnach zu fragen, — entgegnete Rose.

Fluch Deinem Munde, wenn Du mit unwahrem Worte meiner Frage begegnest! Fluch auf Dein Hirn, wenn es Lüge ersann! Fluch Deiner falschen Brust, wenn sie Kindesliebe heuchelte.

Haltet ein, Vater! Eure Worte treffen gleich Messerspitzen mein Herz, wie Gift durchrieselt's meine Adern. Ich sagte Alles, nur Wahrheit und verhehlte Nichts, Gott ist mein Zeuge!

Du unvorsichtige Maid! Ich sollte hadern ob Deines Leichtsinns. Sich einem Fremden anzuvertrauen, nein, es ist [illegible]um zu fassen! —

Heftig schritt der Alte in der Stube auf und ab, und wurde allmälig ruhiger.

Schon dunkelte der Abend. Falk saß im Sessel, die Stirn in der Hand, auf dem Scheitel, wie er gewohnt war, das Sammtkäppchen, in tiefen Gedanken, seine Tochter in der Nähe des Fensters am Spinnrocken. Aber nicht kreiste das Rad, nicht rollte die Spindel, die Spinnerin saß da, die Augen roth geweint mit dem Taschentuche trocknend.

Umsonst, — begann Falk vor sich hin, die tiefe Stille unterbrechend, — umsonst sinnt mein greiser Kopf. Das alte Hirn vermag nicht zu ergründen, wer sich in Rose's Herz zu stehlen wußte. Des Fremden Züge waren mir zwar bekannt, und dennoch weiß ich nicht, wer er war. Doch — vielleicht mag's besser sein, daß ich's nicht entdecke; aber des Vaters Pflicht gebeut, zu erforschen, wer sich seiner Tochter Neigung erschlich hinter seinem Rücken.

Vater — ich bin frei! — Mit diesen Worten stürzte Rose urplötzlich an seine Brust. Die Kindesliebe hat die Liebe bezwungen. Ich habe ihn aufgegeben, ihn ewig zu vergessen. Und damit Du erkennst, daß mein Entschluß ernst ist und wahrgemeint, will ich mich auch von Allem trennen, was mich an ihn erinnern kann.

Nimm dieſes Bild, — fuhr ſie fort und zog ein Medaillon aus dem Mieder, — es iſt ſein Bildniß, das er mir ſchenkte.

Falk nahm das Bild und betrachtete es lange. Da fuhr er auf einmal entſetzt zurück.

Himmel! — rief er aus, — iſt's ein Gaukelſpiel der Hölle, das mich umfängt? Der Namenszug des Fürſten glänzt in Brillanten auf dem Medaillon. Des Fremden Züge waren mir bekannt, und auf dieſem Bilde finden ſie ſich wieder.

Es iſt der Fürſt! rief er aus. Falk, Falk, Dein Kind des Fürſten — Buhlerin!

Er ergriff Roſe's Hand.

Nieder, nieder auf die Kniee! Den Blick aufwärts gewandt zum Himmel, der die Seinen nicht verläßt! — Du ſtandeſt am Rande des tiefſten Abgrundes.

Und Beide knieeten nieder mit erhobenem Blicke.

Der junge, fremde Jägersmann war Niemand anderes, als der Fürſt, der unterdeſſen, als er die Förſterei verlaſſen, in ſeinem Jagdwagen heimgefahren war, der jetzt im Portale des fürſtlichen Reſidenzſchloſſes hielt.

Zwei Diener öffneten die Flügelthür zum Kabinet des Fürſten, der mit haſtigen Schritten eintrat.

Entfernt Euch! herrſchte er ihnen zu. Ich will allein ſein. Niemand erhält Zutritt, denn ich bedarf der Ruhe.

Die Diener entfernten ſich.

Ja, ich bedarf der Ruhe, nachzudenken — ſprach der Fürſt vor ſich hin, — wie ich vom Taumel heftiger Leidenſchaft hingeriſſen wurde. Ich ſoll — das Schickſal will's — Andere beherrſchen und bin nicht Herr der eigenen Leidenſchaft. — Doch Beruhigung gewährt mir der Gedanke, daß meine Neigung lauter war, daß ich in Roſe ihre Tugend und Unſchuld liebte. Unſere Liebe war rein, gleich dem Schnee, der ſich auf Bergeshöhen gelagert.

Ein Diener trat ein und meldete den Oberforſtmeiſter.

Befahl ich nicht, Niemanden anzumelden? fuhr der Fürſt den Diener an.

Eine dringende Angelegenheit fordere — wandte Jener ein.

So komme er, — gebot der Fürſt.

Der Oberforſtmeiſter trat ein, trug kurz den Fall zur ſchleunigſten Entſcheidung vor. Der Fürſt unterzeichnete die Verfügung und trat, ohne weiter des Oberforſtmeiſters zu achten, der bis dahin ſein ganzes Vertrauen beſeſſen, aus dem Kabinet.

So ſchnell bin ich noch nie abgefertigt — ſprach der Zurückgelaſſene, indem er Sand auf den Namenszug des Fürſten ſtreute. — So ſcheint das leidige Rencontre mit dem Förſter doch mehr als Gerücht zu ſein. Verdammtes Begebniß! Verwünſchter Streich! Er hätte mich um Gunſt und Amt bringen können. Robert hat den Befehl ſchlecht ausgeführt; ich entließe ihn ſofort aus meinem Dienſte, allein der Bube iſt mir nöthig.

Des Fürſten Neigung zur Förſtertochter, die ich fördere, fördert auch mein Glück — ſchloß der Oberforſtmeiſter, indem er das Papier, das er in ſeinen Händen hielt, faltete. Und muß es ſein, ſo opfere ich meinem Vortheile das Mädchen. Was liegt auch daran? es iſt nur eine Förſterdirne.

Er verließ das fürſtliche Kabinet. Die Rappen ſtampften ungeduldig vor ſeiner Gallakutſche, die vor dem Portale des Schloſſes hielt. Er ſtieg ein, und der Wagen des allgewaltigen Miniſters rollte durch die Straßen des Reſidenzſtädtchens.

In der Förſterſtube weilten — wie wir ſoeben geleſen — in knieender Stellung der alte Förſter und ſeine Tochter, als, von Beiden unbemerkt, eine Kutſche auf den Hof fuhr. Ein Herr ſprang heraus, trat in's Haus, öffnete die Stubenthür und blieb, Beide in jener Stellung erblickend, am Eingange ſtehen. Der Eingetretene war der Oberforſtmeiſter.

Die Scene ergriff ihn — ein ſeltener Fall. Dem Hofmann — ſo dachte er — fehlt's an Zeit zu beten; man vergißt, was man nicht übt. Er hatte lange nicht gebetet, und es würde ihn weichmüthig geſtimmt haben, hätte er ſich noch länger dieſen Gedanken hingegeben.

Da gewahrten ihn Falk und Roſe, und Jener lüftete das Käppchen.

Ich ſtöre, wie ich ſehe, — begann der Oberforſtmeiſter.

Woher des Weges zur Abendzeit durch Sturm und Wetter, Herr? fragte Falk mit barſchem Tone.

Vorlaute Frage! — Ein fürſtlicher Befehl, mir zur Beſorgung anvertraut, von größter Wichtigkeit und Eile führt mich hieher, ihn Euch zu überbringen.

Die Nacht bricht ein, Herr — verſetzte Falk, — ſchon iſt es ſpät, das Wetter toll und mein Alter hoch an Jahren.

Der getreue Diener, — entgegnete Jener — ſcheut nicht Nacht, nicht Sturm, wenn der Herr wichtigen Dienſt von ihm verlangt. Wer alt und ſchwach ſeines Amtes nicht mehr warten kann, fordere den Gnadenheller, dann mag er ſich auf die Bärenhaut ſtrecken.

Harte Worte, Herr, geben Sie dem Greiſe!

Ihr kennt das alte Förſterſprüchwort doch: wie man in den Wald ruft, ſo ſchallt's hinaus! Kurz und gut — Gehorſam iſt Eure Pflicht. Der Auftrag, Falk, den Ihr auszuführen habt, erheiſcht, daß Ihr Euch ſofort mit Euerm Förſterburſchen fertig macht, damit Euch Niemand auf dem Wege erkunde. Was Ihr zu thun habt, erſehet Ihr aus dieſem verſiegelten Reſcript.

Und damit reichte er ihm ein verſiegeltes Schreiben hin.

Ich kann und darf heute den Auftrag nicht vollziehen — entgegnete der Förſter.

Ihr weigert Euerm Herrn Gehorſam, verletzt Eure Amtspflicht, brecht Euern Dienſteid?

Ich bin getreu im Amt ergraut, und habe den Gehorſam nie geweigert. Doch heute geh' ich nicht, weil ich nicht darf; zwölf Roſſe ſchleppen mich nicht von der Stelle — erwiderte Falk.

Ich befehl's — bei meines Amtes Macht!

Nicht bleibe ich aus dem Hauſe über Nacht — entgegnete Falk — und weiche keinen Schritt von meiner Schwelle, und ließen Sie auch Hunde auf mich losheßen! Möge mich der losgelaſſenen Rüden wüthige Meute zerfleiſchen; auf Waidmannsehre, ich weiche kein Haar.

O, mäßige Dich, Vater, Du reizest seinen Grimm — wandte sich Rose leise zum Vater.

Zu toll, daß ich mich in dem Alten täuschte! — knirschte der Oberforstmeister abgewandt zwischen den Zähnen. Falk, reizt mich nicht — begann er laut — Euer Trotz ist schlimm; wenn Euer Alter nicht Nachsicht erheischte. —

Ein alter Eber ist am schlimmsten — fiel ihm Falk in's Wort — wenn er von ferne die Witterung des Jägers spürt, der ihn aus seinem Versteck bedroht. Glaubt mir's, dem Eber gleicht Falk, der Alte. Als Feind muß ich auch Sie betrachten, drum gehe ich keinen Schritt von meinem Hause, und sollte mich auch Kerkerdunkel umfangen. Arglos gehorchte ich immer dem Befehl — bei Tag und Nacht, verließ das Haus und ließ mein Kind allein zurück, nicht ahnend, daß hoch über seinem Scheitel die Gefahr schwebte gleich einem Schwert am seidenen Haar. Jetzt, wo ich das Gewebe klar durchschaue und das Netz erblicke, das der Unschuld meines Kindes gestellt ist, so halte ich Wacht.

Bei Gott! — fuhr der Oberforstmeister auf — ich beuge Deinen Trotz und Deinen Starrsinn, und wären sie härter wie Büchsenstahl.

Bei Gott! — tobte Falk — dem Kuppler breche ich das Genick; ich bin schon dem Fuchse nahe auf der Fährte.

Mir solche Worte? Vergißt Du den schuldigen Respect?

Ich werde ihn im Amte zu wahren wissen, aber außer Amt und Dienst — verachte ich Sie — sprach Falk, indem er dem Oberforstmeister den Rücken wandte.

Im Kerker sollst Du mich achten lernen. Der Untreue im Amt klag ich Dich an, tolldreister Alter!

Und mit diesen Worten verließ der Oberforstmeister ungestümen Schrittes Zimmer und Försterei.

In einem Vorzimmer im Palais des Oberforstmeisters harrte schon lange Zeit Robert, sein Reitknecht, als dicht in einen Mantel gehüllt, endlich nach einer Stunde der Oberforstmeister eintrat.

Zur rechten Stunde treff' ich Dich — begann er — Ich

bin etwas zerſtreut, Robert! Ein Auftritt brachte mich etwas außer Faſſung, der mich unerwartet, wie ein Blitz aus heiterer Luft, traf. Nicht lohnt's der Mühe, und es gebricht mir an Zeit, Dir's ausführlich mitzutheilen. Genug — es gilt die ſchleunigſte Entfernung Falk's von ſeinem Amte. Ihn zur Haft zu bringen, iſt der erſte Schritt; dem Ziele näher führt ein Unterſuchungsprozeß; doch der fordert Zeugen und Beweiſe.

Er begann ſinnend im Zimmer auf und ab zu gehen, und Stirn und Hände zu reiben.

Dumpf und ſchwer iſt's mir im Kopf; die Gedanken ſind träge; umſonſt ſinn' ich hin und her. Sinne Du für mich Robert, nicht fehlt Dir's an Witz und Gedanken!

Sie ſuchen Beweiſe und Zeugen, Herr, wenn ich recht verſtanden habe? fragte der Reitknecht.

Richtig! Du verſtandeſt mich.

Ein guter Zeuge ſteht vor Ihnen, Herr — fuhr Jener fort. Zwar — ſetzte er nach einer kurzen Pauſe hinzu — weiß er kein Wörtchen von der Sache, doch iſt er grade nicht ungelehrig. Drum befehlen Sie, was er wiſſen muß, und getreulich wird er's behalten und bekunden.

Trefflich, Bube! jubelte der Oberforſtmeiſter.

Aber nein, Herr — wandte Robert nach einigem Nachſinnen ein — es geht nicht. Was ich bekunde, muß ich auch beſchwören, und — mit dem Eide —

Der macht Dir Beſchwerde? — fiel Jener ein.

Ein falſcher Eid! — ſprach Robert gewichtig.

Nun, was kümmert Dich ſolch kleine Sünde? Was erheiſcht ein ſolcher Eid? Gar nichts — lachte der Oberforſtmeiſter, indem er die Finger der Rechten wie zum Schwur emporhob — gar nichts als zwei geſunde Finger und — kein Gewiſſen. —

Doch — fuhr er fort, die Sache iſt ernſt und fordert Eile; meine Exiſſenz ſteht auf dem Spiele, mit ihr die Deinige. Robert, Du zeugeſt wider den Förſter Falk! Die nächſte Förſterſtelle iſt für Dich; verſtehſt Du mich? — Die nächſte Stelle! —

Jetzt gleich zum Fürſten, — ſprach er, nachdem er ſinnend auf und abgegangen war. — Ich klage den Alten treuloſer Dienſtführung und Fälſchung an, berufe mich auf Dein Zeugniß — hörſt Du! und er wird zur Haft gebracht.

Kaum hatte er geendet, ſo eilte er in ſein Kabinet, während Robert in Gedanken verſunken daſtand.

Ich ſchaudere — begann er für ſich, und Eiſeskälte durchflog ſeine Glieder. Doch — ſetzte er hinzu, — harrt auch im Hintergrunde die Hölle, im Vordergrunde ſteht die nächſte Förſterſtelle.

In ſeinem Kabinete weilte der Fürſt am Arbeitstiſche; vor ihm lag ein Haufen Geſuche und Bittſchriften.

Der Himmel weiß — begann er für ſich, eine der Bittſchriften in die Hand nehmend, — wie manche Kummerzähre dieſes Papier genäßt, wie viele Seufzer der Bruſt entflohen ſind, die auf dieſen Blättern mir ohne Hehl ihr Leid klagt! Wie lindern dieſe Leiden, dieſen Kummer? Und wie dieſe Sorgenlaſt abbürden? Das Leben bietet in ſeinen ewigen Wirren, im ſteten Widerſtreite der Intereſſen, in ſeinem Kampfe mit Leidenſchaft und Pflicht zuviel des Ungemachs, daß ſelbſt ein Gott nicht helfen kann; wie ſollen Fürſten — Menſchen helfen? —

Ein Diener trat ein und meldete den Oberforſtmeiſter.

Er komme! — ſprach der Fürſt und ſchritt im Kabinete auf und ab. —

Was bringen Sie? fragte er den Eintretenden. Nichts Gutes, wie es ſcheint. Ihr Auge hat den unheimlichen Blick des Unglücksboten.

So iſt es leider! — entgegnete der Gefragte. Ew. Durchlaucht überheben mich der Vorbereitung. Drum gleich zur Sache. Ein treuer Diener hat ſich ſchwer vergangen, der Förſter Falk —

Der Fürſt ſtutzte bei dieſen Worten.

Der alte Falk? fragte er.

Wie ich ſagte, Durchlaucht! — Seit lange war er ſchroff, barſch, widerſpenſtig, und heute verſagte er mir den Gehorſam im

Dienste. In ungemessenen Worten fuhr er mich an, die ich gern seinem Alter verziehen hätte, wenn nicht bei näherer Prüfung Defecte, Unterschleife und Fälschungen entdeckt worden. Ich nahm zur Vorsicht Bücher und Papiere in Beschlag und legte sie unter Siegel. — Jeder möglichen Verdunklung der Sachlage vorzubeugen, und zu begegnen, Durchlaucht, verlangt das Gesetz, daß man ihn jeglichem Verkehre entziehe; und dazu bedarf es des Verhaftsbefehls: ich möchte ihn auf eigene Hand nicht gern erlassen.

Die Nachricht ist verwünscht! Ich gäbe viel, wenn nimmer sich der Fall ereignet hätte — sprach der Fürst im Auf- und Abgehen. Ward die Sache schon ruchbar?

Durchlaucht, das ganze Forstpersonal ist leider unterrichtet. —

Lüge, hilf mir! setzte er abgewandt hinzu.

Ich wünsche Ihre Ansicht über den Fall, versetzte der Fürst.

Meine Ansicht ist, daß, weil der Fall schon zur Kunde gekommen, zum warnenden Beispiel dem Gesetze nachgelebt werde. Unangenehm ist immerhin die Sache: ein greiser, bis dahin treuer Diener und — — — doch, Durchlaucht, um nicht zu lange zu behelligen, ist der Verhaftsbefehl ausgefertigt.

Mit diesen Worten reichte er dem Fürsten ein Papier hin.

Vollziehen Sie das Haftmandat für mich! — sagte der Fürst und verließ raschen Schrittes das Kabinet.

Gelungen ist's! jubelte der Oberforstmeister. Nun noch ein Federstrich, und keine Macht der Erde hemmt des Försters Verhaftung.

Er trat an den Tisch und unterschrieb den Befehl.

Jetzt ist er mein! — sprach er, vom Sessel sich erhebend. Jetzt kommt der Alte ins Gedränge. Sitzt er im Kerker, rasseln Eisenketten an Fuß und Hand, wird der greise Trotzkopf mürbe, mit ihm zugleich die naseweise Dirne. Und er giebt nach und sie willigt ein. Der Wurf ist gethan, die Würfel rollen. Laß sehen ob sich der Teufel in's Spiel mischt!

Und schnellen Schrittes verließ er das fürstliche Schloß.

Eine Stunde darauf befand sich bereits ein Militärcommando in der Försterei ein, und Falk wurde zur Haft gebracht. In Thränen weilte Rose allein in der Förstersstube.

Da öffnete sich die Thür. Der Oberforstmeister trat herein.

Sie ist allein — der Augenblick lacht mir, er soll mir nicht unbenutzt entwischen — das waren die Gedanken, die sich in der Seele des Eintretenden nacheinander folgten.

So allein, Fräulein Rose? begann er.

Rose erblickte ihn und fuhr zurück.

So stutze Sie nur nur nicht, Jungfer Rose, kein Unbekannter hat des Hauses Schwelle betreten. Wenden Sie sich nicht von mir!

Wer führte Sie des Weges? — fragte Rose.

Nicht so barsch, schönes Kind! — erwiderte Jener, ihr das Kinn streichelnd; — der Schönheit ziemt keine Barschheit.

Sie wollen Spott und Kurzweil mit mir treiben? — sprach Rose, sich wegwendend.

Nicht Spott, nicht Scherz; ein ernster Auftrag führt mich her, ein Auftrag des Fürsten. —

Hinweg, scheinheiliger Wicht! Dein Wort ist Lug, und Trug geleitet Deine Schritte.

Nur kalt und ruhig! — sprach der Oberforstmeister abgewandt, — Uebereilung schadet.

Dann setzte er laut, aber ruhig hinzu: Er sendet mich zu Dir, um seine Liebe —

Ehrloser, schweig! — fiel Rose ein — den Orden des Verdienstes trägst Du auf der Brust, worin das Laster sich eingenistet hat mit seiner Brut.

Sein liebend Herz — fuhr er ungestört fort — als habe er nichts von ihren Worten vernommen.

Das falsche Truggewebe, womit Du mich zu umgarnen wähnst, liegt enthüllt und aufgedeckt vor mir da — herrschte Rose ihm zu.

Und eingedenk der seligen Augenblicke, die Du ihm —

Verschlucke, gleißend falsche Natter — fuhr sie ihn an —

Dein Gift, und erſticke in Deinem Spott! Er, der mich liebte, auf meine Liebe verzichtete, weil es dem Ehrenmanne ziemte, zu meinem und ſeinem Heil — er hat Dich nicht geſandt.

So wahr ich ſelig —

Sprich nicht aus das Wort, Du bleicher, ſchon der Hölle verfallener Sünder!

Hier ſcheitert meine Kunſt, das letzte Mittel verſucht! dachte der Oberforſtmeiſter. Und laut und trotzig begann er:

So höre mich! Wenn Du in keckem, ſtarrſinnigem Trotz beharrſt, ſo ſoll Gewalt Dich ſtrafen, ſtatt daß Liebe Dich beglückt! Weil trotzig Du des Fürſten Liebe verſchmähſt, ſo ſollſt Du kühlen meines Reitknechts Luſt, der feilen Dirne gleich! — Fort, Buhlerin!

Er faßte ſie beim Arm.

Das iſt zu viel, das Maß iſt voll! — rief Roſe, ſich ſeinen Händen entreißend.

Ein Piſtol von der Wand raffen, den Hahn ſpannen und auf den Oberforſtmeiſter abdrücken, war das Werk eines Augenblicks.

Er wälzte ſich am Boden, auf dem ſein Herzblut quoll.

Ich traf ihn gut — ſprach Roſe, ihn, der am Boden röchelte, betrachtend. Jetzt zum Gerichte, mich ſelbſt der That zu zeihen!

Der Stab war über Roſe gebrochen. Sie ſollte enden auf dem Schaffot als Mörderin.

Der Tag war angebrochen, in Haufen bereits das Volk ſchaulustig um dem Kerker verſammelt, worin Roſe weilte. — Schon hielt der Armeſünderkarren vor der Kerkerthür, das Opfer aufzunehmen und zur Richtſtätte zu bringen.

Gleich einem Diebe ſchlich Martin, der Förſterburſche, um den Kerker, den günſtigen Augenblick erſpähend, um ſich unbemerkt hineinzuſchleichen. Er wollte ſie retten vom Tode der Schmach; ein Roß ſtand geſattelt in der Nähe, drauf ſich mit Roſe hinaufzuſchwingen zur rettenden Flucht.

Ein koſtbares Kleinod bergen dieſe Mauern — alſo waren

seine Gedanken. Es ist hartem Urtheilsspruche verfallen, es soll enden auf dem Hochgerichte. Alles wage ich, denn nicht also soll enden die Tochter eines biedern Ehrenmannes. Ihr Tod durch Henkerbeil soll nicht sein Grab dereinst beflecken: nicht ein Mund soll sagen an seiner Gruft: Hier ruht Falk, der Vater, dessen Tochter auf dem Schaffot geblutet. Gern und freudig setze ich mein Leben aufs Spiel zu ihrer Rettung. Ich dränge mich zur Kerkerthür hindurch, berede sie zur Flucht; doch weigert sie sich zu fliehen, so stoße ich sie mit meinem Messer nieder, daß sie sterbe ehrlichen Tod und nicht von Henkershand.

Mit diesen Gedanken stürzte er sich in's Volksgewühl. —

Auf hartem Strohlager lag Rose im Kerker. Eine matte, erlöschende Lampe warf trüben Schein auf die schwarzen Mauern des engen Gemachs, während das Morgenroth durch die Fenstergitter brach, den Tag verkündend.

Tiefer, fester Schlummer hatte sie befallen. Da erwachte sie plötzlich und fuhr krampfhaft empor, denn der Gedanke an ihr nahes Ende, ihr steter Begleiter bei Tag und Nacht, erwachte zugleich. Sie war mit ihm vertraut geworden. Aber jetzt, wo die letzte Stunde mit schneller Hast herannahte, ward die Liebe zum Leben in ihr wach.

Nicht unter dem Henkerbeil! war ihr Gedanke und deshalb ihre Absicht, ihrem Leben selbst ein Ziel zu setzen.

Aber waffenlos, wie sie war, wie sollte sie es vollbringen? Sie suchte nach einer Nadel, damit die Pulsadern zu öffnen, aber sie fand keine.

Auch nicht einmal eine Nadel! seufzte sie.

Da stürzte Martin in den Kerker, bleich und athemlos.

Rose! — rief er. — Dein Kerker ist geöffnet! Auf, folge mir! Ich befreie Dich. Mein Roß steht bereit, um mich mit Dir hinaufzuschwingen. Zaudre nicht! schon naht der Mönch, mit Dir zu beten.

Nein, Martin — erwiderte sie. Tod ist mein Loos, das Deine — Leben. Aber nicht ende ich auf dem Blutgerüste.

Ja — fuhr sie fort, plötzlich wie von einem lichten Gedanken durchzuckt — Dich hat Gott gesandt, daß mich des Henkers Hand nicht morde.

Kaum hatte sie die Worte gesprochen, als sie auf ihn zustürzte. Hastig riß sie seinen Fänger aus der Scheide und drückte sich die Spitze in die Brust.

Es ist gethan — sprach sie und sank zusammen. Martin sprang ihr bei und hielt sie. Sie sank an seine Brust; noch zwei Athemzüge und — sie hatte geendet.

IV.

Eine Henkerfamilie.

Ein Genrebild aus der Gerichtswelt unseres Jahrhunderts.

Die älteste Erinnerung aus der Rechts- und Gerichtswelt reicht bis in mein siebentes Lebensjahr hinauf; sie knüpft sich unmittelbar an den — Henker. Es war ein Strafrechtsfall, der vom Richter in die Hände des Nachrichters überging, und mit einer Hinrichtung durch's Schwert, wie sie damals in meinem Vaterlande üblich war, endete. Der Delinquent war ein Raubmörder, dessen Tod durch die „Diener der Gerechtigkeit", welchen „freier Lauf gelassen ward", die Bevölkerung meines Wohnortes in gewaltige Bewegung versetzte. Die Exekution sollte früh Morgens 6 Uhr stattfinden. Eine unwirthbare Strecke Landes vor dem Stadtthore, die Galgenhaide genannt, war das Golgatha. Schon in der Stille der Nacht gegen 3 Uhr regte sich's auf der Straße, worauf mein Elternhaus gelegen war; sie führte zur Stadt hinaus nach jenem verhängnißvollen Orte. Je näher die Zeit der bestimmten Stunde rückte, desto mehr füllte sich die Straße: Alt und Jung, Reich und Arm drängte sich durch die Häuserreihe vorwärts dem Thore zu; besonders war das „schöne, zarte Geschlecht" zahlreich unter der Schaar der neugierigen Schaulustigen vertreten.

Kaum hatte die nächste Thurmuhr Sechs geschlagen, als der Zug sich durch die Straße bewegte. Eine Abtheilung Husaren zu Pferde voraus an der Spitze des Zuges, ihr folgend ein zweirädriger Karren mit einem Pferde bespannt, auf der Bank darauf der „Armsünder" in grauleinenem Anzuge, ein kleines, schwarzes Krucifix in den gefalteten Händen, neben ihm ein bärtiger

Mönch in brauner Kapuze, ein Brevier in der Hand aufgeschlagen, hinter ihnen eine Abtheilung Husaren, dicht umdrängt von gaffenden Volkshaufen.

„Der Mensch braucht Luft zum Athmen, der Fisch Wasser zum Leben, die Pflanze Sonnenschein zum Wachsen, die Gesellschaft, so wie sie gegenwärtig ist, den Henker zu ihrem Bestehen; er ist der Schlußstein des gesellschaftlichen Gebäudes; er steht unter dem Schutze des Henkers; also ist die Gesellschaft gesichert und geordnet. Wer diese Ordnung stört, für ihn ist der Galgen, der Scheiterhaufen, die Schnur, das Schwert, das Rad, die Guillotine, kurz der — Henker. Er ist der letzte Grund aller Gesetzgebungen und Regierungsgewalten, gleichviel ob sie despotisch, monarchisch oder republikanisch sind. Alle Gewalten haben den Henker mit einander gemein. Viele Revolutionen hat es hienieden gegeben, seit die Welt besteht, und diese Revolutionen haben viele Gewalten gestürzt. Eine einzige ist geblieben — der Henker. Oft waren Ministersitze erledigt, selbst der Stuhl Petri; man zählt viele Zwischenregierungen: niemals erledigte sich der Henkersitz. Jeder Staat ist mit Henkern versehen, jede Provinz hat ihren Henker. Ist ein Fürst gestorben, hat man oft gesäumt, ihn zu ersetzen; aber wenn der Henker gestorben, rückt der Henkersknecht ein. Der Henker stirbt nie."

Also wähnt man den Henker, seine Existenz und Nothwendigkeit für historisch begründet und bewiesen. „Kaum ein halbes Jahrhundert wird vergehen, wo unsere Enkel von den Hinrichtungen unserer Tage sprechen, wie wir von den Hexenprozessen unserer Voreltern." Diese Worte des würdigen Prälaten von Pahl, in der Würtemberg'schen Kammer vor länger als 10 Jahren gesprochen, harren noch immer ihrer Erfüllung — diese goldenen Worte der Humanität. „Thomasius — sagte Friedrich der Große — beseitigte die Barbarei der Tortur und Hexenprozesse; er redete so laut, daß man sich ferner solcher Rechtshändel schämte." — Wann wird man sich der Todesurtheile schämen? Wie lange wird man den Ausspruch einer Berliner juristischen Zeitschrift: „Die Declamationen gegen die Todesstrafe hören sich recht gut an, dürften aber um 100 Jahre zu früh kommen," — ruhig

hinnehmen? Wie lange wird man die Saalhadereien der Theoretiker und Anhänger der Sicherungs-, Abschreckungs-, Wiedervergeltungs-, Präventions-, Vertheidigungsrechts-, Nothrechts- und sogar Contractstheorie mit Geduld anhören? Wie lange noch die Predigten der „frommen Zopfträger des Herrn" hinnehmen, die uneingedenk der Worte der Schrift: Ich will vergelten, fanatisch eifern für Strang und Henkerbeil?

Der Erste, der schon vor länger als drei Jahrhunderten in Deutschland gegen diese Barbarei auftrat, war — nicht Jurist, nicht Theologe, nicht Gelehrter — nein, es war der Meister Diepolt, der Henker zu Nürnberg, der dem Rathe der Stadt im Jahre 1513 rund heraus erklärte, daß er keinen Verbrecher mehr pfählen werde, daß er den Anblick der Seelenangst des unglücklichen Schlachtopfers nicht mehr ertragen könne, daß er des wüthenden Kampfes mit den Verzweifelnden müde sei, die mit der letzten Kraft der Raserei mit ihm rangen, bis es ihm gelingen konnte, ihnen den Pfahl durch den Leib zu treiben. Im Jahre 1576 war es wiederum der Henker, der die Vollstreckung eines Urtheils weigerte, welches auf fünf Griffe mit der glühenden Zange lautete. Dahin mußte es also kommen — sagt Dr. Zöpfl in seiner Denkschrift über die Todesstrafe — daß die Gerichte vom Henker über Das belehrt werden mußten, was Humanität, was Gerechtigkeit ist!

Mehrere Schweizerkantone haben in ihren, den Bedürfnissen der Zeit angemessenen, neuen Strafgesetzbüchern die Todesstrafe gestrichen; das Parlament von Otaheiti schaffte sie bereits 1832 ab; wollt ihr denn geringer sein als die Otoheiter? Will der Europäer noch länger fühlloser und unmenschlicher sein als der Südsee-Insulaner, der von ihm Lehre und Cultur erhielt?

„Fürchtet nicht — sagt Victor Hugo — daß die gesellschaftliche Ordnung mit dem Henker aufhört! Die heilige Wölbung der Gesellschaft, die da kommen wird, stürzt nicht zusammen, weil ihr dieser häßliche Schlußstein fehlt. Die Civilisation ist ja nichts anderes, als eine Reihenfolge von Umgestaltungen; und warum sollte auch ein peinliches Gesetzbuch nicht umgeändert werden können? Die Tortur, das Rad, der Galgen sind verschwunden; nur

die Guillotine lebt noch. — Das milde Gesetz des Erlösers wird den Codex durchdringen und durchleuchten. Wo man jetzt Feuer und Eisen anwendet, da wird man lindernden Balsam und heilendes Oel gebrauchen. Uebel, die man jetzt mit Zorn behandelt, wird man mit Barmherzigkeit behandeln. Das wird einfach und erhaben sein. Das Kreuz tritt an die Stelle des Galgens; mehr bedarf es nicht." —

Indeß bedarf die gegenwärtige staatliche Gesellschaft nach der Ansicht einer gewissen Zahl ihrer Glieder nothwendig des Henkers zu ihrem Bestande, und somit — haben wir den Henker.

Die Zeitfrage vor hundert Jahren war die Abschaffung der Folter, deren Rechtmäßigkeit von ihren Vertheidigern durch alle möglichen Gründe gestützt werden sollte. Trotz der vermeintlichen Beweise siegte die Humanität, und dieser Schandfleck der menschlichen Gesellschaft ward durch die Hand der „Liebe" übertüncht. Die Marterinstrumente wurden zerbrochen und die Folterkammern geschlossen, wenn auch Manche wähnten, mit dem Schließen der Folterkammern müsse die ganze Welt zu Grunde gehen.

Hundert Jahre nach dem Erwachen der Menschenliebe, wo die Erinnerung an die Folter Scham und Schauder erregt, ist die Abschaffung der Todesstrafe eine der wichtigsten Zeitfragen geworden; man erörtert sie von allen nur möglichen Stand- und Gesichtspunkten, vom philosophischen, historischen, moralischen, politischen und religiösen. Natur, Gesellschaft und Religion sprechen wider die Todesstrafe, die Natur durch den Abscheu vor Blut, die Gesellschaft durch den moralischen Instinct, das Christenthum durch das Evangelium. Möge auf das alte Blutgesetz endlich das Gesetz der Liebe folgen.

Gott allein hat sich der Mysterien des Lebens und Todes vorbehalten, indem er auf dem Berge Sinai die Worte sprach: Du sollst nicht tödten! Dadurch zeigte er, daß Tödtung des Lebens Verletzung seiner Schöpfung sei. Darum ist Mord das Verbrechen der Ruchlosen, und ist doch zugleich die Wehr der Gerechtigkeit geworden.

Als der Staat sich bildete, entzog er dieses sogenannte Recht dem Einzelnen, um es allein für Alle zu üben. Doch im Besitz

desselben, wurde die Rache mit der Gerechtigkeit verwechselt; man gab dem grausamen Gesetze der Wiedervergeltung die Weihe, bestrafte das Böse durch das Böse, wusch das Blut im Blute, warf Leiche auf Leiche und bestrafte ein Verbrechen dadurch, daß man dasselbe in der Strafe nachahmte.

So haben wir den Henker, so haben wir Henkersfamilien; denn das blutige Amt ist häufig gleichsam erblich geworden, vom Vater auf Sohn und Enkel übergegangen; denn das Amt hat bis auf die neueste Zeit seinen Mann genährt. Und weil es gar Manche giebt und gegeben, denen es einerlei ist, ob sie einen Ochsen schlachten oder an einem Menschen ein Todesurtheil vollstrecken, so mangelte es nicht an Concurrenz.

Die Einnahme des Henkeramtes wird und wurde entweder für jede Execution besonders bezahlt oder mit einem festen Jahresgehalte gelohnt. Besonders in früherer Zeit, wo die Todesurtheile auf verschiedene Weise und häufiger gesprochen und vollstreckt wurden, als heut zu Tage, wo zugleich auch noch gefoltert, gebrandmarkt, gestäupt und jede Dienstleistung, die also der „Göttin Gerechtigkeit" geleistet wurde, sich besonderer Bezahlung erfreute, war das Amt einträglich.

Es liegt eine Deservitenrechnung des „Meisters Hans Böwekampe, Scharfrichters zu Cösfeld, für Foltern, Würgen, Köpfen und Verbrennen", der im Jahre 1631 der Hexerei und anderer Capitalverbrechen beschuldigten und vom dortigen Stadtgerichte zum Tode verurtheilten Personen vor mir; das Original dieses grausenhaften Actenstücks beruht im Archive jener Stadt. Darnach erhielt er für jede Folterung 3 Thaler, für Köpfen mit dem Schwerte 5 Thaler und eben so viel für Stranguliren und Lebendigverbrennen. Innerhalb 5 Monaten verdiente dieser „Meister" 170 Thaler, monatlich 34 Thaler; waren die übrigen 7 Monate des Jahres ebenso ergiebig für ihn gewesen, so war das eine für damalige Zeit nicht unerkleckliche Einnahme. In andern Ländern war das Henkereinkommen weit einträglicher, und dort ward das Amt deshalb auch häufig erblich in der Familie.

So war in Frankreich seit länger als 170 Jahren das traurige Amt eines Pariser Scharfrichters in der Familie Sarson

erblich, weshalb dieselbe in alten Zeiten gar merkwürdige Privilegien und Freiheiten genoß. Darüber — sagt Appert, der bekannte Gefängnißtourist in seinen „Erinnerungen aus meinen Erlebnissen — hat das letzte Glied jener Henkerfamilie, der Sohn dessen, welcher Ludwig XVI. guillotinirte, zu wiederholten Malen mit mir gesprochen, und sich bitter gegen mich über die — wie er sagte — ungerechte Entziehung dieser Privilegien während der Revolution beklagt.

„Die Unbilligkeit ist dabei um desto größer, sagte er mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit, als man uns gerade in dem Augenblicke, wo wir vor Arbeit nicht wußten, wo wir hin sollten, unsere Einkünfte schmälerte. Das Gehalt von jährlichen 12,000 Franken, welches damals ausgesetzt wurde, hat keineswegs das Einkommen ersetzt, das wir früher aus den Marktgebühren zogen, und während alle andern Geschäfte sich in ihrer Einnahme verbessern, wirft das unsrige stets weniger ab."

„Allerdings, — fuhr er mit derselben Gemüthsruhe fort, — ist unsere Arbeit seit Erfindung der Maschine — niemals sprach er, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, das Wort: Guillotine aus — nicht mehr so unangenehm wie früher; denn sonst mußten wir rädern, viertheilen, enthaupten, und das Letztere, — setzte er bedächtig hinzu, — erforderte eine große Aufmerksamkeit, wenn man auf Einen Schlag, wie es sein mußte, einen Kopf mit dem Schwerte herunterbringen mußte. Nicht genug, daß unser Honorar um ein Drittel vermindert ist, die Bestrebungen der sogenannten Philantropen bedrohen sogar unsere ganze Existenz, denn man sagt, sie wollten die Todesstrafe abschaffen. Das wäre wahrhaftig ein großes Unglück; denn ich versichere Sie, aus den Leuten, die uns in die Hände fallen, würde, wenn man sie am Leben ließe, nun und nimmer etwas Gutes."

Die Abschaffung der Todesstrafe war, wie sehr natürlich, ein Gegenstand, der den Scharfrichter sehr zu beunruhigen schien. Der brave Sarson kam in unserem Gespräche öfter darauf zurück und suchte seine Ansicht von der Nothwendigkeit des hochnothpeinlichen Halsgerichtes durch alle möglichen Gründe zu unterstützen. —

Sarſon war, obgleich Scharfrichter, ein ſehr unterhaltender Mann. Unter den Anekdoten, die er zum Beſten zu geben pflegte, und woran er ſehr reich war, erzählte er unter Andern eine, welche ſeinem Großvater begegnet war.

Eines Tages — alſo lautete die Erzählung des Pariſer Henkers — als der Regen in Strömen vom Himmel herabgoß, hatte ſich ein anſtändig gekleideter Herr von ſeinem Ausſehen unter den Thorweg unſeres Hauſes geflüchtet. Mein Großvater bot ihm an, ein Wenig ins Zimmer zu treten, bis das Wetter ihm erlaube, ſeinen Weg fortzuſetzen oder ein Fiaker vorbei käme. Der Herr nahm die Einladung meines Großvaters bereitwillig an und ſagte, als er ſich in unſerer Stube befand und Platz genommen hatte, es wäre ihm angenehm, zu erfahren, weſſen Gaſt er zu ſein die Ehre habe.

Mein Herr, — erwiderte mein Großvater, — ich bin der Scharfrichter von Paris, Ihnen zu dienen.

Hier machte Sarſon eine kleine Pauſe in ſeiner Erzälung und fuhr dann ruhig fort:

Es iſt Ihnen bekannt, daß die Welt einiges Vorurtheil gegen unſer Geſchäft hat; in jenen dunklen Zeiten klebte demſelben ein Makel an. Der Herr dagegen, von dem ich erzähle, war, als er erfuhr, in weſſen Hauſe er war, nicht im Mindeſten betroffen, ſondern ſchien nichts deſto weniger mit meinem Großvater zu ſprechen. —

Da mich der Zufall einmal zu Ihnen geführt hat, — ſagte er, — ſo bin ich neugierig, die verſchiedenen Hinrichtungsinſtrumente zu ſehen. Hätten Sie wohl die Güte, ſie mir zu zeigen?

Mit dem größten Vergnügen, — verſetzte mein Großvater, — führte den Fremden in das Kabinet, in welchem die Marterwerkzeuge der Reihe nach aufgehängt waren, erklärte ihm den Gebrauch eines jeden, die Schmerzen, das es verurſache u. ſ. w.

Der Fremde hörte mit vieler Aufmerkſamkeit zu und beſah Alles genau.

Am beſten gefiel ihm das große Schwert, und er brach in die Worte aus:

Wahrhaftig, müßte ich einmal auf dem Schaffot ſterben, ſo

würde ich wünschen, daß dieses Schwert meinem Leben ein Ende mache. —

Als sich das Wetter aufgeheitert, entfernte sich der Fremde mit dem Versprechen, bald einmal wieder vorzusprechen. Kurze Zeit nach diesem Besuche ward der Marquis von Cally verurtheilt, enthauptet zu werden.

Mein Großvater begab sich ins Gefängniß, um das Urtheil zu vollstrecken.

Wie groß war sein Schrecken und Schmerz, in dem Delinquenten, den er von Leben zum Tode bringen sollte, jenen Gast zu erkennen, dem er noch vor Kurzem das Richtschwert als Merkwürdigkeit gezeigt hatte, womit er ihn jetzt enthaupten sollte.

Dieser aber kam muthig und entschlossen auf ihn zu und sagte mit ruhiger Stimme:

Als ich Sie vor einiger Zeit in ihrem Hause besuchte, war ich weit entfernt, zu ahnen, daß ich mir selbst das Instrument erwählte, welches mir das Leben nehmen soll. Doch ich stehe Ihnen zu Dienst, thun Sie Ihre Pflicht.

Sie können denken, mit welchem Schmerze mein Großvater dem Gesetze gehorchte; und nachher machte er an dem Schwerte, das zu dieser unglücklichen Hinrichtung gedient hatte, jenes Zeichen, von dem ich Ihnen früher erzählte. —

Eines Tages kam Lord Durham und Lord Ellice, der englische Kriegsminister, mit meinem Freunde Bowring nach meiner Wohnung am Quai d'Orsay, um den Tag zu verabreden, an welchem sie mit mir den Scharfrichter Sarson besuchen und sich die Guillotine zeigen lassen könnten.

Demgemäß begab ich mich andern Tages zu dem Nachrichter und kündigte ihm an, daß wir ihn alle zusammen am Sonnabend einen Besuch abstatten würden.

Es war dies das erste Mal, daß ich sein Haus, welches in der Straße du Marais lag, betrat.

Sobald Madame Sarson, die mir die Thür geöffnet, meinen Namen gehört hatte, machte sie mir eine Verbeugung über die andere und eilte, ihren Gemahl zu holen, der mich ebenfalls mit Höflichkeitsbezeugungen überhäufte.

Er wollte durchaus, daß ich mich in seinen Lehnstuhl setze, wovor ich aber — ich muß es gestehen, wie lächerlich es auch sein mag — ein geheimes Grauen empfand.

Ich bemerkte, indem ich mich im Zimmer umsah, daß die darin aufgehangenen Gemälde fast lauter biblische Gemälde enthielten. —

Aus einem anstoßenden Zimmer hörte ich auf dem Fortepiano eine Melodie aus der Stummen von Portici spielen. Es war die musikalische Enklin Sarson's.

Dabei konnte ich mich nicht enthalten, bei Betrachtung des alten Scharfrichters im Greisenhaar, der schon so viele Unglückliche hingerichtet hatte, bei dem Anblicke jenes zweischneidigen Schwertes, welches ich an der Wand erblickte, meinen Gedanken nachzuhängen, als Sarson plötzlich zu mir sagte:

Sehen Sie, lieber Herr, der Lehnstuhl, auf welchem Sie sitzen, gehört unserer Familie schon seit sehr langer Zeit. Mein Vater und schon viele meiner Großeltern haben sich desselben bedient.

Unwillkürlich stand ich bei diesen Worten auf, verließ dieses Familienstück, das schon eine ganze Generation von Henkern in seinen Armen gewiegt hatte, und nahm sobald als möglich Abschied von der Scharfrichterfamilie.

Am nächsten Sonnabend holte mich Lord Durham in seinem Wagen zu dem verabredeten Besuche ab. Er war nur von seinem Neffen, dem Erben seines ungeheuren Vermögens, begleitet; allein er hatte von unserem Vorhaben mit so vielen Engländern gesprochen, daß ich mit Schrecken sah, wie eine ganze Reihe von Wagen hinter uns herfuhr, und unsere Expedition das Aussehen eines Leichenzuges gewann.

Unterwegs fragte mich der Lord, ob man nicht einen Hammel kaufen und denselben zur Probe guillotiniren lassen könnte? Ich erwiderte ihm, daß sich über diesen Versuch, würde er bekannt, sicherlich in den Zeitungen, und wohl nicht ganz mit Unrecht, tadelnde Stimmen erheben würden.

Der Lord fand meinen Einwand vernünftig, und bestand nicht weiter auf seinem Vorhaben. —

Mittlerweile war unsere Wagenreihe in der Straße du Marais angelangt. Wir stiegen aus; und ich sah, daß wir im Ganzen nicht weniger als 50 Personen waren.

Ich ging allein zu dem Scharfrichter hinein, den ich im vollen Putze ganz schwarz gekleidet antraf.

Er kam heraus und führte uns an das Ufer des Kanals St. Martin, wo das Todesinstrument in dem Hause eines Wagenlackirers aufgestellt war.

Die Engländer, welche die Mehrzahl des Besuches bildeten, verleugneten bei dieser Besichtigung ihren Nationalcharacter nicht.

Jeder wollte das Messer und die übrigen Vorrichtungen anfassen, und Einige legten sich sogar, um eine möglichst genaue Vorstellung von der Lage eines Candidaten der Hinrichtung zu erlangen, zur Probe auf das Brett, auf welchem der Delinquent angeschnallt wird.

Der Scharfrichter hatte uns die Maschine in ihrem ganzen Glanze zeigen wollen und sie daher vollständig aufstellen und neu anstreichen lassen.

Um uns einen Begriff von der Wucht und Gewalt des Messers zu geben, ließ er ein paar Bund Stroh bringen, dieselben auf das Brett legen und darauf das Beil herunterfallen.

Wir hatten den vormaligen Chef der Pariser Sicherheitspolizei, welche Stelle er damals noch bekleidete, den famosen Vidocq, bei uns.

Als ein Mann, der mit allen Diebs- und Mordangelegenheiten wohl Bescheid wußte, war er im Stande, den Scharfrichter Sarson und seinen Sohn in den Erklärungen, welche sie der Gesellschaft vortrugen, zu unterstützen.

Diese bis ins Einzelne gehenden Auseinandersetzungen waren mir im höchsten Grade widerlich, machten aber den Lords und sämmtlichen Gentlemens außerordentliches Vergnügen.

Nachdem sich sämmtliche Herren satt gesehen und gehört hatten, verließ der ganze Zug das Haus, in welchem die verhängnißvolle Maschine aufgerichtet war.

Wir trennten uns, und Lord Durham fuhr mich in seinem Wagen wiederum nach Hause.

Vorher hatte ich auf die Bitten einiger Freunde den Scharfrichter zum nächsten Sonnabend bei mir zu Tische gebeten.

Er nahm meine Einladung mit Dank an, fügte aber etwas schüchtern hinzu:

Mein Sohn, der schon jetzt in meinem Amte oft mich vertritt, würde gewiß sehr glücklich sein, wenn er dieselbe Ehre haben könnte.

Bitte, — antwortete ich, — dann bringen Sie ihn mit; es wird mir sehr angenehm sein, auch ihn bei mir zu sehen. —

Zu zwei verschiedenen Malen habe ich das Vergnügen gehabt, die beiden Herren Sarson, Vater und Sohn, auf meinem Landgute zu Neuilly mit einem Diner zu bewirthen. Beim zweiten Mittagsessen waren außer ihnen die bekannten Romanschriftsteller Balgac und Alexander Dumas, der berühmte Fourier und sein eifriger Schüler und Verfechter seiner Lehre, Victor Considerant, der Phrenologe Havel, der Arzt Chapelain, der Repräsentant des Magnetismus, und der schon genannte Vidocq zugegen.

Balgac und Dumas entwickelten in ihren Gesprächen mit Vidocq und den beiden Sarson's ungemein viel Geist. Man befragte den jungen Sarson über die Empfindungen, welche er habe, wenn er statt seines Vaters das furchtbare Geschäft der Hinrichtung vollzöge.

Ich bin stets sehr niedergeschlagen, sobald man mir ankündigt, daß ich meinen Vater vertreten soll, — sagte er. — Aber sehen Sie, es ist unsere Pflicht, und dann sind es meist große Verbrecher, die wir hinrichten.

Dagegen, — fuhr er fort, — waren mein Vater und ich in Verzweiflung, als wir vor 1830 die armen jungen Leute aus la Rochelle hinrichten mußten, welche die höchste Theilnahme verdienten, und deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie sich hatten verführen lassen. —

Die Scharfrichterfamilien Frankreichs sind fast alle unter einander verschwägert; denn ihre Mitglieder halten streng darauf, sich stets nur ebenbürtig zu verheirathen.

So ist die Familie Sarson mit dem Scharfrichter von

Versailles verschwägert und dieser wieder mit dem von Lyon verwandt.

Da ihr Amt sie von der übrigen Gesellschaft fast ausstößt, so verbinden sie sich um so enger und bilden gewissermaßen eine Art von Aristokratie. Inzwischen ist das Vorurtheil doch lange nicht mehr so stark, wie früher, und wenn einmal eine Scharfrichterstelle erledigt wird, so melden sich zu derselben Hunderte von Leuten*).

Sind sie, wie es sich oft ereignet, Verwandte des mit Tode abgegangenen Scharfrichters, so ermangeln sie nicht, in den Gesuchen um ihre Bewerbung um die Stelle, die sie dem Minister einreichen, die Rechte des Blutes geltend zu machen.

Da es außerordentlich selten ist, daß der Sohn eines Scharfrichters sich anderweit eine annehmliche Stellung gründen kann, und daher gewöhnlich das väterliche Geschäft fortsetzt, so hat sich der Glaube verbreitet, daß er gesetzlich hiezu verpflichtet wäre, was natürlich irrig ist. —

Das Privatleben der Familie Sarson ist insofern merkwürdig, als sie inmitten der Veränderungen, welche die Zeit um sie hervorgerufen hat, noch die alte Lebensweise der Bewohner des alten Pariser Stadtviertels, welches das Marais heißt, beibehalten hat.

Während man heut zu Tage zwischen 5 und 7 Uhr Abends dinirt, ißt die Sarson'sche Familie Schlag 1 Uhr Mittags, vespert um 5 Uhr, ißt um 8 Uhr Abendbrod und beschließt ihr Tagewerk mit einer Partie Piquet, an welcher natürlich nur Personen von der Familie oder der Verwandtschaft Theil nehmen.

Der gegenwärtige Henker, der junge Sarson, hat zwei hübsche Töchter, die sehr musikalisch sind und eine gute Erziehung genossen zu haben scheinen.

Aus einem interessanten Tischgespräch, welches in meinem

*) Anders in Deutschland, wo die Gerichtsbehörden häufig Noth haben, Jemand zur Vollstreckung einer Todesstrafe willig zu machen. Indeß stellt man kaum noch einen Scharfrichter in Deutschland an, und findet ihn mit einer Remuneration für jede Executionsvollstreckung ab.

Hauſe zwiſchen Sarſon, Jony, Vidocq und Anderen vorfiel, entlehne ich zum Schluſſe das Intereſſanteſte.

Ihr Beruf iſt fürchtbar, Herr Sarſon, — meinte Herr von Jony, — aber Sie gehorchen, wenn Sie Blut vergießen, nur dem Geſetze, welches zum Tode verurtheilt.

Was Sie da ſagen, iſt ſehr richtig; ich bin nur das Inſtrument, die Juſtiz iſt es eigentlich, die den tödtlichen Streich führt. —

Wie viel Köpfe ſind ſchon durch Ihre Hand gefallen?

Ungefähr 360, mein Herr!

Sind Sie nicht innerlich bewegt in dem Augenblicke, wo Sie die unglücklichen Verbrecher auf dem verhängnißvollen Brette anſchnallen?

Das thun meine Knechte; ſie binden den armen Sünder feſt, ſchneiden ihm das Haar ab und ſtellen die Körbe auf, in welche, wenn die Maſchine losgelaſſen iſt, Körper und Kopf hineinfallen müſſen. Ich bin nur da, damit Alles raſch und ordentlich vor ſich gehe, und meine ganze Arbeit beſchränkt ſich darauf, zur rechten Zeit den Strick loszulaſſen, worauf das Beil herunterfällt und den Kopf abſchlägt.

Glauben Sie, daß man unmittelbar, nachdem das Haupt vom Rumpfe getrennt iſt, noch Schmerz empfindet?

Jedenfalls, denn das Geſicht iſt convulſiviſch bewegt, die Augen rollen umher, der Kopf iſt wie der eines Wahnſinnigen. Ich ſtand dicht bei meinem Vater, als er den unglücklichen Ludwig den Sechszehnten hinrichtete. Dem beſtimmten Befehle, den er erhalten, gemäß, zeigte er das Haupt des Monarchen dem Volke. Das ſchöne Geſicht des Königs hatte noch ſeinen ſanften und edlen Ausdruck. Mein Vater war, während er ſich gezwungen ſah, dieſe barbariſche Handlung zu vollbringen, einer Ohnmacht nahe, und ich ſah Thränen in ſeinen Augen. Schnell ſtellte ich mich vor ihn, um zu verhindern, daß irgend Jemand ſeine innere Bewegung bemerke, denn ſicherlich hätte uns die Schreckensregierung ſonſt ebenfalls guillotiniren laſſen.

Kurze Zeit nach dieſer traurigen Hinrichtung war ich von meiner Section zum Hauptmann der Artillerie erwählt worden,

und vielleicht hätte eine glänzende Laufbahn ſich mir eröffnet; allein mein Vater war vernünftig genug, mir ſelbſt den Verſuch zu widerrathen. Er erinnerte mich daran, daß ſein Amt, welches auf mich vererbt werden konnte, 12,000 Francs, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe, einbrächte, daß die Vorurtheile der Welt, wenn ich eine andere Laufbahn wählte, mich ſtets am Fortkommen hindern und vielleicht gar zwingen würden, meine Hauptmannsſtelle niederzulegen.

Wenn Du die Stelle Deiner Vorfahren übernimmſt, — ſagte er, — wirſt Du ein ganz ruhiges Leben genießen, und Keiner wird das Recht haben, ſich in Deine Angelegenheiten zu miſchen.

Ausgenommen die Leute, — fiel Vidocq ein, — denen Du den Hals abſchneideſt, hätte Ihr Papa hinzuſetzen ſollen.

Ich bitte, Herr Vidocq, keine Späße; was ich da erzähle, iſt hiſtoriſch wahr.

Ja, leider, — entgegnete Vidocq.

Dieſes letztere Wort nahm der Henker ſehr übel; denn er ſagte leiſe zu mir:

Dieſer Menſch iſt ſo gemein wie Commißbrod; man ſieht, daß er ſich ſelten in ſo anſtändiger Geſellſchaft bewegt; er iſt weit entfernt, meine Haltung zu heben.

Herr Sarſon, — fragte Herr von Jony, — vor der Erfindung der Guillotine bedienten ſich Ihre Vorfahren wohl eines Schwertes, mit welchem man den Kopf auf einen Streich abſchlagen mußte?

Allerdings, und ich habe die furchtbare Waffe noch in meinem Hauſe. Es iſt eine Damascener Klinge, die ihrer Zeit in Conſtantinopel mit 1200 Francs bezahlt wurde. Mein Vater hat es zur Erinnerung daran, daß er damit den Marquis von Cally und den Ritter Labarre enthauptete, mit zwei rothen Fäden bezeichnet. Dieſes Schwert, welches außerordentlich lang iſt, nahm ich in meiner Jugend einmal unter meinen Oberrock, als ich mich des Abends zu meiner Geliebten ſchleichen wollte.

Unterwegs ward ich von Kerlen angefallen, die mich berauben oder gar ermorden wollten. Es waren ihrer acht rüſtige, handfeſte Kerle, denen ich ſicherlich unterlegen wäre, hätte mir nicht

mein guter Genius einen Gedanken zu meiner Rettung eingegeben.

Ich zog mein Schwert, schwang es hoch in die Luft und rief mit starker Stimme:

Wißt Ihr nicht, daß ich der Pariser Scharfrichter bin?

Wie wenn ich der Blitz wäre, der sie zu zerschmettern drohte, fuhren sie bei diesen furchtbaren Worten und dem Anblick des Schwertes auseinander. —

Also erzählte der letzte Abkömmling des Stammes dieser Henkerfamilie, deren Ernährerin in letzter Zeit die Guillotine war. —

Man hat diese Maschine zum Köpfen für eine neue Erfindung des französischen Arztes Guillotin gehalten — eine höchst irrige Ansicht, da sie nur eine modificirte verbesserte Art einer uralten Köpfmaschine ist, die seit Jahrhunderten in allen Staaten des neueren Europas in Brauch war.

Bei den mancherlei Mißgriffen und Greuelscenen, welche durch die vormals üblichen Arten und Werkzeuge bei Hinrichtungen vorkamen, war man lange darauf bedacht, auf Mittel zu sinnen, Beiden entgegen zu wirken; man verließ nicht nur eine grausame Todesart nach der andern, sondern man suchte auch die Vollziehung derjenigen, welche man beibehalten zu müssen glaubte, möglichst zu erleichtern und sicher zu stellen, eingedenk der Wahrheit, daß es zwecklos und unrecht sei, ein unwürdiges Mitglied der Gesellschaft zu Tode zu quälen.

So ward bei mehreren Völkern allmälig Hinrichtung mit dem Schwerte oder Beile die vorherrschende, und man erfand eigene Maschinen dazu, um selbst diese so unabhängig wie möglich vom Zufall und bösen Willen zur Vollziehung zu leiten.

Von dieser Art war das Enthauptungswerkzeug, welches im Mittelalter und später unter dem Namen der Diele, Planke, des Fallbeils, der Mannaja, der Jungfer und Anderen bekannt war und in der Zeit der ersten französischen Revolution unter der Bezeichnung: Guillotine zu neuem Dasein erwachte und theils in Frankreich, theils in einigen andern Ländern noch angewandt wird, „wenn der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen wird."

Geſchichtliche Forſchungen haben unwiderlegbar dargethan, daß dieſe Enthauptungsmaſchine deutſchen Urſprungs iſt, wenigſtens auf deutſchem Boden früher als auf irgend einem anderen in Gebrauch geweſen. Ihren Erfinder zu ermitteln, iſt bis heute nicht gelungen; nicht einmal die Zeit der erſten Einführung oder Anwendung in Deutſchland iſt nur entfernt nachzuweiſen. Doch iſt es wahrſcheinlich, daß ſie über das Mittelalter hinaufreicht, wenigſtens bekundet keine der bis jetzt aufgefundenen Quellen den Gebrauch eines ſolchen Werkzeugs in einer früheren Periode. Für Böhmen kann man ſogar die zwiſchen 1154 und 1248 erfolgte Einführung mit ziemlicher Gewißheit darthun.

Ein ſolches Köpfwerkzeug war ſchon 1233 in der Geſetzgebung der damals deutſchen, ſpäter belgiſchen Stadt Dendermonde unter der Benennung: Planke, bekannt, indem es dort in den ſtädtiſchen Statuten heißt: „Dem ſoll der Hals mit einem Brett, gemeinhin Planke genannt, abgeſtoßen werden.“ Daher die noch in den Niederlanden bis auf die neueſte Zeit zur Bezeichnung eines im höchſten Grade eigenſinnigen Menſchen ſprüchwörtliche Redensart: „Er würde ſich lieber den Kopf mit einer Planke abſchlagen laſſen.“

Ebenſo findet man in dem Stadtgeſetz der oberſächſiſchen Münzſtadt Saalfeld einer „Diele“ Erwähnung gethan, gleichwie auch in Kärnthen, in erſterer Stadt im 13., in letzterem Lande im 15. Jahrhundert. In Böhmen wurden 1248 während der dortigen Unruhen mehreren Aufrührern mit einer Diele der Kopf abgeſtoßen, faſt um dieſelbe Zeit ward ſie in Schwaben gebraucht.

Ein Augenzeuge beſchreibt das Werkzeug, ausſehend wie ein Zwangsſtuhl*), hatte an beiden Seiten Grundleiſten, auf welchem der Diel, ein eichenes Holz, an deſſen Ende ſich ein wohl ſchneidendes Eiſen befand, aufſaß. Wenn nun der Armſünder mit ſeinem Kopfe an den Stuhl gebunden war, ſo ließ der Henker

*) Ein kleines, zum Auflegen des Kopfes, den man waſchen und barbieren wollte, früher beſtimmtes Geſtell, zu dem man auf zwei Stufen hinaufſtieg, in den Bad- und Barbierſtuben früherer Jahrhunderte vorhanden.

den an einem Seile hangenden Dieb herabfallen, und das unten befindliche Eisen stieß dem armen Sünder den Kopf ab. — Mit einer solchen „welschen Falle“ wurden 1268 zu Neapel auf Befehl des Prinzen Carl von Anjou auch Konradin von Schwaben und Friedrich von Oesterreich enthauptet, ebenso im Jahre 1392 ein Hans Müggenberg zu Lübeck.

In alten Büchern mit Holzschnitten und Kupferstichen sind mehrere Abbildungen dieses Enthauptungswerkzeuges auf uns gekommen, die von Lucas Cranach, Aldegrever, G. Pero, Jost Ammon gefertigt sind.*)

Das italienische Fallbeil, Mannoja, welsche Falle, ist in Italien seit mehreren Jahrhunderten im Gebrauch und hat sich bis auf den heutigen Tag dort erhalten; wahrscheinlich ist das Werkzeug auf den germanischen Einwanderungen dahin gekommen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde die Strafe der Enthauptung dort allgemein durch ein mit einem schweren Gewicht herabgetriebenem Eisen an dem, der Länge nach hingestreckten Verbrecher vollzogen. Ein wirkliches Beispiel derartiger Enthauptung ist die zu Rom 1599 vollzogene Hinrichtung der Beatrice Cenci und ihrer Familie. Hundert Jahre nachher, 1702, wurde zu Mailand, auf Befehl des französischen Befehlshabers Prinzen von Vaudemont, der Graf Bozelli, ein bekannter Banditenhauptmann, auf gleiche Weise vom Leben zum Tode gebracht.

Ein französischer Augenzeuge berichtet darüber, wie folgt:

Man errichtete auf dem Marktplatze ein Blutgerüst, welches schwarz gedeckt war; in dessen Mitte hatte man einen Holzblock angebracht, grade so hoch, daß der Verbrecher, auf demselben kniend, zwischen einem galgenartigen Gestell, sein Haupt legen konnte. An diesem Gestell hing, durch einen Strick festgehalten, ein Beil, einen Fuß lang und ein und einen halben Fuß breit und mit

---

*) Die Illustrationen auf der beigefügten Tafel tragen die Jahreszahl des Erscheinens des Buches, woraus sie entnommen sind, an der Stirn.

BAYERISCHE

mehr als hundert Pfund Blei beſchwert. Bei der Hinrichtung hatte der Scharfrichter nichts weiter zu thun, als den Strick durchzuſchneiden, welches das Beil in die Höhe hielt; in dem Augenblick, wo es niederfiel, erfolgte die Trennung des Kopfes von dem Rumpfe. Dieſe Art iſt ſo ſicher, daß das Beil mehr als zwei Zoll tief in den Holzblock einſchnitt.

Noch 1816 wurde der Prieſter Bergoni zu Rom mit dieſem Werkzeuge enthaupt.

Der Köpfgalgen in England war ebenfalls eine ſolche Enthauptungsmaſchine. Etwa zehn Fuß hoch hatte er die Form eines Malergeſtells und beſtand aus zwei aufrecht ſtehenden, auf beiden innern Seiten mit gerade herunterlaufenden Fugen verſehenen Balken, in welchen ſich zwei viereckige Querhölzer befanden, von welchen das untere Eiſen feſt, das obere beweglich war. Auf das Erſtere legte der Delinquent den Kopf, der von einem auf daſſelbe gerichteten Brette niedergedrückt oder mit einer Art von eiſernen Stange ſo feſtgehalten wurde, daß er außer Stande war, ſich zu bewegen. Das obere Querholz war oben an der Maſchine mit einem Strick befeſtigt, vermittelſt deſſen es in den Fugen auf und niedergelaſſen werden konnte. Die untere Seite dieſes Querholzes war mit einem breiten Eiſen bewaffnet, ungefähr ein Fuß im Gevierte, unten ſehr ſcharf, und oben ſo ſchwer mit Blei belaſtet, daß es kaum gehoben werden konnte. Wurde der an einem Haken feſtgehaltene Strick losgelaſſen, ſo fiel das Eiſen und bewirkte ſofort die Trennung des Rumpfes vom Kopfe.

Noch unter der Regierung der Königin Eliſabeth war dieſe Maſchine im Gebrauch, und auch im Jahre 1680 kamen noch Hinrichtungen damit vor; ſie ſoll auch noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts bei Verbrechern von beſſeren Ständen angewandt ſein.

Die ſchottiſche Jungfer ward von dem Regenten Merton in Schottland eingeführt, der das Schickſal hatte, 1581 der Erſte zu ſein, der unter dieſem Todeswerkzeuge verbluten mußte. Die Vollſtreckung der wegen Kuh- oder Pferdedieb-

stahls ergangenen Todesurtheile geschah dadurch, daß man den Strick der Maschine an das Thier befestigte, und dieses so lange peitschte, bis der das Beil haltende Stri.. zerriß. Im 18. Jahrhundert noch wurde sie nur zur Enthauptung adlicher Verbrecher gebraucht.

Die Doloire, im älteren Frankreich, ein Werkzeug der beschriebenen Art, war dort schon gegen das Ende des Mittelalters bekannt. Das älteste historische Beispiel einer Enthauptung durch dieselbe ist die des Herzogs von Montmorency im Jahre 1632. Wie überall in den andern Ländern wurde diese Maschine nachher durch das Schwert verdrängt.

Die ostindische Köpfmaschine war eine ähnliche Vorrichtung, und in Batavia wurde sie noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gebraucht, und war wenigstens ein Jahrhundert vorher aus dem Mutterlande dort eingeführt.

Durch den Arzt Joseph Guillotin († 1814), Mitglied der französischen Nationalversammlung, wurde in einem am 1. November 1789 erstatteten Bericht wieder auf dieses außer Brauch gekommene Werkzeug zur sicheren Vollstreckung der Todesstrafe aufmerksam gemacht und später auf seinen Antrag eingeführt; sie unterscheidet sich von der Einrichtung der älteren Köpfmaschinen durch die schräge Richtung der Schneide des Messers; bei Jenen wird der Kopf abgehackt, bei Letzteren abgeschnitten. Man nannte sie nach seinem Namen Guillotine. Die Schwere des Messers betrug 60 Pfund und gewann durch den Fall noch 540 Pfund; die Höhe, von welcher der Fall des Messers erfolgt, beträgt 10 Fuß. Ihr Gebrauch hat sich in Frankreich unter dem Wechsel aller Regierungen bis heute erhalten.

Selbst in der Türkei ist das Werkzeug in früherer Zeit zur Enthauptung angewandt worden, und hatte also eine starke Verbreitung in Europa gewonnen. Möge die Einführung der Guillotine in allen civilisirten Staaten stattfinden, damit der Unglückliche, der dem Henker verfällt, schnell und sicher vom Leben zum Tode gebracht und den schrecklichen Auftritten endlich für immer bei

Vollſtreckung von Todesurtheilen durch das Schwert vorgebeugt werden, die durch ungeſchickte Handhabung deſſelben durch den Scharfrichter noch leider nur zu häufig in grauenhafteſter Weiſe vorkommen. Legt die Geſetzgebung dem Staate das Recht zu, ein räudiges Glied aus dem Staatsverbande auf blutige Weiſe für immer zu entfernen, ſo muß ſie zugleich dafür Sorge tragen, daß es nicht zu Tode gemartert werde.

V.

Ein geheimnißvoller Doppelmord.

Seltsame Enthüllung des gewaltsamen Endes der Frau L'Esparayé und ihrer Tochter.

Vor einer Reihe von Jahren wurde die Bevölkerung von Paris durch die Nachricht einer furchtbaren Mordthat geschreckt, worüber die dort erscheinende Gazette des Tribunaux (Zeitung der Gerichtshöfe) folgenden Artikel ihren Lesern brachte:

Seltsame Mordthat.

Heute Morgen gegen 3 Uhr wurden die Bewohner des Quartiers von St. Roche durch wiederholt auf einander folgendes, entsetzliches Geschrei aus dem Schlafe aufgeschreckt, welches aus dem vierten Stockwerke eines Hauses in der Morguestraße zu kommen schien, das, wie bekannt, allein von der Frau L'Esparayé und ihrer Tochter Camilla bewohnt wurde.

Nach vergeblichen Versuchen, in das Haus zu gelangen, wurde das Hausthor mittelst eines Brecheisens gesprengt, und 8 bis 10 Nachbarn traten mit 2 Gensd'armen ein.

Das Geschrei war mittlerweile verstummt, man unterschied indeß beim Hinaufeilen der Treppe zwei oder mehrere rauhe mit einander streitende Stimmen im obern Theile des Hauses, sie verstummten aber, als man bis zum zweiten Absatz der Treppe gekommen war, und es blieb von nun an völlig still.

Die in's Haus Gedrungenen eilten von einem Zimmer in's andere. Als sie in ein geräumiges Hinterzimmer des zweiten Stockes gelangt waren, in dessen Thür der Schlüssel inwendig

steckte und deshalb aufgebrochen werden mußte, stellte sich den Blicken der Eintretenden ein Schauspiel dar voll Grausens und Entsetzens.

Die wirrste Unordnung herrschte im Zimmer: die Möbel waren nach allen Seiten hin umgeworfen und theilweise zertrümmert. Aus einer Bettstelle war das Bettzeug genommen und mitten in die Stube auf den Fußboden geworfen; ein blutiges Rasirmesser lag auf einem Stuhle.

Im Kamin des Zimmers fand man zwei bis drei lange Locken von grauem Menschenhaar, blutbesleckt und, wie es schien, mit der Wurzel ausgerissen. Auf dem Fußboden lagen 4 Napoleonsd'or, ein Ohrring mit Topasen, drei große Silberlöffel, drei kleinere von Metall und zwei Beutel mit beinahe 4000 Francs in Gold.

Die Schubladen des Sekretairs standen offen und schienen geleert worden zu sein, obwohl noch eine große Menge Effecten darin lag. Unter dem Bette war eine kleine Geldkiste von Eisen befindlich, sie war geöffnet und der Schlüssel steckte darin, sie enthielt nur einige alte Briefe und werthlose Papiere.

Von lebenden Wesen fand sich keine Spur. Indessen lenkte eine Menge aus dem Kamin gefallenen Rußes die Aufmerksamkeit auf denselben; man suchte im Schornsteine und zog — ein gräßlicher Anblick — die mit dem Kopfe nach unten gekehrte Leiche der Tochter Camilla L'Esparayé daraus hervor, welche auf diese Weise eine bedeutende Strecke weit in den Schornstein geschoben worden.

An der noch warmen Leiche wurden mehrere Hautverletzungen entdeckt. Das Gesicht war stark zerkratzt, und am Halse fanden sich dunkle Quetschungen und starke Eindrücke von Fingernägeln, woraus man auf eine Erwürgung der Verstorbenen schließen mußte.

Trotz der genauesten Untersuchung fand man nirgends im Hause weitere Spuren, wohl aber in einem kleinen gepflasterten Hinterhofe die Leiche der Frau L'Esparayé mit völlig durchschnittener Kehle, so daß beim Aufrichten des Körpers der Kopf vom Rumpfe zur Erde fiel. Kopf wie Rumpf waren gräßlich entstellt, der Erstere in solchem Grade, daß er kaum noch menschenähnlich erschien.

Bis jetzt ist, soviel uns bekannt geworden, auch nicht das

fernste Anzeichen aufgefunden, welches zur Lösung dieses schrecklichen Räthsels leiten könnte.

Soweit der Artikel der Pariser Gerichtszeitung! —

Die Tags darauf ausgegebene Nummer derselben brachte die nachfolgenden näheren Details unter der Aufschrift:

Das Trauerspiel in der Morguestraße.

Die Vernehmung mehrerer Personen über diese so seltsame wie grauenhafte Begebenheit hat stattgefunden, indeß zu keinem Resultate geführt. Das Einzelne der Zeugenaussagen ergab nur Folgendes:

Pauline Dubourg, Wäscherin, sagt aus: sie habe seit 3 Jahren für die Verstorbenen gewaschen. Es herrschte zwischen beiden Damen das beste zärtlichste Einverständniß. Ihre Bezahlung erfolgte stets pünktlich. Ueber ihre Lebensweise und Subsistenzmittel wußte die Zeugin Nichts anzugeben; sie glaubte indeß, Frau L'Esparayé wahrsage für Geld, und habe im Rufe gestanden, Geld gespart zu haben. Niemals habe Zeugin, wenn sie Wäsche gebracht oder geholt, fremde Personen bei ihnen getroffen, auch hätten sie keine Dienstboten gehabt. Mit Ausnahme des vierten Stockes schien das Haus unmöblirt zu sein.

Pierre Moreau, Tabackshändler, bekundet: Schon seit 4 Jahren habe die Frau L'Esparayé Schnupftaback von ihm gekauft; er sei in der Nachbarschaft geboren und habe dort fortwährend gewohnt. Sie sei Eigenthümerin ihres Hauses gewesen und hatte, nachdem sie früher einzelne Theile desselben vermiethet, späterhin dasselbe allein mit ihrer Tochter bewohnt, weil sie mit dem Mißbrauche der vermietheten Locale durch ihre Miether unzufrieden geworden war. Beide führten ein eingezogenes Leben; Zeuge hat die Tochter kaum 5 bis 6 Mal gesehen. Außer den beiden Bewohnerinnen war Niemand in's Haus gekommen, einigemale ein Commissionair und 8 bis 10 Mal ein Arzt. Die Fensterläden waren selten geöffnet; mit Ausnahme der des Hinterzimmers im untern Stock waren sie fast immer verschlossen gewesen.

Isidore Musot, Gensd'arm, sagt aus: Er sei gegen 3 Uhr Morgens nach dem Hause gerufen, und habe im Thore

20 bis 30 Personen angetroffen, die Einlaß zu erlangen bemüht gewesen seien. Er habe endlich mit dem Bajonet, nicht mit einem Brecheisen, das Thor erbrochen, bis zu welchem Augenblicke das Geschrei fortgedauert habe. Es scheine das Geschrei einer oder mehrerer Personen in großer Qual gewesen zu sein, laut und lang angehalten, nicht kurz und abgestoßen. Zeuge sei die Treppe hinauf vorangegangen. Beim ersten Treppenabsatz habe er zwei Stimmen laut und zornig mit einander im Streite vernommen, die eine tief und rauh, die andere höher und durchdringenden Tones — eine höchst sonderbare Stimme. Einige Worte der Ersteren habe er unterscheiden können als die eines Franzosen. Zeuge gab bestimmt an, daß es keine weibliche habe sein können; er habe die Worte: Sacre und diable unterschieden. Die kreischende Stimme sei die eines Ausländers gewesen, jedoch wisse er nicht gewiß, ob die eines Mannes oder Weibes; die Sprache habe er für spanisch gehalten.

Henry Duval, ein Nachbar der Gemordeten, Silberarbeiter, hatte mit zuerst das Haus in jener Nacht betreten, und bestätigte im Ganzen die Aussage des vorigen Zeugen. Die kreischende Stimme hielt er für die eines Italieners; mit Bestimmtheit gab er an, es sei nicht die eines Franzosen. Ob Manns- oder Frauenstimme, wußte er nicht gewiß anzugeben. Da er beide Verstorbene persönlich gekannt und sich oft mit ihnen unterhalten habe, so konnte er mit Zuversicht behaupten, daß die kreischende Stimme keiner von Beiden angehörte.

Odenheimer, Restaurateur, ein Holländer, der französischen Sprache nicht mächtig, ward durch einen Dolmetscher vernommen. Er ging gerade zur Zeit des Lärms und Geschreies, die vielleicht 10 Minuten währten, am Hause vorbei; die Laute waren laut, lang ausgehalten, sehr schauerhaft und angstvoll. Die durchdringende Stimme hielt er mit Ueberzeugung für die eines Mannes, eines Franzosen; die Worte schienen in Furcht wie im Zorne gesprochen zu sein; sie waren geläufig und ungleichmäßig. Die Stimme war nach seinem Gehör mehr rauh als kreischend, und von der tiefen Stimme hörte er wiederholt die Worte: Sacre, diable und einmal mon Dieu!

Jules Migrand, Banquier von der Firma: Migrand und Söhne in der Delorainestraße, sagt aus: Frau L'Esparayé habe einiges Vermögen beſeſſen und vor 8 Jahren bei ſeinem Banquierhauſe ein Conto eröffnet. Häufig legte ſie kleine Summen nieder, am dritten Tage vor ihrem Tode erhob ſie perſönlich 4000 Francs, die ihr in Gold ausgezahlt und von einem Commis nach ihrem Hauſe gebracht wurden.

Adolph de Bon, Commis bei Migrand und Söhne, deponirte: An dem von ſeinem Principale bezeichneten Tage habe er mit 4000 Francs in 2 Beuteln gegen Mittag die Verſtorbene nach ihrer Wohnung begleitet. Beim Oeffnen der Hausthür ſei die Tochter erſchienen und habe ihm einen Beutel aus der Hand genommen, während den andern die Mutter zu ſich nahm; er habe ſich hierauf verbeugt und ſei heimgekehrt. Auf der Straße habe er Niemand geſehen.

William Bird, Schneider, ein Engländer, 2 Jahre in Paris, war einer der Erſten auf der Treppe, hörte die ſtreitenden Stimmen, von denen er die tiefe für die eines Franzoſen hielt, und die bereits oben mehrfach angegebenen Worte ebenfalls unterſchied. Er vernahm ein Geräuſch, als wenn mehrere mit einander rängen, wie bei einer Balgerei. Die kreiſchende Stimme war lauter als die tiefe.

Alle Zeugen ſtimmten über den Befund im Hinterzimmer überein, wie derſelbe oben angegeben wurde.

Bei einer zweiten Vernehmung bekundeten vier der obigen Zeugen, daß die Thür des Hinterzimmers von Innen verſchloſſen angetroffen ſei; indeſſen ſei Alles ſtill geweſen, als man ſie erreichte, und weder Stöhnen, noch Geräuſch irgend einer Art mehr vernommen worden.

Beim Erbrechen der Thür fand man kein lebendes Weſen an, die Schiebfenſter waren niedergelaſſen und von Innen befeſtigt geweſen; die Thür zwiſchen dem Hinter- und Vorderzimmer ſei zugeklinkt, nicht verſchloſſen gefunden, wogegen die von dem Vorderzimmer auf den Entrée führende Thür verſchloſſen geweſen, und der Schlüſſel von Innen darin geſteckt habe.

Ein kleines Zimmer auf der Vorderſeite des Hauſes im

vierten Stockwerke war offen und die Thür nur angelehnt; es fanden sich darin alte Betten, Kisten u. dergl. vor. Alles ward zwar untersucht, kein Winkel verschont, und Schornsteinfeger fuhren in den Schornsteinen auf und ab. Eine Fallluke, die nach dem Boden führte, war fest zugenagelt, und schien in Jahren nicht geöffnet zu sein.

Alfonso Garcio, Begräbnißunternehmer, in der Morguestraße wohnhaft, Spanier von Geburt, vernahm die streitenden Stimmen, und hielt die tiefe für die eines Franzosen, die kreischende für die eines Engländers; er urtheilt nach dem Tonfall, da er kein Englisch versteht.

Alberto Montini, Conditor, sagt aus: Er habe mehrere Worte unterschieden; der Sprechende schien Vorstellungen zu machen. Der Körper der Tochter sei so fest in den Schornstein hineingezwängt gewesen, daß er erst dann herausgebracht werden konnte, als vier oder fünf der Anwesenden gemeinschaftlich Hand angelegt hätten.

Paul Dumas, Arzt, war gegen Tagesanbruch zur Besichtigung der Leichen herbeigerufen. Beide lagen auf dem Strohsack der Bettstelle im Hinterzimmer. Die Leiche des Mädchens war stark geschunden und gequetscht in Folge des gewaltsamen Hinaufschiebens in den Schornstein. Starke Verletzungen fanden sich an der Kehle, unter dem Kinn mehrere Kratzwunden und gelbbraune Flecken, offenbar von Fingereindrücken herrührend. Das Gesicht war furchtbar entstellt, die Augäpfel standen vor, die Zunge war zur Hälfte durchbissen. Eine bedeutende Quetschung ward in der Magengrube entdeckt, anscheinend durch Aufdrücken eines Kniees verursacht.

Der Arzt erklärte: Camilla L'Esparayé sei von ein oder von mehreren Personen erwürgt worden.

Die Leiche der Mutter war schrecklich mißhandelt; alle Knochen des rechten Armes und Beines waren mehr oder minder zerschmettert, der linke Schenkelknochen und die linken Rippen stark zersplittert, der ganze Körper überall zerquetscht und mißfarbig.

Die Art und Weise, wie diese Verletzungen geschehen, konnte der Arzt Dumas nicht bestimmen. Eine schwere Keule von Holz

oder eine breite Stange Eisen, ein Stuhl oder irgend ein stumpfes Instrument hätte diese Verletzungen hervorbringen können, wenn es von der Hand eines starken Mannes geführt wäre; ein Weib könne unmöglich solche Streiche führen. — Auch der vom Rumpf getrennte Kopf war sehr zerschmettert, und der Hals jedenfalls mit einem sehr scharfen Instrument, wahrscheinlich mit einem Rasirmesser, durchschnitten.

Der Wundarzt Etienne, mit dem Arzte Dumas gleichzeitig herbeigerufen, stimmte mit der Aussage und der ärztlichen Ansicht des Letzteren überein.

Sonst ermittelte sich Nichts von Wichtigkeit, obwohl noch mehrere Zeugen vernommen wurden.

Noch nie war in Paris eine so räthselhafte und unerklärliche Mordthat vorgekommen.

Die Polizei war rathlos, eine ungewöhnliche Erscheinung bei solchen Vorfällen.

Im Quartier St. Roche herrschte die größte Aufregung; man untersuchte abermals das ganze Haus vom Keller bis zum Dachstuhle, vernahm Leute über Leute, deren Viele sich freiwillig zur Vernehmung stellten, um zur Ermittlung der Thäter beizutragen.

Alles umsonst. Man verhaftete den Commis des Banquierhauses, der das Gold zur Wohnung der Ermordeten beizutragen, obgleich kein weiterer Verdacht sich gegen ihn erhoben hatte.

Ich hielt mich zu jener Zeit in Paris auf, wo ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes, Auguſt Dupin mit Namen, gemacht hatte. Er nahm ein besonderes Interesse an dem räthselhaften Ereignisse und dem Fortgange der Untersuchung.

Man darf, meinte er, nach diesem Zeugenverhör und dem Augenschein kein Urtheil über die Mittel fällen. Die Pariser Polizei, wegen ihres Scharfblickes berühmt, ist schlau, aber nichts weiter. Sie hat in ihrem Verfahren nur die Methode des Augenblicks, prunkt gewaltig mit ihren Maßnahmen, die indeß häufig dem damit zu erreichenden Zweck so unangemessen sind, daß sie an Jourdain erinnern, der seinen Schlafrock forderte, um die Musik besser anhören zu können.

Ihre Resultate erregen nicht selten Erstaunen; sie werden indeß meist nur durch die Rührigkeit und den Fleiß erzielt; wo diese nicht ausreichen, schlagen ihre Versuche fehl.

Vidocq, der bekannte Pariser Polizeichef, früher selbst berüchtigter Schurke, Dieb, Gauner, Galeerensträfling und später als Tschimborasso unter den polizeilichen Größen Europas berühmt, zeichnete sich durch gutes Rathen und beharrliche Ausdauer aus, aber ohne Erziehung und Bildung irrte er fortwährend in Folge der Intensität seiner Untersuchungen. Er brachte den Gegenstand seinen Augen zu nahe und that dadurch seiner Sehkraft Abbruch. Gewöhnlich faßte er einige Punkte mit Genauigkeit, wodurch er aber den Ueberblick über die Sache als Ganzes verlor. Man kann selbst zu gründlich sein: die Wahrheit steckt nicht selten in einem Brunnen; in den Thälern ist die Tiefe, wo man sie sucht, nicht auf den Bergeshöhen, wo sie gefunden wird.

Was den an der Frau L'Esparayé und ihrer Tochter verübten Mord betrifft, so müßte man, bevor man zu einer Ansicht gelangt, einige Untersuchungen anstellen. Die Nachforschung gewährt Unterhaltung, und außerdem bin ich dem wegen Verdacht der Thäterschaft zur Haft gebrachten Commis Le Bon für einen mir geleisteten Dienst zur Dankbarkeit verpflichtet. Ich kenne den Polizeipräfekten persönlich; er wird mir Erlaubniß ertheilen zur Besichtigung der Wohnung der beiden Mordopfer.

Wir erhielten wirklich die nachgesuchte Erlaubniß und gingen alsbald zur Morguestraße, einer ärmlichen Gasse zwischen der Richelieu- und St. Roche-Straße.

Es war spät am Nachmittage, als wir dort ankamen; denn dieser Theil der Stadt liegt weit entlegen von dem, den wir bewohnten.

Die fortwährend noch vor dem Hause stehende Menschenmenge erleichterte sein Auffinden. Gaffend stand sie da und blickte nach den verschlossenen Fenstern.

Die Bauart ist die eines gewöhnlichen Pariser Hauses. Ein Thorweg, mit einem Wachverschlage nebst Glaswand und mit einer in die Höhe zu schiebenden Fensterscheibe, „die Loge der Conciergen", (Thürhüter) führte hinein.

Dupin hatte, bevor wir hineintraten, das Haus ringsum und die ganze Nachbarschaft umher genau in's Ange gefaßt. Darauf zog er die Klingel an dem Thore, zeigte den Beglaubigungsschein des Präfecten vor, und der wachthabende Polizeiofficiant ließ uns ein.

Unser erster Weg ging nach dem mehrerwähnten Hinterzimmer im vierten Stockwerk, worin die beiden Leichen noch immer befindlich waren. Das Zimmer lag in derselben ursprünglichen Unordnung da. Alles wurde besichtigt, das Zimmer, die Gegenstände darin und die Leichen der beiden Opfer, worauf wir uns, in steter Begleitung des Gensd'armen, durch alle Zimmer und darauf in den Hof begaben.

Bis zur Abenddämmerung waren wir mit der Einnahme des Augenscheins beschäftigt, worauf wir heimkehrten.

Haben Sie etwas Eigenthümliches auf dem Schauplatze des verübten Mordes wahrgenommen? fragte er mich.

Ich hatte nichts Eigenthümliches bemerkt, wenigstens nichts Anderes, als was die Journale bereits mitgetheilt hatten, und erwiderte dieses auf seine Frage.

Ich fürchte, entgegnete er, daß die Gazette des Tribunaux nicht auf die ungewöhnliche Grauenhaftigkeit der Sache eingegangen ist. Doch kümmern wir uns nicht um die richtigen Ansichten dieser Zeitung. Mir scheint, daß man das Geheimniß für unlösbar hält aus einem Grunde, der die Enthüllung desselben als leicht betrachten lassen sollte — nämlich wegen des centrirten Charakters der Umstände desselben.

Die Polizei ist irre geleitet durch die scheinbare Nichtanwesenheit der Motive desselben. Sodann verwirrt sie die anscheinende Unmöglichkeit, die streitenden Stimmen, die man vernahm, mit der Thatsache in Einklang zu bringen, daß im Hause Niemand angetroffen ward, als die gemordeten Opfer um Hülfe schrieen, und daß kein Mittel sich zeigte, um, unbemerkt von dem zuerst Eingetretenen, aus dem Hause zu kommen.

Die wüste Unordnung im Zimmer, die im Schornstein kopfabwärts gefundene Leiche, die schreckliche Verstümmelung der alten Frau, genügten zur Irrleitung des gerühmten Scharfblicks der Polizeiagenten und zur Lähmung ihrer Kräfte.

Sie verwechselten das Ungewöhnliche mit dem Spitzfindigen, ein grober, aber gewöhnlicher Irrthum, worin sie verfallen sind.

Bei Untersuchungen, wie die gegenwärtige, gilt die Frage nicht: Was ist geschehen? Wohl aber die: Was ist noch nie Dagewesenes geschehen?

Und wirklich, — die Leichtigkeit, womit die Enthüllung des Geheimnisses gelingen wird, steht im graden Verhältnisse mit seiner scheinbaren Unlösbarkeit in den Augen der Polizei.

Ich, erwarte fuhr Dupin, nachdem wir unsere Wohnung erreicht hatten, fort, binnen Kurzem eine Person hier eintreten zu sehen, die, wenn sie auch jene Verbrechen nicht begangen, doch einigermaßen darin verwickelt gewesen sein muß; wahrscheinlich ist sie ganz schuldlos an dem schlimmsten Theile desselben. Meine Vermuthung ist, wie ich hoffe, richtig; ich baue darauf meine Hoffnung auf Lösung des Räthsels. Jeden Augenblick kann dieser Mann eintreten. Möglich, daß er ausbleibt, indeß halte ich sein Erscheinen für wahrscheinlich. Erscheint er, so müssen wir ihn festhalten. —

Er holte ein Paar Pistolen mit den Worten: Wir wissen sie erforderlichen Falls zu gebrauchen.

Durch die Zeugenaussage steht fest, daß die streitenden Stimmen, welche die Personen beim Treppenhinaufgehen vernahmen, nicht die der beiden Gemordeten waren. Dadurch wird jeder Zweifel darüber gehoben, ob die Mutter zuerst die Tochter umgebracht und auch einen Selbstmord an sich verübt habe.

Die Kraft der alten Frau war unvermögend, die Leiche der Tochter in den Schornstein hinaufzuschieben, und die Natur der Wunden an der Leiche der Mutter läßt keinen Gedanken an Selbstmord zu. Der Mord ist mithin von Dritten verübt, und die Stimme dieser Dritten waren die Streitenden, die man vernahm.

Gehen wir nunmehr zu dem Eigenthümlichen in den verschiedenen Zeugenaussagen über.

Während sämmtliche Zeugen übereinstimmend die tiefe Stimme für die eines Franzosen hielten, waltet eine große Verschiedenheit rücksichtlich der kreischenden Stimme oder — nach dem Ausdruck einiger Zeugen — der rauhen Stimme ob.

Die Eigenthümlichkeit beſteht nun nicht darin, daß ſie in ihrer Anſicht von einander abweichen, ſondern darin, daß, während Zeugen von den verſchiedenſten Volksſtämmen (ein Italiener, Engländer, Spanier, Holländer und ein Franzoſe) ſie zu bezeichnen verſuchten, ein Jeder von ihnen ſie als die Stimme eines Ausländers bezeichnete; Jeder weiß gewiß, daß es nicht die Stimme eines Landsmannes war.

Daraus geht deutlich die ſeltſame Ungewöhnlichkeit der Stimme für die Ohren ſämmtlicher Zeugen hervor, in deren Tönen nicht einmal Angehörige der fünf großen europäiſchen Volksſtämme etwas Bekanntes erkennen konnten. Dazu hat kein Zeuge Worte oder wortähnliche Laute als unterſcheidbar erwähnt.

Ein gehöriger Schluß ſelbſt aus dieſem Theile der Zeugenausſage, der Bezug hat auf die tiefe und kreiſchende Stimme, iſt an ſich ſchon genügend zur Erweckung eines Verdachts, der allen ferneren Schritten zur Enthüllung des Geheimniſſes ihre Richtung giebt.

Verſetze ſich der Leſer mit mir im Geiſte in jenes Hinterzimmer, und ſuche zunächſt nach den Mitteln, die von den Mördern angewandt worden, um daſſelbe zu verlaſſen.

Wie ſind dieſe aus dem Zimmer entkommen? — Unterſuchen wir die möglichen Mittel des Entkommens, eines nach dem andern.

Feſt ſteht zunächſt, daß die Verbrecher ſich in dem Hinterzimmer, worin die Leiche des Mädchens gefunden ward, oder wenigſtens in dem anſtoßenden Gemache zu der Zeit befanden, als die Geſellſchaft die Treppe hinaufſtieg und ihre Stimme hörte.

Welche Thüren und Ausgänge hatten dieſe zwei Zimmer? —

Kein geheimer Ausgang konnte der Polizei entgehen; denn ſie ließ Fußboden, Decke und Mauerwerk der Wände nach allen Richtungen hin durchforſchen. Es war alſo kein geheimer Ausgang da.

Beide, aus den Zimmern auf den Entrée führenden, Thüren waren feſt verſchloſſen, und der Schlüſſel ſteckte innen. Die Schornſteine, oberhalb des Kamins zwar auf 8—10 Fuß hinlänglich weit, verengen ſich aber derartig, daß keine Katze hindurch-

schleichen kann. Es bleiben mithin nur noch die Fenster zum Entkommen übrig.

Durch die auf der Vorder- (Straßen-) Seite des Hauses gelegenen Fenster vermochte Niemand, ohne von der Straße aus gesehen zu werden, zu entkommen. Die Mörder müssen daher sich durch die nach dem Hinterhofe befindlichen Fenster entfernt haben.

Das Hinterzimmer hat zwei Fenster, das eine vollständig sichtbar, wogegen das Untertheil des andern durch das Kopfende der auf dem Zimmer stehenden Bettstelle, welche dicht daran steht, verdeckt ist.

Das Entrée war von Innen fest verschlossen gefunden: Niemand vermochte es aufzuschieben. Links im Rahmen desselben war ein großes Loch gebohrt, worin ein Nagel bis fast an den Kopf gesteckt war. Am andern Fenster fand man dasselbe, und der Versuch, das Fenster aufzuheben, mißlang gleichfalls.

Darnach war die Polizei fest überzeugt, daß die Mörder nicht durch diese Fenster entkommen seien, weshalb man auch das Herausziehen der Nägel und Oeffnen der Fenster für überflüssig ansah.

Es mußte eine genauere Besichtigung als die der Polizei vorgenommen werden, weil es einzig und allein darauf ankam, und es mußten hier alle anscheinenden Unmöglichkeiten, als in der Wirklichkeit nicht vorhanden, erwiesen werden.

Die Verbrecher sind aus einem der beiden Fenster entflohen; sie konnten deshalb dieselben nicht auf die Weise verschlossen haben, wie sie verschlossen gefunden worden. Und doch waren sie verschlossen; sie mußten also sich selbst verschließen können.

Die Richtigkeit dieser Folgerung veranlaßte zu dem Versuch, den Nagel herauszuziehen und den Fensterschieber zu heben.

Vergeblich waren alle angewandte Mühe und Kraftanstrengung; der Nagel widerstand allen Versuchen. Das führte zu der Ueberzeugung, daß eine geheime Feder darin stecken mußte, die man denn auch nach sorgfältigem Nachsuchen wirklich entdeckte.

Man drückte sie nieder und erhob den Fensterschieber nicht, indem man sich mit der ersten Entdeckung begnügte; man steckte

den Nagel wieder in die Oeffnung und betrachtete ihn genau. Die Untersuchung ergab, daß Jemand, der aus diesem Fenster hinausstieg, es nicht wieder hätte schließen können; die Feder würde umgesprungen sein, der Nagel aber war nicht wieder hineinzustecken.

Es mußten daher die Verbrecher durch das andere Fenster hinausgekommen sein.

Man stieg auf den Strohsack in der Bettstelle, entdeckte sogleich die Feder am Fensterschieber, drückte sie nieder und fand sie von derselben Beschaffenheit wie die andere.

Der darin befindliche Nagel war gleichfalls wie der am andern Fenster; allein als man ihn anfaßte, blieb der Kopf und ein etwa ein Viertelzoll langes Stück zwischen den Fingern des Anfassenden, während der übrige Theil des Nagels in dem Bohrloche blieb.

Der Bruch war alt, die Ränder rostbedeckt, dem Anscheine nach in Folge eines Hammerschlages, der das Kopfende des Nagels halb in die Vorderseite des untern Fenstertheiles getrieben hatte. Jetzt steckte man das Kopfende in die Oeffnung, drückte an der Feder, und hob vorsichtig das Fenster auf; aber der Kopf blieb in dem Loche stecken und ging mit in die Höhe. Als ich das Fenster wieder verschlossen hatte, steckte der Nagel anscheinend unverletzt an seiner Stelle.

Das Geheimniß war enthüllt: Der Mörder durch das Fenster hinter dem Bette entkommen.

Es war von selbst herabgesunken oder mit Absicht geschlossen worden und die Feder eingeschnappt. Die Polizei hatte das Zurückhalten durch diese Feder für das des Nagels gehalten und deshalb jede fernere Untersuchung für unnöthig gehalten.

Die Art und Weise, wie der oder die Verbrecher hinabgestiegen, ist die zweite zu erörternde Frage, um der Sache näher zu kommen.

Um diese zu beantworten, hatte die Besichtigung des Gebäudes von Außen einen Fingerzeig gegeben.

In einer Entfernung von über 4 Fuß von dem Fenster befand sich die Stange eines Blitzableiters; von dieser konnte Nie-

mand das Fenster erreichen. Indeß waren die Fensterladen von eigenthümlicher Einrichtung.

In Form einer gewöhnlichen Thür, 3½ Fuß breit, war ihre untere Hälfte mit einem Lattengitter versehen und bot Gelegenheit zum Festhalten mit den Händen dar. Der zu dem Fenster am Kopfende des Bettes gehörige Laden mußte, wenn er bis ganz an die Mauer zurückgeschlagen wurde, der Stange bis auf 2 Fuß nahe kommen, und mit Anwendung eines außergewöhnlichen Grades von Gelenkigkeit und Muth war das Fenster von der Stange aus leicht zu erreichen.

Freilich gehörte dazu ein außergewöhnlicher Grad von Behendigkeit zum Erfolge dieses schwierigen Unternehmens.

Diese außergewöhnliche Gelenkigkeit bringe man mit der eigenthümlichen und rauhen oder kreischenden und ungleichmäßigen Stimme in Verbindung, und der Leser sieht, daß ich von der Frage des Herauskommens zu der des Eindringens in das Hinterzimmer übergegangen bin. —

Hierzu kommen folgende Fragen:

Warum hatte der Dieb nicht die besten Kleider aus den Laden des Secretairs, warum nicht alle genommen? — Warum hatte er 4000 Francs in Gold liegen lassen, um sich mit einem Packen Kleidungsstücke zu beschweren?

Obenein machte sich der merkwürdige Mangel an einem Beweggrunde bei diesem so merkwürdig grausamen Morde bemerklich. — —

Werfen wir nun wieder einen Blick auf die Mordthat selbst!

Ein Mädchen ist mit den Händen erwürgt und kopfabwärts in einen Schornstein hinaufgeschoben.

Solche Mordart wendet kein gewöhnlicher Mörder an. Namentlich fällt keinem eine solche Verfügung über die Leiche des Opfers ein, sie ist mit unseren Ideen von menschlichem Handeln nicht vereinbar.

Man bedenke zudem die ungeheure Kraft, die erforderlich war, einen menschlichen Körper eine solche Oeffnung hinauf so gewaltsam zu stoßen, daß die vereinte Anstrengung

mehrerer Perſonen ihn nur mit Mühe herab zu ziehen vermochte.

Im Kamin lagen dicke Locken, ſehr dicke von grauem Menſchenhaar, mit den Wurzeln ausgerauft, woran Ueberbleibſel der Kopfhaut hingen, ein ſcherer Beweis für die Kraftanwendung bei dieſem gewaltthätigen Angriff.

Der alten Frau l'Eſperayé war nicht nur die Kehle durchſchnitten, ſondern der Kopf geradezu vom Rumpf getrennt. Die ſtarken Quetſchungen an ihrem Körper ſeien, nach dem ärztlichen Gutachten, durch ein ſtumpfes breites Inſtrument zugefügt, und inſoweit ſind beide Sachverſtändige im vollkommenſten Rechte; das ſtumpfe Inſtrument war offenbar kein anderes, als das Steinpflaſter im Hofe, worauf das Opfer aus dem Fenſter an der Bettſtelle niedergeſtürzt war.

Nimmt man hierzu noch die ſeltſame Unordnung im Zimmer, ſo ſind wir ſoweit gekommen, die Ideen einer erſtaunlichen Gelenkigkeit, übermenſchlichen Stärke, grauſamen Brutalität, eines Mordes ohne Beweggrund, einer der Menſchheit unbedingt fernliegenden Groteskheit dieſer ſchrecklichen Vorgänge und einer Stimme, deren Laute den Ohren von Angehörigen verſchiedener Volksſtämme ausländiſch vorkamen und jeder beſtimmten oder verſtändlichen Silbenbildung ermangelte, mit einander verbinden zu können.

Welches Reſultat geht daraus hervor! Welcher Eindruck iſt dadurch auf die Fantaſie gemacht? —

Dieſe Frage ſtellte mir auch Dupin. Es überlief mich mit eiſiger Kälte.

Ein Wahnſinniger, ein Raſender hat die That verübt, der aus einem nahegelegenen Irrenhauſe entflohen! rief ich aus.

Nicht ganz unpaſſend in mancher Hinſicht iſt Ihre Anſicht, entgegnete er. Aber die Stimme eines Wahnſinnigen, ſelbſt im äußerſten Grade des Paroxismus, paßt nicht zu der beſchriebenen Eigenthümlichkeit der Stimme.

Zudem erinnern Sie ſich des kleinen Haarbüſchels, der zwiſchen den krampfhaft geſchloſſenen Fingern der Leiche der alten

Frau L'Eſperayé gefunden wurde; es war kein menſchliches Haar! Zugleich widmen Sie der kleinen Skizze — er legte mir ein Papier vor — die ich hier auf dem Papier entworfen habe, Ihre Aufmerkſamkeit! Sie ſtellt eine Abbildung der dunklen Flecken und tiefeingegrabenen Spuren von Fingernägeln am Halſe der Leiche der Tochter vor, wovon in den Zeugenausſagen die Rede iſt, und welche die Aerzte als „eine Reihe von braungelben Flecken, die offenbar Fingereindrücke ſind," bezeichnen.

Verſuchen Sie Ihre Finger zu gleicher Zeit auf dieſe Flecken hier auf dem Papier zu legen. Ein jeder von den Fingern der mordenden Hand hat, vielleicht bis zum Tode des Opfers, die ſchreckliche Stellung, in welcher er urſprünglich ſich einſenkte, behauptet, vom Ausgleiten iſt keine Spur bemerkbar.

Ich machte den Verſuch, die Flecken auf dem Papier mit meinen Fingern zu bedecken, allein es gelang nicht. Wahrſcheinlich machen wir den Verſuch nicht recht, fiel er ein. Das Papier iſt auf dem flachen Tiſche ausgebreitet, der menſchliche Hals hat dagegen Cylinderform. Hier iſt ein Stück Holz von ungefährem Umfange des Halſes; legen Sie das Papier um daſſelbe und erneuern den Verſuch.

Ich that, wie er geſagt, aber die Schwierigkeiten waren noch größer.

Das ſind nicht die Spuren einer menſchlichen Hand, ſagte ich.

Er nahm ein Buch, ſchlug es auf an einer eingeſchlagenen Stelle und reichte es mir.

Sehen Sie hier die Stelle in Cuvier's Naturgeſchichte! Sie enthielt eine Schilderung des großen gelben Orangutang der oſtindiſchen Inſelwelt, deſſen Rieſengröße, ungeheure Stärke und Gelenkigkeit, gepaart mit grimmiger Wildheit und Nachahmungstrieb, der dieſer Klaſſe von Säugethieren eigen, allgemein bekannt ſind.

Ich begriff nunmehr alle Schrecken des Verbrechens an den beiden Gemordeten.

Es ſtimmte die Beſchreibung der Finger im Buche genau mit der Skizze auf dem Papiere überein.

Ich erkenne, rief ich erstaunt aus, es war ein Orang-utang, der diese Fingereindrücke hervorbringen konnte. Auch der Haarbüschel von braungelbem Haar ist übereinstimmend mit dem des Thieres nach Cuvier's Schilderung. Indeß nach wie vor vermag ich nicht die einzelnen Umstände des grauenhaften Geheimnisses zu fassen und zu enträthseln, besonders da man zwei Stimmen im Streit mit einander vernahm, deren eine sonder Zweifel die eines Franzosen war.

Sie haben Recht, entgegnete mein Freund. Den Ausdruck: Mon dieu schreiben alle Zeugen dieser Stimme zu. Einer derselben bezeichnete die Worte ganz richtig als einen Ausdruck des Vorwurfs oder der Verstellung, und deshalb baue ich auf diese beiden Worte insbesondere die Hoffnung einer vollkommenen Lösung des Räthsels.

Ein Franzose hat hiernach also um den Mord mit gewußt. Er war aber möglicher oder vielmehr wahrscheinlicher Weise unschuldig an der Blutschuld. Der Orangutang kann ihm entflohn sein, er kann ihm bis auf jenes Hinterzimmer nachgesetzt sein. Indeß mag er unter den obwaltenden Umständen, die ihm die Geistesgegenwart genommen haben müssen, ihn nicht wieder eingefangen haben, das Thier ist noch auf freiem Fuße.

Doch ich will alle diese Vermuthungen nicht weiter hier verfolgen. Ist der Franzose wirklich, wie ich vermuthe, unschuldig an der Mordthat, so wird ihn die Annonce, die ich gestern Abend auf unserem Rückwege von dem Hause in der Morguestraße nach unserer Wohnung im Bureau der Zeitung: la Monde abgab, veranlassen, uns zu besuchen. Jenes Journal enthält die Handelsinteressen und wird von Seeleuten gelesen.

Er reichte mir eine Nummer jener Zeitung, worin folgende Anzeige stand:

Eingefangen

im Boulognegehölze am frühen Morgen des .... (Tag des Mordes) ein sehr großer gelbbrauner Orangutang der Borneoschen Art. Der Eigenthümer, der ein zu einem maltesischen Schiffe gehöriger Seemann ist, kann das Thier, wenn er es

kennbar zu beſchreiben weiß, und Futter- und Verwahrungskoſten berichtigt, Nro. ... Faubourg St. Germain im dritten Stockwerke zurückerhalten.

Wie erkannten Sie den Beſitzer des Thiers für einen Seemann eines Schiffes von Malta? fragte ich erſtaunt.

Ich bin deſſen gewiß. Sehen Sie dieſes kleine Band! Es hat ſeiner Form und ſeinem fettigen Aeußern nach jedenfalls zu einem Haarbande gedient, in welcher Form der Matroſe gern das Haar trägt. Der Knoten iſt zudem einer von denen, wie ihn faſt nur Seeleute knüpfen und den Malteſern insbeſondere eigen iſt. Das Band lag am Fuße der Stange des Blitzableiters auf dem Hinterhofe.

Zwar kann ich mich irren, daß der Seemann von Malta iſt, doch ſchadet dieſer Zuſatz in der Annonce nicht. Habe ich's aber richtig getroffen, ſo iſt viel gewonnen; denn da der Franzoſe um den Mord weiß, auch wenn unſchuldig, ſo wird er denken: was kann's mir ſchaden, wenn ich mich melde. Er iſt im Boulognerholz gefunden, weit entfernt von dem Schauplatze der Mordthat.

Da wurden Tritte auf der Treppe laut, ſie näherten ſich der Zimmerthür; es klopfte an. Auf Dupin's Herein! trat ein Mann ein, ſonder Zweifel Seemann, lang, kräftig gebaut, von ſtarken Muskeln. Schnurr- und Backenbart bedeckten zur Hälfte ſein ſonnengebräuntes Geſicht; er trug einen ſtarken Handſtock von Eichenholz in der Rechten, machte eine unbeholfene Verbeugung, wünſchte und mit einem franzöſiſchen Accent, der ſeine Pariſer Abkunft kund gab — Guten Abend!

Nehmt Platz, Freund! begann Dupin. Ihr kommt wohl wegen des Orangutangs. Wahrlich — ein prächtiges Thier, um deſſen Beſitz ich Euch beneide. Wie alt iſt's?

Wie ein von einer Centnerlaſt Befreiter athmete der Seemann auf und erwiderte zuverſichtlich:

Genau weiß ich es nicht, aber älter als 4—5 Jahre kann er nicht ſein. Iſt er hier?

Nein — es fehlt uns hier an Raum — verſetzte Dupin; er iſt in dem Stalle eines Pferdeverleihers in der Dubourgſtraße. Morgen früh könnt Ihr ihn erhalten. Und als Finderlohn gebt Ihr eine vollſtändige Auskunft über den Mord in der Morgueſtraße, ſoviel Ihr davon wißt.

Ruhig und leiſe hatte Dupin dieſe Worte geſprochen, ebenſo ruhig trat er bis an die Thür, verſchloß ſie, ſteckte den Schlüſſel zu ſich, zog dann ein Piſtol hervor und legte daſſelbe langſam vor ſich hin auf den Tiſch.

Des Seemanns Geſicht erglühte. Er ſprang auf und griff nach ſeinem Eichenſtock, aber gleich darauf ſank er ſtark erzitternd und Todesbleich zurück. Kein Wort kam über ſeine Lippen.

Ihr beunruhigt Euch ohne Grund — begann Dupin ganz ſanft. Böſes führen wir nicht wider Euch im Schilde, darauf gebe ich mein Ehrenwort. Daß Ihr ſchuldlos ſeid an jenem Unglück in der Morgueſtraße, iſt mir bekannt, indeß ſeid Ihr einigermaßen dabei betheiligt, wie Ihr zugeſtehen müßt.

Ich bin, wie Ihr hört, eingeweiht in jenes Geheimniß — fuhr Dupin fort — und zwar auf eine Weiſe, die Ihr nicht begreifen könnt. Es iſt mir klar, daß Ihr Nichts gethan habt, was Ihr hättet vermeiden können, ſo daß Ihr keine Mitſchuld tragt. Eure Ehre erfordert, ein freies vollſtändiges Geſtändniß abzulegen, und dies um ſo mehr, als ein völlig Schuldloſer im Kerker ſchmachtet, des Verbrechens verdächtig, woran er gar keinen Theil gehabt.

Der Seemann war wiederum zu ſich gekommen, nur trat er nicht mit der frühern Dreiſtigkeit auf.

Bei meiner Seligkeit! — begann er — ich will Alles ſagen, was ich weiß. Ich bin ſchuldlos an dem Unglück.

Er begann zu erzählen. Der weſentliche Inhalt ſeiner Erzählung war:

Auf der Inſel Borneo hatte er einen Orangutung gefangen, den er mit nach Paris brachte. Er hatte eine Wunde am Fuß, und gedachte nach ſeiner Heilung den Affen hier zu verkaufen.

Am Morgen des Tages, wo der Mord ſich begab, war er von einem Seemannsgelage heimgekehrt, und fand den Affen in ſeinem Schlafgemache, indem er den Verſchlag in der Nebenkammer erbrochen hatte. Wie ſtaunte der Eintretende, als er das Thier mit eingeſeiftem Geſicht vor dem Spiegel ſitzend und ein Raſirmeſſer in der Hand antraf, im Begriff, ſich zu raſiren.

Unſchlüſſig, was in dieſer gefährlichen Lage zu beginnen, griff er nach kurzem Ueberlegen zur Peitſche, mit der er in vorkommenden Fällen ſtets das Thier gezügelt hatte. Kaum gewahrte es das Züchtigungswerkzeug, ſo eilte es aus der Thür hinaus, die Treppe hinunter und von dort durch ein geöffnetes Fenſter auf die Straße, das Meſſer in der Pfote.

In Verzweiflung folgt ihm der Seemann. Von Zeit zu Zeit machte der Affe eine Pauſe, ſah ſich nach ihm um und geſtikulirte gegen ihn mit dem Raſirmeſſer.

Die Straßen, wodurch die Jagd ging, waren menſchenleer; es war gegen 3 Uhr Morgens. In der Morgueſtraße auf der Flucht angelangt, gewahrte er Licht durch die Fenſter des Hinterzimmers im Hauſe der Frau L'Eſparané ſchimmern; er lief auf das Haus zu, fand die Blitzableiterſtange, kletterte hinauf mit unbeſchreiblicher Gelenkigkeit, faßte den rückwärts an der Mauer anlehnenden Fenſterladen und ſchwang ſich hinein. Alles das war das Werk von kaum einer Minute.

Im Klettern als Seemann gewandt, kletterte er dem Thiere nach, die Stange hinauf, konnte aber nicht höher, als er auf gleiche Höhe mit dem Fenſter hinaufgekommen. Nur ſoweit vermochte er ſich hinüber zu ſtrecken, um in das Zimmer ſehen zu können.

Was er aber dort erblickte, verſetzte ihn in ſolchen Schrecken, daß er faſt hinabgeſtürzt wäre.

Urplötzlich erhob ſich das grauſige Geſchrei, welches die Nachbaren aus dem Schlafe aufgeſchreckt hatte. Die beiden Frauenzimmer ſchienen in Nachtkleidern mit dem Ordnen des Inhalts der eiſernen Kiſte beſchäftigt geweſen zu ſein; ſie mußten

mit dem Rücken gegen das Fenster gestanden haben. Das Thier hatte die Frau L'Esparayé an ihrem lose herabhängenden Haar gefaßt und schwang das Rasirmesser um ihr Gesicht. Am Boden lag wie leblos die Tochter.

Das Schreien und Ringen der Mutter versetzte den Orangutang in Grimm; mit einem furchtbaren Strich trennte er ihr fast den Kopf vom Rumpfe. Der Anblick des Blutes entflammte die Wuth des Thieres. Zähnefletschend fuhr er auf die Tochter zu und schlug seine Klauen in ihren Hals, und hielt sie bis zum letzten Athemzuge fest.

Da fiel sein Blick auf das Kopfende des Bettes, und er erblickte darüber das Gesicht seines Herrn. Die Wuth des Thieres verwandelte sich jetzt in Erinnerung an die Peitsche in Furcht; ärgerlich sprang es im Zimmer umher, warf die Möbel um, zerbrach sie und schob zuletzt die Bettstelle vom Fenster.

Darauf ergriff er die Leiche der Tochter und schob sie in den Schornstein hinauf, eilte sodann zur Leiche der Mutter, und schleuderte sie auf der Stelle durch das Fenster in den Hinterhof hinab.

Beim Anblick des mit seiner verstümmelten Last dem Fenster sich nahenden Orangutang verlor der Matrose fast das Bewußtsein, glitt mehr an der Stange hinab, als daß er hinunter geklettert wäre, stürzte entsetzt nach seiner Wohnung, aus Furcht vor den Folgen des entsetzlichen Gemetzels, gleichgültig gegen das Schicksal und den Besitz des Thieres.

Die Worte, welche die in das Haus und die Treppe hinauf eilenden Personen vernommen hatten, waren die Angstlaute und Schreckensäußerungen des Matrosen im Verein mit den dämonischen Tönen des Thieres gewesen.

Der Thatbestand des furchtbaren Doppelmordes lag nunmehr klar vor: der Orangutang war der Doppelmörder. Er mußte kurz vor dem Erbrechen der Thür durch die hinaufgeeilten Nachbaren an der Blitzableiterstange von dem Schauplatze

des Verbrechens, dem Hinterzimmer, entflohen ſein, jedenfalls war das Fenſter zugefallen, als er hinaus geklettert war.

Der Eigenthümer fing ihn ſpäter ſelber wieder ein und verkaufte ihn im Jardin des Plantes zu Paris.

Auf die dem Polizeipräfecten durch Dupin gemachten Eröffnungen der Reſultate ſeiner Nachforſchungen und Bemühungen ward die Unſchuld des Commis Le Boe dargethan und er alſogleich der Haft entlaſſen.

VI.

Der letzte Hexenprozeß in Europa

nebst dem

Hexenprozeß-Urtheil der strafrichterlichen Behörde des Cantons Glarus in der Schweiz, im Jahre 1782.

Mitgetheilt von

Dr. Casimir Pfyffer in Luzern.*)

Die Greuel des Hexenprozesses, der eine geraume Zeit, viele Jahrhunderte hindurch die Geißel und der Schrecken der Völker war, haben erst am Schlusse des vorigen Jahrhunderts ihr Ende erreicht. Deutschland war es unter allen Ländern Europa's vorzüglich, welches von diesem furchtbaren Institute der Hexengerichtsbarkeit heimgesucht ward, dem Hunderttausende von unschuldigen Opfern fielen. Selbst nach dem neuen Welttheile, jenseits des Oceans, nach Amerika, wanderten Hexenglaube und Hexenprozeß mit den europäischen Auswanderern hinüber, forderten auch dort ihre Opfer und verübten ungestraft wie hier die scheußlichsten Justizmorde. Wie in Deutschland Cornelius Loos, Friedrich von Spee und Christian Thomas (Thomasius) ihren Einfluß zur Aufhebung dieses scheußlichen sanctionirten Gerichtsverfahrens mit Folter und Feuer geltend machten, so trat dort zuerst im Jahre 1693, also 100 Jahre später als Loos und 62

*) Herr Dr. Pfyffer schreibt: Ich sende Ihnen beiliegend das gewünschte Urtheil, in welchem der ganze Verlauf der Sache enthalten ist. Der Prozeß schwankt zwischen Hexerei und Vergiftung. Die Sentenz ist auch merkwürdig wegen ihres alterthümlichen Styls in so später Zeit.

Jahre nach dem Auftreten Spee's Robert Walef, Kaufmann zu Boston, offen dawider auf, konnte aber dem grausigen Institute den Todesstoß noch nicht versetzen; es bestand daselbst bis in's erste Drittel des achtzehnten Jahrhunderts unter der britischen Oberherrschaft. Seit der Unabhängigkeits-Erklärung der Colonien vom bisherigen Mutterlande England und Gründung der nordamerikanischen Union, ist kein Fall mehr aufzufinden. Mit der politischen Freiheit errang auch die Freiheit des Geistes, Glaubens und Gewissens dort ihren vollständigen Sieg, und die blutigen Altäre des Aberglaubens waren für immer gestürzt; der Hexenglaube wich der Vernunft, der Hexenprozeß hatte seine Endschaft erreicht, seine Schrecken endeten hier also früher als in der alten Welt, wo noch im Jahre 1782 ein Hexenprozeß-Urtheil gesprochen ward.

Die Hexengerichtspraxis in Amerika war eine andere, als in Europa, sie kannte weder die Folter, noch den Scheiterhaufen, statt ihrer aber Augenausstechen und Galgen. Obwohl also milder als bei uns in der Handhabung der Hexenjustiz, forderte diese nichts desto weniger ihre Todesopfer. Indeß fanden viele Freisprechungen statt, und die ganze Hexengerichts-Procedur war minder rigorös, als im europäischen Mutterlande. Geschworene sprachen das Schuldig oder Nichtschuldig, und darnach die Richter die Todesstrafe oder Freilassung aus.

Aber auch die Lynchjustiz hielt schnelleres Gericht über die der Hexerei Angeschuldigten. Auf den Verdacht der Hexerei ward das Opfer aus seiner Wohnung geschleppt, am nächsten Baum aufgehangen und der abgeschnittene Leichnam durch die Straßen geschleppt. So bewährten sich auch in Amerika wie in Europa des deutschen Dichters Worte:

„Das Schrecklichste der Schrecken ist der Mensch in seinem Wahn!" —

Am ärgsten hausten in Deutschland die Hexenrichter, besonders im Würzburg'schen und Westfälischen. Das Hochstift Münster und die Stadt Gesecke zeichneten sich hier ganz besonders aus; letztere Stadt, worin die Criminaljustiz so viele Hexen mordete, führt noch jetzt in ganz Westfalen den Namen: „Hexen-Gesecke"

und in der münsterschen Stadt Coesfeld entfaltete das städtische Gericht im Hexenprozesse eine ganz besondere Thätigkeit.

Das Archiv der Stadt Coesfeld enthält eine Menge Hexenprozeßacten, sämmtlich aus den Jahren 1631 und 1632, die eine große Zahl solcher Justizmorde bekunden. Glücklicherweise besetzten hessische Truppen im darauf folgenden Jahre die Stadt, und machten dem Wirken dieser „Göttin Gerechtigkeit" ein Ende. Ein vorhandenes vollständiges Actenconvolut behandelt den Prozeß wider den Bürger und Kaufmann dieser Stadt Coesfeld, Georg Köbbing, der des „argen, verdammlichen Hexenlasters nicht allein von unterschiedlichen Unholden und hingerichteten Zauberschen (Zauberinnen, Hexen) denuncirt und bezüchtigt, sondern auch ex communi fama und anderen merklichen Indicien zumal verdächtig gehalten," und deshalb am 11. Inni 1632 auf Befehl des Herrn Bürgermeisters und Rathsherren zur Haft gebracht ward. Des fiscalischen Anwalts Anklageschrift enthält 75 Artikel, deren Inhalt nicht über das Gewöhnliche, was in allen Hexenprozessen vorkommt, hinausgeht.

Der Angeschuldigte war ein begüterter Mann und trieb einen bedeutenden Linnenhandel, was daraus hervorgeht, daß er zwei „Diener" (Handlungsgehülfen) in seinem Geschäfte hatte. Er besaß ein großes Haus auf dem Lambertikirchhofe zu Coesfeld gelegen, zwei Bauernhöfe im Kirchspiel Stadtlehn und Osterwick, verschiedene Ländereien vor der Stadt. Zudem erbot er sich, falls man ihn der Haft entlasse, sofort 3000 Thaler zu zahlen und die Stadt zu verlassen, worauf sich der Rath der Stadt aber nicht einließ. Characteristisch ist auch das Anerbieten des Angeschuldigten, „dem Rathsdiener Richters, der ihm ein Ansehentlich vermöge seines Rechenbuchs schuldig wäre, solches nachgeben und ihm davon quittiren zu wollen, wofern er in seiner Bitt erhört würde." Die Angehörigen des Unglücklichen, seine Frau, sein Sohn und zwei Töchter, beschwerten sich über das Verfahren gegen ihren Vater bei der Regierung zu Münster; diese forderte die Acten zur Einsicht ab, und erließ einen fulminanten Befehl an Bürgermeister und Rath, rügend, „wie sie nicht ohne große Befremdung gefunden, wie daß also geschwind und auf allerdings

nicht genugsamen Indicien und mit Zuziehung eines fast jungen und annoch dergestalt in der Criminalpraxis nicht geübten Gelehrten die Tortur erkannt und verhängt, auch die Indicia nicht, wie sich gebühre, dem Angeklagten vorher mitgetheilt, vielweniger ein Vertheidiger angeordnet sei, welches Alles in dieser hochwichtigen Leib und Leben concernirenden Sache billig besser beobachtet, und nicht also schlecht überlaufen sein sollte.

Darauf wird der Befehl ertheilt, zum wenigsten zwei oder drei alte und in praxi betriebene Gelehrten zu consultiren, den Beklagten des Halsbandes zu erlassen, seine gethane Bekenntniß ohne Betrauung der Tortur im Beisein eines seiner Verwandten demselben vorzuhalten.

Diesem Befehle kam man nach; der Angeschuldigte erklärte indeß, er wolle nicht wieder zur Pein (Tortur) gehen und bat, daß es beim Vorigen gelassen würde; er bleibe bei vorigem Bekenntniß; er wolle gern sterben, er hab's aus Pein gesagt.

Da nun der Angeschuldigte aus Furcht erneuerter Folter sein Geständniß, mit Teufel und Hexen verkehrt zu haben, nicht widerrief, so mußte seine Verurtheilung zum Tode erfolgen nebst Vermögensconfiscation, und wurde derselbe am 17. Juli 1632 „praemisis praemittendis ahn zween Hecken mit dem Schwert und Feuer vom Leben zum Tode hingerichtet."*)

Dieser eine scheußliche Fall möge vorläufig für Viele gelten und hier seine Stelle gefunden haben, damit unsere Einleitung schließend zu der nachfolgenden höchst interessanten Mittheilung.

Das Actenstück lautet wörtlich also:

Malefiz-Prozeß und Urtheil über die zum Schwerdt verurtheilte Anna Göldinn aus dem Sennwald, verurtheilt 6/17. Juni 1782 in Glarus.

Die hier vorgeführte, bereits 17 Wochen und 4 Tage lang im Arrest gesessene, die meiste Zeit mit Eisen und Banden gefesselte

*) Wir kommen auf diesen interessanten Hexenprozeß später ausführlicher zurück.

arme Uebelthäterin mit Nahmen Anna Göldinn aus dem Sennwald hat laut gütlich und peinlichen Untersuchen bekennet, daß sie am Freitag vor der letzten Kilbi Allhier zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags aus des Herrn D. Tschudi's Hauß hinter den Häusern durch und über die Gießen hinauf zu dem Schlosser Rudolf Steinmüller, welcher letzthin in Hochobrigkeitlichem Verhaft unglückhafter Weise sich selbst entleibet hat, expresse gegangen sei, um von selben zu begehren, daß er ihr etwas zum Schaden des Herrn Doctors und Fünfer-Richters Tschudi zweytältesten Töchterli Anna Maria, dem sie übel an sey, geben möchte, in der bekannten äußerst bösen Absicht, das Kind elend zu machen, oder daß es zuletzt vielleicht daran sterben müsse, weil sie vorhin von dem unglücklichen Steinmüller vernommen gehabt habe, daß wenn man mit den Leuten uneins werde, er etwas zum Verderben der Leute geben könne. Auf welches sie ein von dem unglücklichen Steinmüller zubereitetes und von ihm am Sonntag darauf, als an der Kilbi selbst überbrachtes verderbliches Leckerli im Beisein Steinmüller's auf Herrn D. Tschudi's Mägdekammer zwischen 3 und 4 Uhr, als weder Herr D. Tschudi noch dessen Frau, noch das älteste Töchterli zu Hause war, unter böswichtigen Beredungen, daß solches ein Leckerli sey, dem bemelten Töchterli Anna Maria beigebracht habe, wo ihr der Steinmüller bei gleich unglücklichem Anlaß noch auf der Mägdekammer, zwaren da das Töchterlein das verderbliche Leckerli schon genossen gehabt, eröffnet habe, daß solches würken werde, nemlich es werde Guffen, Eisendrath, Näfti und dergleichen Zeugs von dem Kind gehen, welches auch leider zum Extremen auf eine unbegreifliche Weise geschehen, wodurch das unschuldige Töchterlein fast 18 Wochen lang auf die jammervollste Weise zugerichtet lag.*)

Bei solchen unter der betrüglichen Gestalt eines Leckerlis dem Töchterlein beigebrachten höchst verderblichen Gezeug ließ es

*) Also ein Seitenstück zu den fingirten Erscheinungen bei den sogenannten Stigmatisirten, welche gleichfalls Nägel, Spangen, Eisen, Haare u. s. w. von sich geben, ja sogar wie das stigmatisirte Fräulein von Mörl in Tyrol in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts — ausschwitzte!

die hier stehende Uebelthäterin nicht bewenden, sondern erfrechete sich aus selbst eigenem bösen Antrieb laut ebenfalls gütlich und peinlich abgelegten Geständniß neuerdings in der letzten Woche, da sie noch bei Herren D. Tschudi am Dienst stand, wo ihr nach ihrem Vorgeben damals das Töchterli in der Kuchen die Kappe abgezerrt habe, diesem Töchterli in sein mit Milch auf den Tisch gebrachtes Beckeli zu 8 unterschiedlichen Malen und noch über erfolgtes Warnen hin, jedesmal eine aus dem Brusttuch genommene Guffe, also zusammen 8 Guffen zu legen, in der bekannten schändlichen Absicht, damit, wenn man die Guffen gewahr werde, und mit der Zeit Guffen vom Kinde gehen möchten, man schließe, daß das Töchterlein solche aus eigener Unvorsichtigkeit geschluckt habe, und dadurch die erste im Beisein Steinmüller's verübte Uebelthat, wegen des beigebrachten verderblichen Leckerli's verdeckt bleibe, von welchen Guffen zwaren das Töchterli keine empfangen hat, sondern solche allemal auf dem Tisch entdeckt worden sind.

Laut der unterm 13ten letzthin abgewichenen Christmonat aufgenommenen Besichtigung, da die Uebelthäterin der Justiz noch nicht eingebracht worden war, ist das gedachte Töchterli elend, meistens ohne Verstand auf sein Lager gelegen; die Glieder waren starr, so daß weder die Arme, noch Füße, noch Kopf konnten gebogen werden, auch konnte es auf das linke Füßlein nicht stehen, und hat in Gegenwart der zur Untersuchung verordneten Ehren-Kommission öfters gichterische Anfälle bekommen.

Noch laut der neuerdings unterm 10. März des Jahres bei dem bemelten Töchterlein aufgenommenen Besichtigung, da dermalen die arme Uebelthäterin schon in Verhaft gelegen war, hatte das Töchterlein wiederum in Anwesenheit der Ehrencommission öfters kaum 2 Minuten dauernde Anfälle von gichterischen Verziehungen der Sinne angewandelt, und das linke Füßlein war veränderlich mit gebogenem Knie ganz contract gegen den Leib gezogen, dergestalten, daß solches auch mit Gewalt nicht konnte ausgestreckt werden, auch beim geringsten Berühren sich schmerzhaft zeigte.

Was in so langer Zeit das elende Töchterli seinen geliebten Eltern für Mühe, Kosten, Kreutz und Kummer verursachet hat, ist zum Erstaunen groß, in dem betigdlichen Zeugniß der Eltern

in etlichen Tagen über 100 Guffen von ungleicher Gattung, 3 Stückli krummen Eisendrath, 2 gelbe Häftli und 2 Eisennägel aus dem Mund des Töchterli gegangen sind unbegreiflicher Weise.

Nachdem dieser armen Uebelthäterin die jammervollen Umstände des Töchterleins zu Gemüthe geführt worden, hatte sie sich endlich nach vorläufig dreimalig auf dem Rathhause nächtlicher Zeit, als den 11ten, 12ten und 14ten März, vergeblich gewagten Versuchen erkähret, daß sie das Kind an dem Ort, wo sie solches verderbt, wiederum besseren wolle, wo also gleich, den 16. März, nächtlicher Zeit man bemelte Uebelthäterin in Herrn D. Tschudi's Hauß in die Küche, dahin sie zu gehen begehrte, führen ließ, welche durch ihr in dem Untersuch ausführlich beschriebenes Betasten, Drucken und Strecken an dem linken verkrümmten und contracten Füßli des Kinds, welches einige Zoll kürzer, als das rechte Füßli war, und darauf es weder stehen noch gehen konnte, mit ihren bloßen Händen soviel bewürkte, daß das Töchterli in Zeit von 10 Minuten wieder auf das verderbte Füßli stehen und damit auch allein und mit Führen hin und her gehen konnte, wie dann diese Uebelthäterin das Töchterli in denen noch nachgefolgten 2 Nächten vermittelst ihrer auch in dem Untersuch ausführlich beschriebenen Bemühung wiederum nach allen Theilen zum größten Erstaunen auf eine unbegreifliche Weise gesund hergestellt, sodaß nach igdlichem Zeugniß nach der Hand 2 Guffen nid sich von dem Töchterli gegangen seynd, welches nun die wesentliche Beschreibung des Verbrechens samt der Krankheit und Besserung des Töchterleins ausmachet.

Wann nun hochgedachte M. G. H. und Oberen vorbemelter schwere Verbrechen nach seiner Wichtigkeit in sorgfeltige Erwegung gezogen und betrachtet die große Untreue und Boßheit, so die gegenwärtige Uebelthäterin als Dienstmagd gegen ihres Herrn unschuldiges Töchterlein verübet, betrachtet, die fast 18 Wochen lang unbeschreiblich fürchterliche unerhörte Krankheit und vorbemelt beschriebene elende Umstände, welche das Töchterli zu allgemeinen größten Erstaunen ausgestanden hat, nebst der von eben dieser Uebelthäterin bezeigten außerordentlichen und unbegreiflichen Kunstkraft mit der einersmaligen zwar zum Besten des Töchterleins

gelungenen plötzlichen Kurirung deſſelben, und auch betrachtet ihren vorhin geführten übeln Lebenswandel, darüber zwaren ſie, wegen eines in Unehren heimlich gebohrenen und unter der Decke verſteckten Kindes ſchon in ihrer Heimath von ihrer rechtmäßigen Obrigkeit aus Gnaden durch die Hand des Scharfrichters gezüchtigt worden, und hiemit ſolche allhier in keine weitere Beurtheilung fallet, wohl aber in traurige Beherzigung gezogen worden, wie daß anſtatt dieſe arme Delinquentin, wegen ihrer großen Verſündigung gegen ihr Fleiſch und Blut ſich hätte beſſern und bekehren ſollen, ſie wieder eine ſolche Greuelthat gegen das Töchterli des Herrn D. Tſchudi's ausgeübet hat; derowegen von hochgemelten M. G. H. auf ihren Eyd abgeurtheilt wurde:

daß dieſe arme Uebelthäterin als eine Vergifterin zu verdienter Beſtrafung ihres Verbrechens und andern zum eindruckenden Exempel dem Scharfrichter übergeben, auf die gewohnte Richtſtatt geführet, durch das Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet, und ihr Körper unter dem Galgen vergraben werden, auch ihr in hier habendes Vermögen confiſcirt ſein ſolle.

Ob dann Jemand wäre, der jetzt oder hernach der armen Menſchen Tod änzte, äferte oder zu rächen unterſtünde, und jemand darum brächte, haßete oder ſchmähete, der oder die ſolches thäten, ſollen laut unſerer Maleſiz-Gerichts-Ordnung in der armen Menſchen Urthel und Fußſtapfen erkannt ſein, und gleichergeſtalten über ſie gerichtet werden.

Actum, den 6/17. Juni 1782.

Landſchreiber Kubli.

Alſo das Urtheil! —

VII.

Ein Scheiterhaufen und ein Autodafé in Berlin

im Jahre 1752.

Ein Pasquill Voltaire's auf Befehl Friedrich's des Großen vom Henker verbrannt.

Es war im Jahre 1752, als vor dem Königlichen Schloſſe zu Berlin zwei Grenadiere des Leibregiments als Schildwache vor dem Schilderhauſe auf und abſchritten, die Muskete auf der Schulter, und unweit des Schloſſes zwei andere menſchliche Weſen, die man heut zu Tage Eckenſteher oder Bummler heißen würde, im Geſpräch bei einander ſtanden. Da bewegte ſich eine ſtattliche Portechaiſe, von zwei Sänftenträgern getragen, wie es in der vornehmen Welt dazumal Brauch und Mode war, geradezu auf das Schloß zu, an deren jeder Seite rechts und links ein Bedienter in reicher Livree ſchritt.

Wer mag darin ſitzen? fragte der Erſte der beiden Bummler. Da ſitzt eine vornehme Dame drin, will ich Dir ſagen, entgegnete der Andere, die dem Monſieur Voltaire, dem Franzoſen, eine Viſite machen will. Den Franzmann hat ſich der König von Paris kommen laſſen, der wohnt im Königlichen Schloſſe, erhält jährlich ſechstauſend Thaler, fährt in Königlicher Equipage und macht Bücher und Gedichte und Witze für den König dafür.

Die Sänfte hatte unterdeſſen das Schloßportal erreicht und hielt ſtille. Die Bedienten eilten, die Thür der Portechaiſe zu öffnen, und heraustrat die Gräfin von Bentink, in gewaltigem Reifrock von rothem Atlas, mit thurmhoher gepudeter Friſur,

funkelnd von diamantnem Schmuck und Halsgeschmeide, Schönpflästerchen auf den Wangen und einen kostbaren Fächer in der Hand und ging, von den beiden Bedienten gefolgt, in's Schloß.

Die beiden Bummler hatten sich in's Portal voll Neugier hineingedrängt, und staunten verwundert die weibliche Erscheinung an.

Da trat der Wachthabende aus dem Schlosse und donnerte den Posten stehenden Grenadieren vom Leibregiment zu:

Schildwacht! treib' die Kerle dort weg! Schon eine Stunde treiben sie sich vor dem Schlosse herum.

Und Beide nahmen schnell Reißaus.

Aus einem Seitenkabinete im Königlichen Schlosse trat Voltaire, in reich gallonirtem Rocke, die gewaltige Allongenperücke auf dem Kopfe, geschmückt mit dem Verdienstorden und dem Kammerherrnschlüssel, in den Saal des Königlichen Schlosses, der zu den Gemächern gehörte, die ihm des Königs Huld zur Wohnung angewiesen hatte. Picard, sein Kammerdiener, der des Herrn Hut, Stock und Degen trägt, folgt ihm.

C'est bon! spricht Voltaire, indem er vor den Spiegel tritt und seine Toilette mustert; Picard reicht ihm Hut, Stock und Degen nacheinander. Voltaire steckt den Degen an die Seite, nimmt den Hut untern Arm und den Stock in die Hand.

Ist die Equipage vorgefahren? fragte Herr von Voltaire, Wie Sie befohlen — erwiderte Picard.

Ein Bedienter tritt ein und überreicht Voltaire ein Billet. Von wem? fragt Voltaire mit einem Blick auf die Adresse. Ich kenne die Handschrift nicht.

Der Portier gab es mir — sagte der Bediente, die Achsel zuckend — er wußte nicht, wer es abgegeben.

Voltaire öffnete rasch das Papier. Es war ein Billet ohne Unterschrift in französischer Sprache.

„Der König wüthet. Sie haben seinen ganzen Zorn wider sich heraufbeschworen. Ihr Pasquill auf den Präsidenten der Königlichen Akademie, Herrn von Maupertuis, ist Ihres, Seiner Majestät gegebenen Ehrenwortes ungeachtet, durch den Druck veröffentlicht; es circulirt in Hunderten von Exemplaren in der

Residenz. Dem Könige selbst ist ein Exemplar in die Hände gespielt.

Eilen Sie ohne Verzug und thun, was unter so kritischen Umständen Ihnen am rathsamsten scheint. Suchen Sie das Ungewitter, das über Ihrem Haupte schwebt, zu verscheuchen! Eilen Sie zur Majestät!"

Gleichgültig nimmt Voltaire das Billet und zerreißt es.

Unnöthige Sorge! spricht er für sich. Der König kann seinem Voltaire nicht zürnen. Welch' ängstliche Feder mag das Billet geschrieben haben? Maupertuis ist mein Todfeind, er verfolgt mich. Ein Voltaire soll ihm machen la cour? Nimmermehr! Darum hab' ich ihn in meiner Pièce: „Geschichte des Doctors Akakia" gegeißelt, comme il faut. Und wer liefert mir den Beweis, daß ich sie drucken ließ? — Nein, mon ami anonym, die Audienz bei Seiner Majestät eilt nicht. — Picard, zur Comtesse Bentink!

Während dessen hatte Picard am Fenster gestanden und hinaus gesehen. Da ist sie selbst schon — sprach er — ihre Portechaise hält vor dem Portal. — Er eilte hinaus.

Auch gut, ich bin sur le point, zu ihr zu gehen, und sie kommt mir zuvor — entgegnete Voltaire.

Zwei Bediente öffneten beide Flügel der Mittelthür. Die Gräfin von Bentink trat ein.

Mein theurer Freund! begann die Gräfin.

Voltaire eilte ihr entgegen und erwiderte den Gruß mit tiefster Verbeugung und den Worten: Ma chere amie!

Dann faßte er höfisch ihre Rechte und küßte sie.

Sie sind mir, geschätzte gräfliche Freundin — lispelte der Franzose — zuvorgekommen; ich wollte —

Ich weiß Alles — fiel die Gräfin ein — einer Ihrer Domestiken erzählte mir's, und ich sah selbst die Königliche Equipage, die zu Ihrer Disposition steht, vor dem Schlosse zu Ihrer Abfahrt bereit stehn. Aber ich war schneller als Sie, Herr von Voltaire. Denn eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit —

Größter Wichtigkeit? fiel Voltaire ein. Reden Sie! — Doch nehmen wir zuvor Platz!

Er führte ſie zum Kanapee.

Reden Sie, o'il vous plait, geſchwind! begann Voltaire. Ich brenne vor Begier —

Mit einem Worte — ſprach die Gräfin ſich ſetzend — Sie haben des Königs Freundſchaft verſcherzt; er grollt Ihnen, er tobt und wüthet, und damit Sie gleich wiſſen —

Ich weiß Alles, un billet anonym, verſetzte Voltaire und nahm an ihrer linken Seite Platz.

Ich will es nur geſtehn, entgegnete die Frau Gräfin, es war von mir. Ich dictirte es meiner Kammerfrau, damit Niemand, ſollte es in fremde Hände gerathen, ſeinen Urſprung wiſſe. Allein kaum hatte ich es abgeſandt, kaum konnte es in Ihren Händen ſein, als ich ſchnell beſchloß, perſönlich Ihnen nähere Aufklärung zu geben. Ich ließ vorfahren, und ſo bin ich hier.

Zuviel Güte! zuviel Sorge! meine Theuere. Aber Sorge ohne Noth, meine Freundin! Der König zürnt Voltaire nicht, kann — —

Kann Ihnen nicht zürnen, wähnen Sie? fiel die Gräfin ein. — Er zürnt Ihnen ſehr, ſage ich Ihnen. Und damit Sie ſich nicht ſelbſt täuſchen, ſage ich Ihnen ohne Hehl als Freundin, daß er ſeinem Zorn in den heftigſten Worten Luft machte und unter Andern die Worte ausſtieß: Wenn Voltaire auch für ſeine Werke Statuen verdient, ſo iſt er für ſein Betragen der Ketten werth!

Ketten? fuhr Voltaire entſetzt zurück. Mon dieu, est il possible!

Das bedenken Sie, Herr von Voltaire und entnehmen daraus die Größe des Königlichen Zorns. Ich habe Alles aus dem Munde des Miniſters von Finkenſtein, der mir's vor einer halben Stunde ſelbſt mittheilte, erwiderte die Gräfin.

Je suis perdu, ich bin verloren! rief Voltaire aus. Was thun? — ich leugne Alles — Alles.

Das würde die Sache noch verſchlimmern, verſetzte die Gräfin, das Feuer des Königlichen Zorns noch mehr anſchüren. Der Verleger iſt ſchon befragt, verhört, wie mich der Miniſter

verſicherte. Seine Majeſtät ſind ſo übel gelaunt, daß Allerhöchſt Sie geſtern allein in Ihren Gemächern zugebracht haben. Trotz Ihres Ehrenwortes, Herr von Voltaire, haben Sie das Pasquill durch den Druck veröffentlicht, wodurch nicht allein Herr von Maupertuis, ſondern die ganze Akademie, ſelbſt Seine Majeſtät vor der ganzen Welt an den Pranger geſtellt worden. Seine Majeſtät wollen ein Exempel ſtatuiren und der Gerechtigkeit freien Lauf laſſen. Was das Geſetz verlangt, ſoll geſchehen ohne Glimpf und Gnade.

Das wäre horrible! — O pauvre Voltaire! Ich verliere Alles — rief Voltaire aus. — Könnt' ich nur retten, meine Penſion von 20,000 Franks; elle n'est pas un bagatelle, ſprach er halblaut für ſich. — O meine theure Comteſſe, was ſoll ich thun? — Ich bin vernichtet — fügte er ſeitwärts ſich wendend mit gepreßter Stimme hinzu.

Unſere Geſetze verordnen, begann die Gräfin wieder, wie mir der Miniſter auf meine Frage eröffnete — Vernichtung der Schmähſchrift durch Henkershand auf den vornehmſten Plätzen der Reſidenz, durch — Feuer.

Ah-terrible! rief Voltaire. Welch' barbariſches Geſetz! Die Eskimos mögen ſolche Execution haben; aber eine Nation, regiert von Friedrich, die ſie den Großen nennt, von Friedrich, dem Philoſophen, muß erröthen vor ſolcher Juſtiz, die beginnt mit dem Henker und ſeinen Knechten. Ein Werk Voltaire's ſoll wie ein ruchloſer Miſſethäter Henkers Händen überantwortet, durch ſeine rohen Knechte öffentlich verbrannt werden, wie man Hexen verbrennt! Non, non, non! — ſolche Schmach wagen Seine Majeſtät nicht mir anzuthun, ſolche Beleidigung des größten Dichters Frankreichs würde Frankreich, die ganze franzöſiſche Nation beleidigen. — Sacre nom du dieu! preßte er heraus, mit haſtigen Schritten auf und abgehend.

Darauf wandte er ſich an die Gräfin mit den Worten: Der König iſt mein Freund, meine Feinde machiniren gegen mich, fachen des Königs Zorn an, um mich, meine Ehre, meinen Ruhm zu vernichten. Maupertuis iſt mein Todfeind.

Er iſt nicht Ihr einziger Feind — bemerkte die Comteſſe.

Richtig — entgegnete Voltaire, ich weiß es. Mein größter Feind ist Leſſing, jener Journaliſt und Literat, der miſerable Feuilletonartikel ſchreibt für die Zeitung des Monſieur Voß. — Der auf dem Sprunge ſteht — fiel die Gräfin ein — Mitglied der Königlichen Akademie zu werden.

Ich bin erſtaunt — dieſer Böſewicht, der die malitiöſe Kritik meiner Schrift gegen Maupertuis in die Zeitung lieferte? dieſer Spitzbube, der mir ein Exemplar meiner Geſchichte des Zeitalters Ludwigs XIV. ſtahl? — Seinen Helfershelfer, meinen Secretair Richier, jagte ich zum Teufel. Ich erbitte mir auf der Stelle Audienz bei Seiner Majeſtät, um zu denunciren Monſieur Leſſing, Mitglied der Akademie Seiner Majeſtät des — Diebſtahls. Ah — es iſt eine noble Akademie! ſchloß Voltaire.

Mäßigen Sie ſich, mein Freund — ſprach die Gräfin. Erbitten Sie ſich augenblicklich keine Audienz, ſie könnte gefährlich für Sie ſein!

Aber dieſer Leſſing iſt gewiß der Auteur des ganzen Scandals — nahm Voltaire das Wort — er hetzte Maupertuis gegen mich auf; ich muß ſetzen ein Ziel dieſen infamen Machinationen. Gelingt ihm der Plan, er könnte noch weiter gehen, ſich noch ſcheußlicher rächen. Sein Haß könnte ihn aufſtacheln, mich noch gar auf die Bühne zu bringen, denn er ſchreibt Komödien, und wie erbärmlich ſie auch ſind, ſo wäre es das Scheußlichſte, in Perſon in ſolch einer Komödie figuriren zu müſſen, als Zielſcheibe ſeines Haſſes und ſeiner giftigen Pfeile. Hat er mich doch ſtets öffentlich verfolgt; ſeine ſogenannte Dramaturgie, die er in Hamburg geſchrieben, iſt ein wahres Vernichtungstirailleurfeuer gegen meine unſterblichen Tragödien, eine Pfütze der gemeinſten Ausfälle wider mich. Ah — dieſer mechante Spötter, dieſer abominable Scribent! Hören Sie, meine Liebe, wie er's treibt! Denn daß Sie ſein Läſtrermachwerk nicht kennen —

Verzeihen Sie — bemerkte die Gräfin — ich kenne Leſſing's Dramaturgie genau; als Freundin des deutſchen Theaters intereſſirt ſie mich ſehr.

Comteſſe kennen — fragte Voltaire verwundert — Leſſing's Dramaturgie? — Noch geſtern las ich darin — war die Antwort.

Comteſſe leſen dieſes diaboliſche Buch? O es iſt nicht möglich, es iſt keine Lectüre für Damen! Wer Pech anrührt, beſudelt ſich, ſagt das deutſche Sprüchwort.

Sie urtheilen partheiiſch, Herr von Voltaire — meinte die Gräfin.

Ich partheiiſch? — fragte Voltaire. Das Wort, das dem Buche gebührt, muß noch erfunden werden, es muß die Begriffe: grob, giftig, mechant, gallig, ſataniſch, zugleich in ſich faſſen. Erinnern Sie ſich der ſogenannten Kritik meines Trauerſpiels Merope, wo bei der erſten Darſtellung mich das Publikum von Paris rief und mich mit ungeheuerm Beifalle überſchüttete? Wie nennt der Spitzbube Leſſing dieſe Ehre, die mir Paris zuerſt unter allen Dichtern Frankreichs erwies?

Ach ja — ich erinnere mich ganz genau, er nennt ſie „Ausſtellung an den Pranger mit einem Armſündergeſicht" — ha ha ha ha — lachte Frau von Bentink.

Sie können lachen, wertheſte Freundin, über ſolche Bêtiſe? fragte Voltaire mit Verwunderung.

Und womit vergleicht er den herausgerufenen Dichter, Herr von Voltaire?

O ich bitte, ſchweigen Sie! bat Voltaire. — Sprechen Sie nicht aus das Wort, Comteſſe!

Aber lachend fuhr die Gräfin fort: „Mit dem erſten beſten Murmelthier, welches der Pöbel zu ſehen ebenſo begierig iſt." Hahaha!

Ha — terrible, abſcheulich! ſchalt Voltaire. Mich, Frankreichs erſten Dichter zu vergleichen avec une marmotte! Denken Sie, wagen Sie den Gedanken — Voltaire und ein Murmelthier! Laſſen Sie uns abbrechen von dieſem mauvais Sujet!

Dieſes mauvais Sujet erfreut ſich aber großer Reputation in der Reſidenz — verſicherte Frau von Bentink. Sein Trauerſpiel: Miß Sara Sampſon genoß rauſchenden Beifall, der ſich bei jeder neuen Aufführung steigerte. Sein Luſtſpiel: Minna von Barnhelm kommt Morgen Abend zur Darſtellung. Kennen Sie das Stück?

Man hat ihm die unverdiente Ehre der Ueberſetzung in's Franzöſiſche erzeigt — entgegnete Voltaire. Weil man mir's gerühmt, las ich es. Mais quelle Comedie! Welch ein Luſtſpiel! Welche Perſonage darin! — Ein Major ohne Penſion und Brod, ein armer Teufel erſter Sorte, keinen Sous in der Taſche, verſetzt ſeinen Ring, den Hunger zu ſtillen; ferner ein weggejagter Unteroffizier, der flucht Tauſend Schwerenoth und Donnerwetter, ein mannstolles Frauenzimmer, Mademoiſelle de Barnhelm, ein grober deutſcher Wirth, ein franzöſiſcher Windbeutel und eine kokette Kammerjungfer — voila tout le personage! die Helden und Heldinnen des Stücks! Welche Charactere! Und welche Fabel! — Der Major, le pauvre diable, im Prozeß mit der Feldkriegskaſſe, Hunger und Thränen und Thränen und Hunger — ein trauriges hungriges und hungriges trauriges Luſtſpiel. Und welch ein Schluß! Das Kammerkätzchen bietet ſich dem alten Corporal zur Frau an, er ſagt Ja und — der Vorhang fällt. Haha! und ſolche Miſere ſoll machen Furore? Ja — es wird Furore machen; das Publikum der Reſidenz wird die Theaterlumpenbude in der Behrenſtraße ſtürmen, wo die deutſche Poſſenreißerbande ihr Unweſen treibt. Es iſt nichts als ein Berliner Reſidenzrauſch, die guten Reſidenzſtädter werden frühzeitig daraus erwachen und zu ſich kommen; ein Kunſtkoller, woran Berlin oft leidet, hat ſie befallen; zu ihrer Beſchämung wird ſich die Geneſung zu ſchnell einſtellen. O das deutſche Theater ſammt ſeinem Leſſing iſt gut für die Haidſchnucken in der Lüneburger Heide, aber nicht für eine civiliſirte Nation!

Das traurige Luſtſpiel, wie Sie es zu nennen belieben, wird größern Erfolg haben, als irgend eine Ihrer Tragödien in Paris — verſetzte unangenehm berührt die Gräfin.

Wo man Leſſing ausgepfiffen hätte — entgegnete Voltaire.

Wo ſein Luſtſpiel aber nicht in die Hände des Henkers gerathen wäre, wie — ſetzte die Dame hinzu.

Ah, Comteſſe — fiel Voltaire ein — Sie erinnern mich an meine augenblickliche fatale Situation!

Und wie von einem Gedanken durchblitzt, eilt Voltaire zum Tiſche, greift zur Klingel und klingelt.

Die Zeit drängt, sie ist kostbar — spricht er zur Gräfin gewandt — hochgeborene Frau und Freundin.

Der Kammerdiener Picard tritt auf den Ton der Tischklingel ein.

Picard, melde mich dem Baron Pöllnitz, dem Directeur des Spectacles! befahl Voltaire.

Picard entfernte sich.

Ja — Freundin, die Zeit ist für mich kostbar.

Freilich — entgegnete die Gräfin — jede Secunde, um wo möglich dem fatalen Urtheilsspruche vorzubeugen. Sie wissen, die preußische Justiz —

Ist ein Ungeheur, ein seltsames Chamäleon; sorgt mit Affenliebe für die Zukunft der Kinder im Mutterleibe und verfolgt — eine bethlehemitsche Kindesmörderin — mit Verbot und Feuer die geborenen Gedanken, — Bücher und Schriften — fuhr Voltaire aus.

Was frommen Ihre Declamationen über die preußische Justiz? Es gilt, ihrem Schwerte zu entrinnen — bemerkte ruhig Gräfin Bentink.

Ja — ihrem Scheiterhaufen. Ich eile —

Ich verlasse Sie — begann, sich vom Kanapee erhebend, Frau von Bentink — Herr von Voltaire, mit dem Wunsche besten Erfolges Ihrer Schritte.

Voltaire geleitete seine, für das deutsche Theater begeisterte Freundin hinaus und trat bald darauf wieder in den Saal. Er war einigemal auf- und abgeschritten, als er stehen blieb.

Meine Situation gleicht augenblicklich der eines Spitzbuben, den man auf öffentlichem Markte auspeitschen will — sprach er. Voltaire, Voltaire, daß du nach Deutschland auswandern mußtest, um das Opfer der Bosheit deiner Feinde zu werden! Die Freundschaft des Königs, der dir Muße, die Kammerherrnwürde, den Orden pour le merite und — 20,000 Francs Jahrgehalt verlieh, verfolgt dich, zur Furie umwandelt, schüttelt ihr Gorgonenhaupt. Ein hochnothpeinliches Halsgericht wird den Stab brechen über dein jüngstes Werk, über das glänzendste Kind deines Witzes, dich brandmarken und stechende Dornen flechten in deinen Lorbeer, die ewig deine Stirn, dein Herz verwunden. Und während ich

daſtehn werde, bedeckt mit einem Brandmale der Schmach, ſchlingt der Ruhm ſeinen Kranz um die Schläfe meines Todfeindes. Leſſing wird hochgefeiert im Munde Aller leben, während man mich dem Spott und Hohn überantwortet. Mich alſo behandeln iſt eine Majeſtätsbeleidigung Frankreichs, das ich ſo eben in meiner Geſchichte Ludwigs XIV. gefeiert.

Lange Zeit ſtand er ſinnend da und begann darauf wieder:

Ich kann meine Feinde nicht zu Boden werfen, ihre Ränke nicht hintertreiben. Wohlan! ſo will ich mich denn rächen an dieſen Teufeln, vor Allen an Leſſing, dem Beelzebub. Ich werde die kritiſchen Poſaunen verſtummen machen, die ſein Lob verkünden; ich werde den Kranz entblättern, den er ſich eben mühevoll im Schweiße ſeines Angeſichts errungen; ich werde die Aufführung ſeines Luſtſpiels hintertreiben, das meine Tragödien von der Bühne Deutſchlands zu verdrängen Miene macht. Kein Mittel bleibe unverſucht, kein zum Ziele führender Weg unbetreten! Schnell zum Directeur des Spectacles! Ich denuncire Leſſing als Verfaſſer der Minna von Barnhelm des Majeſtätsverbrechens, ſtelle ſein Luſtſpiel als ſtrafwürdige Demonſtration gegen die vom König verordnete Entlaſſung der Freicorps dar und erlange dadurch das Verbot der Aufführung.

Er eilt zu ſeinem Büchertiſche und nimmt ein Buch davon; es iſt Leſſing's Minna von Barnhelm. Und das Buch in die Höhe haltend, ſpricht er triumphirenden Tones:

Dieſes Buch, der Schöpfer ſeines Ruhmes, ſoll ſein Ankläger, ſein Richter, ſein Henker ſein!

Mit haſtigen Schritten eilte er hinaus.

Im Vorzimmer des Palais des Barons von Pöllnitz, der zu jener Zeit die Würde eines Hoftheaterintendanten bekleidete, ſtanden Reich, der Famulus Leſſing's und Picard, der Kammerdiener Voltaire's, Erſterer mit einem Briefe in der Hand, in drohender Stellung einander gegenüber, im lauteſten und heftigſten Wortwechſel begriffen.

Kamaſchen und Korporalſtock! — fluchte der Deutſche. Ich habe bei Roßbach mitgeſchlagen, wo Er mitgelaufen iſt. Schweig' Er, oder ich ſchlag' ihn zum zweitenmal in die Flucht!

Sacre nom du dieu! Mir das, dem Kriegsgenoſſen des großen Marſchalls Soubiſe? entgegnete Picard.

Hahaha! — lachte Reich und rieb ſich die Hände. Poch' Er nur auf den großen Marſchall Reißaus! Ich war Wachtmeiſter im Heere des großen Friedrich und bin jetzt Famulus des berühmten Leſſing.

Haha! lachte mit bitterem Geſichte Picard und rieb ſich haſtig die Hände. Haha — der Marquis von Brandenburg und ſeine Potsdamer Wachtparade! Und ich le valet de chambre des großen Voltaire.

Des, des — ſtotterte Reich, blutroth vor Wuth im Geſicht — des hungrigen Franzoſen, des Bettelpoeten, der die Broſamen vom Tiſche des Königs heißhungrig verſchlingt.

Da ballte Picard die Fauſt und ſchrie ungeſtüm: Bête allemande!

Und der alte Reich ballte beide Fäuſte wider den Franzoſen und donnerte mit ſeiner Unteroffizier-Stentorſtimme: Maul gehalten, elende Bedientenſeele oder —

Da trat der Haushofmeiſter des Barons ſchnell in das Vorzimmer und rief darin:

Welcher Lärm? Welches Schelten? Was giebt's hier?

Der alte Reich erwiderte noch blutrothen Angeſichts:

Herr Haushofmeiſter, dieſes franzöſiſche Läſtermaul beſudelt mit ſeinem giftigen Geifer mich, meinen Herrn, unſern König; er iſt ſpitz wie eine Zopfnadel und grob wie Bohnenſtroh; da hab' ich ihm auf deutſche Manier die Wahrheit gepredigt.

Und er hat mich, meinen Herrn und den großen Soubiſe geſcholten; da hab' ich ihm geleſen auf franzöſiſch den Text — verſetzte der Franzoſe.

Aber der Haushofmeiſter erhob ſeinen Knopfſtock.

Und ich werde die Wache rufen, wenn — begann er.

Prächtig! jubelte Reich. So muß es kommen, nicht anders. Rufen Sie die Wache, Herr Haushofmeiſter! Laſſen Sie den

franzöſiſchen Windbeutel zur Hausvoigtei bringen, damit er bei Waſſer und Brod zur Beſinnung kommt und ſolide wird.

Ruhig! gebot der Haushofmeiſter; ich habe hier zu ſprechen. Was wollt Ihr hier? Was trieb Euch hierher? Was will Er? ſprach er zu Picard gewandt, im Hauſe des Barons von Pöllnitz?

Ich ſoll dem Monſieur — entgegnete der Gefragte — Directeur des Spectacles, meinen Herrn, den Herrn von Voltaire, melden.

Und ich — erwiderte Reich, ſeinen Brief abgebend, den er in der Hand trug — habe im Auftrage meines Herrn, des Herrn Gotthold Ephraim Leſſing, dieſen Brief abzugeben.

Gut — ſagte der Haushofmeiſter, den Brief zu ſich ſteckend, — Eure Aufträge ſind erledigt; deshalb — ich höre eine Equipage vorfahren.

Es iſt mein Herr wahrſcheinlich — ſagte Picard.

Er trat an's Fenſter und ſah hinaus. Ja, er iſt's!

Fort! herrſchte der Haushofmeiſter, Ihr habt hier nichts mehr zu ſchaffen. Ich melde ihn. Und Ihr — ſcheert Euch!

Alle Drei gingen hinaus.

Im Boudoir des Barons von Pöllnitz trat der Baron dem eintretenden Herrn von Voltaire entgegen.

Monſieur le Baron! — Herr von Voltaire! waren die gegenſeitigen, mit Verbeugungen begleiteten Begrüßungen der beiden Herren.

Man nahm in zwei ſtattlichen rothſammetnen Polſterſeſſeln Platz.

Weshalb habe ich die Ehre, den Herrn von Voltaire bei mir zu ſehen? fragte der Baron.

Ich komme in einer dringenden Angelegenheit, im Intereſſe Seiner Majeſtät des Königs, im Intereſſe der preußiſchen Monarchie, im Intereſſe der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, im Intereſſe des deutſchen Theaters — entgegnete Voltaire mit hochwichtiger Miene. Darum erlauben Sie, Herr Baron, gleich zur Sache! — Ich weiß nicht, ob zu Ihrer Kenntniß gekommen, daß

ein gewiſſer Leſſing, ein gewöhnlicher Feuilletoniſt und Notizenlieferant der Voſſiſchen Zeitung —

Reſpect! begann der Baron, mehr Reſpect, Herr von Voltaire, erlauben Sie: der Feuilletoniſt befindet ſich auf dem nächſten Wege zur Würde eines Ehrenmitgliedes der Akademie des Königs.

Ich ſtaune, fuhr Voltaire entſetzt in dem Seſſel zurück. Ich ſtaune, ein Zeitungsfeuilletoniſt, Ehrenmitglied der Akademie Seiner Majeſtät?

Sie ſtaunen, verſetzte Baron von Pöllnitz. Doch wiſſen Sie: Leſſing iſt ein geiſtreicher Kopf, ſcharfſinnig, witzig, ein klarer Denker, kenntnißreich, Dramaturg, Gelehrter, Dichter, noch nicht 39 Jahre alt. Seine Bühnenſpiele genießen einer Theilnahme, wie ſie vor ihm noch Keinem geworden Seitens des Publikums, wie des Hofes. Mehrere der allerhöchſten Herrſchaften beehrten ihre Aufführung mit ihrer Gegenwart und ſind voll des ungetheilteſten Lobes. Morgen wird ſein neues Luſtſpiel —

Gerade deshalb, fiel Voltaire dem Baron in's Wort, eben dieſe Comödie iſt es, die mich zu Ihnen führt. Es iſt ein ſchlechtes Stück.

Wie, Herr von Voltaire, Sie meinen die Minna von Barnhelm?

Eben dieſe, erwiderte Voltaire, mit der Hand auf die Tabatiere klopfend, eben dieſe, Herr Baron. Sie wundern ſich und dennoch iſt es ſo.

Sie irren, Herr von Voltaire! ſie übertrifft alle ſeine bisherigen dramatiſchen Leiſtungen, ſelbſt ſein Drama: Miß Sara Sampſon, welches, in's Franzöſiſche überſetzt, ſogar in Ihrem Frankreich Anerkennung gefunden, ſelbſt in Gegenwart des Hofes zu St. Germain von den Schauſpielern des Königs mit entſchiedenem Beifall gegeben, ja vor der franzöſiſchen Kritik zu Recht beſtanden iſt, indem ſelbſt Diderot, der berufenſte ſcharfſinnigſte Kritiker Frankreichs, daſſelbe mit den beſten bürgerlichen Trauerſpielen der engliſchen Bühne in einen Rang ſtellt.

Das war dem Herrn von Voltaire nicht recht, das hatte er nicht erwartet.

Mag immerhin ſein, ſagte er, allein mich kümmert nicht ſein dramatiſcher Werth oder Unwerth, ſondern die politiſche

Tendenz des Stücks, und dieſe iſt verwerflich, da ſie nichts Geringeres bezweckt, als eine unverdeckte offene Demonſtration gegen eine militairiſche Maßnahme Seiner Majeſtät im Intereſſe des Staats.

Ei, ei, verſetzte der Baron von Pölnitz, fürwahr ſeltſam! Herr von Voltaire, Sie ſind der Erſte, der darin eine ſolche Tendenz gefunden, herausgegrübelt hat, es iſt nicht möglich, daß Leſſing dieſes beabſichtigte.

Nicht möglich? nicht beabſichtigte? fiel Voltaire ein. Schon die Fabel des Stücks deutet auf die böſe Abſicht hin. Der Held iſt ein Major, der ein Freibataillon befehligte, und nach Auflöſung des Freicorps darbt; er vergoß ſein Blut für den König, und der König entgalt ſeine Bravour mit Entlaſſung ohne Penſion. Doch, ich laſſe das Buch ſelbſt reden, ſich ſelbſt, ſolch ſtrafwürdige Tendenz verfolgend, anklagen. — Hören Sie, Herr Baron, fuhr Voltaire fort, ein Buch hervorziehend, jede Seite des Buchs iſt ein klaſſiſches Zeugniß für meine Behauptung. Tellheim wird im Buche alſo redend eingeführt:

„Aber, Sie meinen, ich ſei der Tellheim, den Sie in Ihrem Vaterlande gekannt, der blühende Mann voll Anſprüche und Ruhmbegierde, der ſeines ganzen Körpers, ſeiner ganzen Seele mächtig war, vor dem die Schranken der Ehre und des Glücks eröffnet ſtanden; dieſer Tellheim bin ich eben ſo wenig, als ich mein Vater bin. Beides bin ich geweſen. Ich bin Tellheim, der Verabſchiedete, der an ſeiner Ehre Gekränkte, der Krüppel, der Bettler.“

Habe ich Unrecht, Herr Baron? fragte er, nachdem er obige Stelle geleſen. Aber es kommt noch ſchlimmer — indem er im Buche blättert — wo man nur ein Blatt umſchlägt, eine Blasphemie. Ja, hier, das Non plus ultra! Ein fingirtes Kabinetsſchreiben des Königs an den Major, worin Seiner Majeſtät gleichſam an die Hand gegeben, ſeiner Allerhöchſten Entſcheidung vorgegriffen wird, welches Verfahren er in Betreff der verabſchiedeten Offiziere eintreten laſſen, und die geſchehene Unbill wieder gut machen ſoll. Hier heißt es im Buche:

„Mein lieber Major von Tellheim! Die Hofstaatskasse hat Ordre, Euch den bewußten Wechsel wieder auszuliefern und die gethanen Vorschüsse zu bezahlen; auch habe ich befohlen, daß Alles, was die Feldkriegskassen wider Eure Rechnungen negiren, niedergeschlagen werde. Meldet mir, ob Eure Gesundheit erlaubt, wieder Dienste zu nehmen. Ich möchte nicht gern einen Mann von Eurer Bravour und Denkungsart entbehren."

Hab' ich Unrecht, fuhr Voltaire, das Buch (Lessing's Minna von Barnhelm) zuschlagend, fort: Es ist obenein ein scheußliches Falsum der Anwartschafter auf die Mitgliedschaft der Akademie im — Falsarius! Und solche Sotisen auf den Königlichen Willen, solche Blasphemieen gegen die geheiligte Person des Monarchen sollen öffentlich und ungestraft von der Bühne herab ausgestoßen werden? Nicht innerer Werth des Stücks, sondern allein diese majestätsverbrecherische Keckheit, diese Tendenz ist es, die das Publikum in jene Possenreißerbude locken, das Parterre zum stürmischen Bravo harangiren und die Fäuste der Gallerie wie rasend in klatschende Bewegung setzen wird.

Und die Behörden Seiner Majestät, fuhr er fort, lassen diesen Skandal zu? Sie können sich Glück wünschen, daß der König von jener Winkelbühne, von jenem deutschen Komödiantengesindel keine Notiz nehmen, sondern nur das französische Theater nach Gebühr wie ein Mäcen pflegen; sonst würden sie längst die Allerhöchste Ungnade auf sich geladen haben, die Sie, Herr Baron, als Directeur vor Allen getroffen hätte. — Ich bin in der besten Absicht gekommen, Sie darauf aufmerksam zu machen und Sie den möglichen unangenehmsten Folgen zu entziehn, welche die Gestattung der Aufführung nach sich ziehen könnte. Würdigen Sie das schmähliche Product genauer Lectüre und Sie werden sagen: Voltaire hat mir den Dienst eines Freundes erzeigt. Wenigstens hoffe ich Ihnen den Beweis meiner Achtung gegeben zu haben für die Aufmerksamkeit, womit Sie im Laufe des Winters einige meiner Dramen vor Seiner Majestät und dem Königlichen Hof zur Darstellung auf dem französischen Theater gebracht haben.

Und damit reichte er dem Baron das Buch dar, welches derſelbe aber mit den Worten zurückwies: Herr von Voltaire, ich bin außer mir; Niemand hat ſolche Tendenz nur geahnt, und Sie denunciren —

Haſtig fiel Voltaire dem Baron wieder in's Wort. Die Fabel des Leſſing'ſchen Stücks iſt ein Pendant zu einer Anekdote, die ich geſtern in einem franzöſiſchen Journale las: Ein Müllerknappe aus Kieritz, hatte ſich im Kriege bis zum Offizier in einem Freicorps hinaufgeſchwungen. Aus dem Königlichen Dienſt entlaſſen, mußte er wieder in der Mühle ſein Brod ſuchen und ſendet dem König ſein Patent zurück, damit es in der Mühle nicht ſtaubig werde. Daß ein franzöſiſches Blatt ſo etwas auftiſcht, mag hingehn; aber daß in Berlin, unter den Augen des Hofes, der Miniſter, der Polizei ein Stück gleicher Tendenz über die Bühnenbretter ſchreiten darf, das iſt doch, Herr Baron, Sie werden wiſſen, daß —

Daß, fiel der Baron dem erſtaunten Voltaire in die Rede, Seine Majeſtät ignoriren —

Und damit warf er einen bedeutungsvollen Blick auf Voltaire.

Sehr Vieles freilich, entgegnete Letzterer. Aber wenn ein Höfling den rechten Augenblick wahrnähme und Allerhöchſter Perſon von dieſer beabſichtigten Demonſtration in der Poſſenreißerbude berichtete, ich glaube, Seine Majeſtät erließen einen Befehl, der dem Herrn Hoftheaterintendanten höchſt unangenehm ſein könnte. Doch, ich kann mich irren, Herr Baron; ich wünſche von Grund meines Herzens, daß ich mich irre: es wäre ein neues grünes Blatt im Lorbeer des freiſinnigſten Monarchen der Erde, ein neues ſtrahlendes Juwel in ſeiner Herrſcherkrone.

Voltaire empfahl ſich unter Verbeugungen. Der Baron ging in ſein Kabinet.

Im reichmeublirten Kabinete der Gräfin von Bentink ſaßen die Gräfin und Voltaire im Kanapee vor einem Tiſche und ließen ſich die Morgenchocolade wohlſchmecken.

Sie haben recht, meine hochgeſchätzte Freundin! bemerkte Voltaire.

Die Gräfin fühlte ſich drob geſchmeichelt und entzückt. Und, die Taſſe in der Linken, entgegnete ſie lächelnd:

Ihre Worte, Herr von Volaire, ſind ſüßer als die Chocolade in meiner Taſſe.

Möge Ihnen nie ein Trank geboten werden, wie mir jene rattengiftige Kritik meiner Schrift aus Leſſing's Feder, verſetzte Voltaire. Der deutſche Journalismus liegt noch in den Windeln, unausgebildet, kaum geboren; aber an Niederträchtigkeit übertrifft er die Journaliſtik der ganzen civiliſirten Welt ſchon jetzt; er wird es darin bringen nicht zum Extrem, ſondern bis zum Exceß. — Sehen Sie, ſo ein anonymer Schuft — verzeihen Sie, Comteſſe, den Gebrauch dieſes Ohren beleidigenden Wortes in Ihrer Gegenwart — ohne Kenntniß, ohne Geiſt, ohne Witz, aber voll Dünkel, Eigennutz und Arroganz, ſtürzt ſich wie ein wegelagernder Strauchdieb aus ſeinem Verſteck auf ſeine Beute, und das Opfer fällt. Dieſen Guerillakrieg gegen Andere führt er zugleich für ſich. Hat er — ich ſetze den Fall — ein Bühnenſtück geſchrieben und durch ſeine Ränke auf die Bühne gebracht, ſo belobräuchert er ſich anonym in dieſer Zeitung, citirt als Pſeudonymus jene Dithyrambe in der zweiten Zeitung, ſchreibt eine dritte Recenſion in einem dritten Blatte, und erklärt in einem vierten bei ſeiner — Ehre: er ſchreibe keine Recenſionen, und die gefällige Redaction atteſtirt ihm das „mit vielem Vergnügen.“

Sehen Sie, meine Freundin, das iſt das wohlgetroffene, ſprechend ähnliche Portrait Ihres Leſſing, für den Sie enthuſiaſtiſch zu ſchwärmen belieben; ſo und nicht anders treibt dieſer Feuilletonintriguant ſein Unweſen. Mich hat er ſo gerichtet und ſich ſchlingt er alſo mit eignem Finger den Lorbeer um die nichtswürdige Stirn. Im Parterre, auf der Gallerie iſt ſeine verbündete Macht, das Freicorps der Klatſcher, poſtirt, die nach jedem Act und jeder Scene ein Pelotonfeuer des Applauſes nach dem anderen, eine Beifallsſalve nach der anderen giebt. Und das gutmüthige Publikum wird angeſteckt, eine ganze Batterie von Bravos und Braviſſimos donnert los, und die ganze Reſidenz iſt zum Narrenhauſe reif. Das iſt die Taktik des deutſchen Journalhelden, ſich zu Ruf und Ruhm zu bringen und Anderer Lorbeer zu vernichten;

Frankreichs Journaliſten haben noch nicht das A B C von ihnen erlernt. So bringt man ein ſchlechtes Machwerk in drei Wochen zu achtzehn Vorſtellungen, und die Reſidenz jubelt Hoſiannah, ob des neuen Meſſias, der der deutſchen Bühne gekommen iſt.

Hahaha! lachte die Gräfin Bentink; theuerſter Freund, Sie ſind heute in der beſten Laune unerſchöpflich. Sie könnten der preußiſchen Monarchie gefährlich werden, beliebte es Ihnen, den kühnen Wellenſchlag Ihrer Ironie nur noch um ein Weniges zu ſteigern, er würde zur Woge werden.

Aber Voltaire entgegnete ernſten Geſichts: Comteſſe gefallen ſich, über eine höchſt ernſte Sache ſich in leichtfertigem Scherz zu ergehen. Alles zu ſeiner Zeit, ſagte der Weiſe Salomo, und die Gräfin Salome von Bentink hält doch — denk' ich — ſalomoniſche Weisheit nicht für Poſſen ſeines Hofnarren.

Nicht doch, bemerkte die Gräfin, die Mundtaſſe hinſetzend; gewiß nicht, die Hofnarren waren unſere Hofweiſen, ſchade, daß man wähnte, ihrer nicht mehr zu bedürfen und ſie abſchafft.

Man ließ das Hofnarrenamt eingehen und entließ den letzten närriſchen Rath mit Penſion, verſetzte Voltaire, und ſtellte ſtatt ſeiner Hofräthe ohne Gehalt mit Gehalt an.

Der Kammerdiener der Gräfin trat ein und meldete den Baron von Pöllnitz an.

Ich kann ihn jetzt nicht empfangen, ſagte die Gräfin; ich bin ſo eben ſpaziren gefahren.

Bitte, bitte! fiel Voltaire ein und erhob ſich vom Kanapee. Nicht doch, werthe Comteſſe, Sie verpflichten mich ſehr, wollten Sie den Baron annehmen.

Gut, verſetzte ſie und wandte ſich zum Kammerdiener:

Johann, ich ſähe den Herrn Baron mit Vergnügen bei mir.

Der Kammerdiener eilte hinaus, und Voltaire, ihr die Hand küſſend, dankte.

Wie gütig, ſprach er, willfahren Sie meiner Bitte! Ich wünſchte den Entſchluß des Intendanten in Betreff des Leſſing'ſchen Luſtſpiels zu wiſſen; keine Gelegenheit konnte ſich günſtiger darbieten; man drängt ſich nicht zu, ſie kommt wie von ſelbſt. Im

Wechſeltauſche der Worte werden Comteſſe ein Wörtchen zu rechter Zeit davon fallen laſſen.

Recht gern, Herr von Voltaire, aber ſie müſſen gleich mit einſtimmen.

Das nicht, Comteſſe, ſagte Voltaire, ich wollte abweſend, aber dennoch anweſender Theilnehmer des Geſprächs ſein, wenn Sie erlauben.

Wie Sie wünſchen, Herr von Voltaire. Suchen Sie ein Plätzchen!

Voltaire ſah ſich im Zimmer um. Prächtig! begann er nach kurzer Friſt. Am ſicherſten unter Allen ſcheint mir der Kaminſchirm, mit der koſtbaren Stickerei von Ihrer Hand, ein geeignetes Aſyl zu gewähren.

Ganz geeignet. Aber ſchnell Herr von Voltaire! irre ich nicht, ſo höre ich den Baron bereits auf der Treppe.

Und Voltaire ſprang ſchnell hinter den Schirm vor dem Kamine.

Abweſenheit in Anweſenheit, Frau Gräfin, ſprach er, hinter dem Verſteck hervorlugend. —

Der Baron Pöllnitz trat ein. Wechſelſeitige Begrüßung. —

Sie kommen erwünſcht, Herr Baron, nahm die Gräfin das Wort. Ich habe ſeit Kurzem wie eine Klausnerin gelebt, einſiedleriſch, abgeſchieden von dem Treiben der Reſidenz, ganz auf mich beſchränkt, Niemand bei mir geſehen.

Ich ſtaune, verſetzte der Baron. Die Gräfin Bentink, die Freundin des Lebens, rege, raſtlos, begeiſtert für Alles — urplötzlich eine Einſiedlerin?

Man hat ſo ſeine Grillen, ſie kommen im Augenblick und verlaſſen uns bald wieder, meinte die Gräfin.

Die leidenſchaftliche Verehrerin der Literatur, des Theaters und der Oper, hat ſich nicht um Alle gekümmert, fürwahr höchſt ſeltſam, ſprach verwundert der Baron.

Die neueſte Literatur iſt mir ein böhmiſches Dorf, detaillirte die Gräfin, das franzöſiſche Theater habe ich den ganzen Monat hindurch, die Oper ſeit 14 Tagen nicht beſucht, und ſeit der

letzten Vorstellung von Lessings Miß Sara Sampson sah ich das deutsche Theater nicht.

Die Freundin Voltaires, begann der Baron.

Der Name erinnert mich daran, fiel die Gräfin ein, daß ich sogar die Pflichten der Freundschaft mißachtet, daß ich Voltaire selbst mehrmals nicht angenommen habe. Doch — wie stets mit seinem verdrießlichen Handel, mit seinem Pasquill auf Maupertuis?

Der König will — soviel ich weiß, erwiderte der Baron, höchst erzürnt, der Gerechtigkeit freien Lauf lassen. Sie werden ermessen, daß Herr von Voltaire in eine fatale Situation geräth, die ihm seinen Aufenthalt in des Königs Nähe sehr verleidet, vielleicht unmöglich macht.

Tröstliche Nachricht! Erfreuliche Perspective! flüsterte Voltaire leise hinter dem Schirme.

Ich hoffe doch nicht, daß, begann die Gräfin.

Aber der Baron fiel ihr schnell in's Wort, indem er sagte: Denken Sie immerhin das Schlimmste. Die Akademie, in der Person ihres Präsidenten schwer gekränkt, hat in außerordentlicher Sitzung einen Antrag bei des Königs Majestät auf eclatante Satisfaction beschlossen.

Das wäre entsetzlich — noch schönere Aussicht! sprach Voltaire für sich.

Es munkelt von Ehrenerklärung, öffentlicher Abbitte in den Zeitungen der Residenz, bemerkte der Baron.

Voltaire giebt keine öffentliche Ehrenerklärung, thut keine Abbitte vor der ganzen Welt, sprach leise der Verborgene.

Der König wird nicht beistimmen, meinte die Gräfin.

Seine Majestät müssen die Ehre Allerhöchst Ihrer Akademie retten, mindestens in Schutz nehmen. Kann sie weniger verlangen? — Schon ist die Polizei eingeschritten mit Verbot und Confiscation der Schrift, sagte der Baron.

Und der Henker wird — wie man flüstert — mit einem Autodafé —

Leicht möglich, der Henker —

Da vermochte sich Voltaire nicht länger zu bergen, und mit den Worten: Ha — ich halte mich nicht länger! stürzte er hinter dem Schirm hervor. — Herr Baron!

Der Baron und die Gräfin stutzten zugleich.

Ich stand hinter den Coulissen, fuhr Voltaire fort. Der „Henker" war mein Stichwort, ich mußte auftreten. Herr Baron, reden Sie, verschweigen Sie Nichts! Wäre es möglich, wäre es sogar leicht möglich, daß man alle Rücksicht gegen mich so ganz und gar aus den Augen setzen und zum Aeußersten wider mich schreiten könnte? Hätte der Name Voltaire so ganz seinen Klang verloren, daß man ihn, eben noch mit Gold aufgewogen, in den Staub träte? Giebt es in Preußen keine Grenzen zwischen Leuten von Distinction und Verbrechern? Beantworten Sie mir diese Frage, Herr Baron!

Das ist leicht geschehn, versetzte Baron von Pöllnitz. Vor dem Gesetze sind in Preußen Alle gleich, wer wider das Gesetz handelt, den trifft die Strafe des Gesetzes.

O, diese scheußliche Gleichheit! rief Voltaire aus, die Hände emporhebend, die mit einer Verwandtschaft durch Henkershand mit dem Spandauer Spinnhäusler mich bedroht! Begreife diese gesetzliche Gleichheit, wer da kann; mir ist sie ein kolossales Ungeheuer, das an der Wurzel der Staatsgesellschaft zehrt und die Auflösung aller ihrer Fugen und Bande im Gefolge führt. Ein Gauner wird dem Henker zum Staupenschlag übergeben, und einen Ehrenmann überantwortet man derselben Personage, die als ehrlos dasteht in der Gesellschaft, selbst nach dem Gesetze mit einem Makel behaftet ist? Wer faßt diese legislatorische Consequenz?

Jeder, meinte der Baron, der sich auf Gesetzgebung versteht. Das Gesetz steht über dem Könige, auch er muß ihm gehorchen.

Der Monarch ist Gesetzgeber, sprach Voltaire. Er stellt sich nicht unter seine eigene Schöpfung, die er jeden Augenblick vernichten kann. Der König ist nicht allwissend, er muß sich auf seine Beamten verlassen.

Und mit festem durchdringenden Blicke auf Pöllnitz, schloß er mit den Worten:

Hätte man Seiner Majestät getreu nach Pflicht über die politische Tendenz der Lessing'schen Comödie berichtet, sie würde nicht 18 Vorstellungen erlebt haben.

Herr von Voltaire, ich hoffe nicht, daß Ihre Worte einen Vorwurf für mich, entgegnete der Baron.

Da wandte sich die Gräfin zu Pöllnitz und bemerkte einlenkend: Herr von Voltaire ist in etwas gereizter Stimmung, in — Ueberstimmung, Herr Baron. Detoniren seine Worte vielleicht, so —

Detoniren! fiel der Baron ein, keineswegs, Comtesse! Ein begabter Dichter, wie Herr von Voltaire, singt immer in vollen Tönen, oft vielleicht etwas zu voll, das verübelt der Laie nicht dem Priester Apolls, verdankt er ihm doch so manchen Genuß, daß er ihm gern Etwas zu gut hält. Man muß gerecht sein.

Ah, der Spötter! sprach Voltaire abgewandt. Die Konstellation ist ungünstig, ich kann den drohenden Schlag hier nicht hemmen.

Baron von Pöllnitz zog, ohne es zu bemerken, mit dem Taschentuch ein Billet heraus, das zu Boden fiel. Voltaire bemerkte es, und heftete während des folgenden Gesprächs die Blicke fortwährend darauf.

Also wäre ich auch als Ausländer dem preußischen Gesetze unnachsichtig verfallen? fragte der Dichter Frankreichs.

Ich — ich — ich — bin — zu wenig Rechtsverständiger, wich der Baron aus, um mir darüber ein entscheidendes Wort anmaßen zu dürfen.

Sie wissen auch nicht, Herr Baron, fragte Voltaire, ob bereits Etwas über mich entschieden, ob meine Schrift den zarten Händen des mehrerwähnten letzten Richters überwiesen ist?

Auch darüber kann ich Nichts sagen. Mein Amt als Directeur des Spectacles erstreckt sich nicht auf diese Gattung von — Spectacles, antwortete der Baron.

Die Zeit drängt, sagte, sich vom Sessel erhebend, der Baron. Meiner verehrten Frau Nachbarin einige Augenblicke widmen zu dürfen, war meine Absicht. Ich erreichte sie, und denke sie heute Abend im französischen Theater wiederzusehen.

Man giebt? fragte die Gräfin.

Favart's Luſtſpiel: Soliman II., war des Barons Antwort.

Unter den gegenſeitigen Verbeugungen tritt Voltaire mit dem rechten Fuße auf das dem Baron von Pöllnitz entfallene Billet, und während die Gräfin den Baron der Thüre zu begleitet, hebt er es raſch auf und ſteckt es zu ſich mit den Worten: Das wäre geborgen.

Darauf bemerkt er der rückkehrenden Gräfin: Der Baron waren viel- und einſilbig zugleich.

Ich bemerkte es, erwiderte die Gräfin, indeß bedingen Amt, Stellung und Verhältniſſe das äußere Auftreten im Leben. Wohl uns, mein Freund, daß wir Beide unabhängig von ſolchen Einflüſſen ſind. Wir thun und laſſen, was und wie's uns dünkt. — Sie begleiten mich wohl zur Frau von Finkenſtein!

Sie befehlen nur, erwiderte Voltaire.

Und mit einer Verbeugung und den Worten: Ich eile zur Toilette, verließ ſie das Kabinet.

Voltaire war jetzt allein darin.

Die Zeit iſt günſtig! begann er, der Augenblick lacht!

Schnell holte er das Billet hervor und las die Adreſſe: Der Frau Gräfin von Bentink Hochgeboren. — Meine Freundin — der Zufall wollte, daß es in meine — in ihres Freundes Hände fiel, der Freund überhebt die Freundin der Mühe des Oeffnens.

Er reißt das Siegel los und lieſt: „Sub rosa!“ — Ha — ein Geheimniß! — „Sollte ich Sie, hochverehrte Frau Comteſſe, verfehlen, ſo erlaube ich mir, durch dieſe Zeilen, zu benachrichtigen, daß heute Abend Voltaires Pasquill öffentlich — durch — den — Henker — verbrannt wird.“

Das Papier entſank ſeinen Händen; wie eine Bildſäule ſtand er da. Nach langer Pauſe ſtieß er die Worte aus:

Wer ſagte mir, daß heute Abend —? Träum' ich oder bin ich von Sinnen? — Es iſt mein Todesurtheil. — — Noch mag ich's nicht glauben. Vielleicht ließ er das Billet abſichtlich fallen. Wie erlang' ich Gewißheit? — — Dem Könige darf ich nicht nahen, er meidet mich, entbietet mich nicht zu ſich.

Haſtig ſchritt er auf und ab und ſchlug die Stirn mit der Hand.

Voltaire, Voltaire, daß du nach Sansſouci kamſt! Dieſes Sorgenlos wird für dich ein Sorgenvoll. O, hätteſt du es nie geſehn! (Mit Hindeutung auf das Ordensband auf ſeiner Bruſt.) Hätteſt du nie meine Bruſt bedeckt! ſie würde freier athmen, und ein Kammerherrnſchlüſſel löſt nicht das Geheimniß.

Stürmiſch ſchritt er auf und ab.

Ich ſende Picard als Spion in das Lager meiner Feinde, es iſt ein fahrloſer Handel für ihn, koſtet ihm nicht den Kopf und rettet vielleicht meine Ehre. Schnell, eh' es zu ſpät iſt!

Und er eilte mit Hut und Stock hinaus.

Unter den Linden, der ſtattlichen Straße Berlins, ſtand eine dichte Volksmenge zuſammengedrängt um ein erhöhtes Prangergerüſt, worauf ein Becken mit glimmenden Kohlen geſtellt war. Die beiden Eckenſteher, welche uns im Beginn dieſer Geſchichte bereits entgegen getreten, haben ſich auch hier wieder eingefunden.

Du, wat gibt et heute hier? fragte der Eine den Andern, indem er nach dem Gerüſt zeigte.

Nu, wat ſoll et jeben! erwiderte der Andere. Se ſtellen Enen an den Ehrenpfahl und nageln ihm enen Denkzettel überm Kopf an den Pfahl, druf ſtehen ſeinen Heldenthaten geſchrieben.

Ne, Lude, dat gloob ick nich; wat ſoll denn dat Kohlenbecken uf't Jerüſte?

Dummkopp! ſagte der Erſte mit der Pantomime des Brandmarkens. Et kriegt Ener een adlich Wappen uf den Buckel mit et glihende Pitſchaft, ſon janz kleenes zierliches S, dat heeßt: Schelm; dran kann man ihn wieder erkennen, wenn er mal Reißaus nimmt aus dat Spinnpalais zu Spandau. Paß uf! da kommen ſe ſchon mit dem armen Sünder, den ſe adlich machen und pitſchiren wollen.

Lude, ick ſehe den Kerl nich, ſprach der Andere, indem er die Linden hinunterſah.

Du haſt recht, ick ooch nich. Jott ſtraf mir, wat ſoll dat bedeuten? fragte der Erſte.

Da kam ein Zug herangeſchritten, beſtehend aus einem Polizeibeamten, einem Militairkommando von einem Unteroffizier, Tambour und vier Gemeinen, der Henker und zwei Henkersknechte, von denen Einer eine große Zange, der Andere ein Päckchen Broſchüren unter dem Arme trug. Der Henker mit ſeinen Knechten beſtieg das Gerüſt; einer der Letzteren blies mit einem Blaſebalg in's Kohlenfeuer; die Flamme praſſelte alsbald empor.

Lude, wo bleibt der Kerl, den ſe mit Feuer doofen wollen? fragte der zweite Eckenſteher.

Ick weeß nich, antwortete der Andere.

Halt! — Links und rechts um, Marſch! — Halt! Präſentirt's Gewehr! kommandirte der Unteroffizier. Der Tambour wirbelte die Trommel und die Gerichtsperſon holte gravitätiſch ein Papier aus der Rocktaſche hervor und las, nachdem der Tambour gewirbelt, mit lauter Stimme:

„Auf Allerhöchſten Spezialbefehl Seiner Majeſtät des Königs iſt die Confiscation des Pasquills: Geſchichte des Doctors Akakin wegen der darin enthaltenen Schmähungen des Präſidenten der Königlichen Akademie und die Vernichtung der vorgefundenen Exemplare deſſelben durch Feuer und Henkershand verordnet, und ſoll der Befehl hier und auf allen öffentlichen Plätzen der Reſidenz in Vollzug geſetzt werden. Bürgermeiſter und Rath hieſiger Königlichen Reſidenz."

Sobald der Befehl verleſen, flackerten die auf das Kohlenbecken gelegten Broſchüren auf; eine derſelben faßte der Henkersknecht mit der Zange und hielt den brennenden Verbrecher hoch in die Höhe dem gaffenden Volke zur Schau hin, welches ein dreimaliges Hoch erſchallen ließ.

Die Execution war zu Ende, der Tambour wirbelte, der Unteroffizier commandirte: Gewehr auf Schulter! Kehrt! Marſch! Das Militaircommando ſetzte ſich mit dem übrigen Executionsperſonal in der Ordnung, wie man gekommen, wiederum in Bewegung, und der Zug marſchirte die Linden hinunter.

Die alſo vollſtreckte Execution meldete die Spenerſche Zeitung vom 24. December 1752. Voltaire, tief gekränkt, mied den Hof und ſandte Penſionspatent, Orden und Kammerherrnſchlüſſel mit

einigen Verſen in franzöſiſcher Sprache zurück, die in deutſcher Ueberſetzung des Inhalts:

Mit Liebe hab' ich ſie empfangen;
Ich ſende ſie mit Schmerz zurück,
Gleichwie der Liebende das Bildniß der Geliebten
Im letzten Trennungs-Augenblick.

Dieſe Verſe hatte Voltaire auf das Paquet geſchrieben, welches Schlüſſel und Kreuz des Ordens enthielt. Zugleich überſandte er einen wehmüthigen Herzenserguß in einem Billet; der König ſandte ihm Orden und Kammerherrnſchlüſſel zurück. Die Spenerſche Zeitung brachte aber in ihrer Nummer vom 30. Januar 1753 folgenden Artikel:

„Da Seine Majeſtät der König Allergnädigſt beliebt haben, dem Herrn von Voltaire den Kammerherrnſchlüſſel nebſt dem Gnadenkreuze wieder zu überſchicken, mit dem Befehle, ſich mit der Königlichen Suite nach Potsdam zu begeben und ſeine Zimmer daſelbſt zu beziehn, ſo ging derſelbe gleichfalls dahin ab." —

Aber — der Stachel blieb zurück. Am 26. März 1753 verließ Voltaire Preußen auf immer, und reiſete zunächſt in die Bäder von Plombières — „aus Geſundheitsrückſichten."

VIII.

Hans Michael Kohlhaas,

der Mordbrenner, Raubmörder und Städteverwüster.

Eine Cause celebre des sechzehnten Jahrhunderts.
1533—1540.

Der nachfolgende bedeutungsvolle Criminalfall, den ich, da die darüber gepflogenen Gerichtsverhandlungen trotz ihrer Voluminosität nicht erhalten zu sein scheinen, der alten Brandenburger Chronik des Mönchs im grauen Kloster zu Berlin, P. Hoftitz, in ihrer einfachen Vortragsweise nacherzähle, bietet ein einfaches Interesse dar, ein poetisches, ein staatspolitisches und ein psychologisches.

Von seiner poetischen Seite aufgefaßt und im äußeren Gewande der Novelle hat ihn der geniale Dichter Heinrich von Kleist behandelt, und sein dichterisches Gebilde nimmt unbestritten eine der ersten Stellen im Gebiete der deutschen Erzählung ein.

Vom staatspolitischen und psychologischen Gesichtspunkte aus gewährt dieser „Götz von Berlichingen, der in der Mark Brandenburg die Ritterzeit und den Landfriedensbruch beschloß," das größte Interesse. Er gehört jener Zeit an, wo das Recht als der allgemeine vernünftige Wille sich mehr und mehr geltend machte; wo aber dieser versagt ward, trat der alte Trotz in seiner Härte wieder auf. Das Rechtsgefühl ist ein gewaltiges Gefühl; es regt und bewegt die Menschenbrust gewaltig, und wo es gedrückt wird, da strebt es mit aller Macht wider das Joch,

wider den Druck. Das Gefühl verletzten Rechts ist ein schreckliches, und kann den Mann voll Thatkraft und Charakter zum Aeußersten führen.

Deß Zeugniß und Beispiel giebt Hans Kohlhaas, ein Mann, schlecht und recht, seines Gewerbes ein Roßhändler, dreißig Jahr alt, ein Muster bürgerlichen Sinnes und Gehorsams, der aus verletztem Recht und Rechtsgefühl von Verbrechen zu Verbrechen fortgerissen, als Landfriedensbrecher, Mordbrenner, Raubmörder und Städteverwüster — ein Schrecken Norddeutschlands — auf dem Schaffote endete. —

Mit einer Koppel Pferde, meist aus der Mark Brandenburg, in's Ausland reitend, traf Kohlhaas auf sächsischem Gebiete, unweit der Elbe, einen Schlagbaum, der früher die Landstraße nicht gesperrt, welchen aber der sächsische Junker von Tronka mit landesherrlicher Genehmigung hatte errichten lassen, und von den des Weges Kommenden Wegezoll erheben ließ.

Da Kohlhaas am Schlage hielt mit seiner Koppel stattlicher Rosse und das Wegegeld zahlte, kam von der nahegelegenen Burg des Junkers herab der Vogt, nach dem Paßschein fragend, weil ohne solchen kein Roßkamm (Roßhändler) mit Pferden über die Gränze gelassen werden dürfe.

Achtzehnmal war Kohlhaas die Grenze überschritten; bekannt mit allen Verordnungen, die sein Gewerbe betrafen, wußte er Nichts von dieser angeblichen Neuerung, ließ seinen Knecht bei den Thieren und begab sich auf's Schloß des Junkers um Aufklärung.

Dieser saß mit munteren Genossen beim Gelage, wacker und wüst zechend und lärmend. Man begab sich hin, die Koppel zu besehen, und als Kohlhaas mit derselben weiter ziehen wollte, gelobte er, bei nächster Wiederkehr in anderer Woche den geforderten Paßschein zu lösen. Aber man forderte Zurücklassung eines Pfandes, und als solches zwei Rappen.

Und Kohlhaas, der Gewalt weichend, führte die Thiere in den Stall und zog mit dem Rest der Koppel fürbaß.

In Dresden angekommen, erfuhr er alsbald, die Geschichte von dem Paßscheine sei ein Mährchen, ließ sich in der Geheim-

kanzlei darüber ein Attest ausstellen, und ritt nach der Burg des Junkers zurück.

Man gestattete ohne Weiteres die Abführung der Pferde. Aber wie erstaunte Kohlhaas, als er statt seiner wohlgenährten glatten Thiere ein Paar dürrer Mähren erblickte, abgetrieben, knochendürr, Gestalten des Elends und Jammers, Mähne und Schweif ohne Wartung und Pflege wie zusammengeknetet.

Er ließ sie stehn und ging hin, um sich Recht beim Gericht zu verschaffen.

Der Prozeß begann, durch Klage auf Wiederherstellung der Pferde in den früheren wohlgenährten Stand und Schadenersatz gerichtet; aber er ward damit zurückgewiesen, weil es seinem Gegner an Vetterschaften bei dem Gerichtshofe nicht fehlte.

Seiner höheren Orts angebrachten Beschwerde folgte der Bescheid: er sei ein Querulant; er möge die Pferde holen, da der Junker sie ihm nicht zurückhalte, und damit habe die Sache ihr Ende.

Alle seine ferneren Schritte blieben ohne Erfolg, sein Weib starb in Folge eines Kolbenstoßes auf die Brust, als dem sie Landesherrn selbst eine Bittschrift in ihres Mannes Angelegenheit überreichen wollte, von der Wache am Schloßthor zurückgestoßen.

Da verkaufte Kohlhaas Haus und Hof. Um sich selbst Recht zu verschaffen, ritt er mit sieben Knechten, alle bewaffnet, aus, der Tronkenburg zu. Er fiel überrumpelnd mit Schwert und Feuer ins Schloß, das alsbald an allen Ecken brannte, und mit genauer Noth entgingen die Bewohner desselben dem Verderben.

Als er vernahm, der Junker sei nach Wittenberg geflüchtet, zog er darauf hin, erließ ein Mandat und forderte „jeden guten Christen unter Angelobung eines Handgeldes und anderer Vortheile auf, seine Sache gegen den Junker von Tronka als den gemeinen Feind der Christenheit zu ergreifen."

Der reisige Haufen des „reichs- und weltfreien, Gott allein unterworfenen Herrn," mehrte sich auf dreißig Köpfe; damit zog er gen Wittenberg, überfiel im Dunkel der Nacht die Stadt, legte an mehreren Ecken Feuer an, also daß 19 Häuser nebst einer Kirche ein Raub der Flammen wurden.

Ein Fähnlein von fünfzig Reitern zog ihm entgegen, er warf sie aber zurück, erneuerte den Brand, erklärend in einem Plakate: er werde, falls man ihm den Junker nicht ausliefere, die Stadt einäschern, „daß er hinter keine Wand werde zu sehen brauchen, um ihn zu finden.“

Beim Anbruch der dritten Nacht legte er nochmals Feuer an die Stadt, also daß bei scharfem Nord zwei Kirchen, mehrere Klöster und Schulen, die Landvoigtei und 42 Häuser in minder denn 2 Stunden in Schutt und Asche lagen, und wußte klug dem Landvoigt und seiner Schaar von 150 Mann auszuweichen.

Unterdessen wahr die Rotte des Landfriedensbrechers auf mehr denn 100 Köpfe angewachsen, alle vollständig gewaffnet. Da er vernahm, daß der Prinz Friedrich von Meißen mit einer Heerschaar von Fünfhundert gegen ihn heranrückte, überfiel er ihn bei Mühlberg in der Nacht, schlug ihn und nöthigte ihn zum Rückzuge nach Dresden.

Gleichergestalt zersprengte er die zweite wider ihn anrückende Schaar unter dem Befehle des Landvogts bei Damerow, und fünf Tage nach Zersprengung beider Heerhaufen stand er vor Leipzig und steckte die Stadt an drei Seiten in Brand, immer noch des Willens: seine Gesellen auseinander gehn zu lassen und nach wie vor ein guter, treuer, wahrliebender Bürger zu sein, wenn ihm der Junker von Tronka die Rappen wohlgenährt in den Stall führe, und des festen Glaubens: die Welt habe ihm Abbitte zu thun für den Verlust seines Weibes und seines Rechts.

Luther selbst suchte sich als Mittelsmann geltend zu machen; er überführte Kohlhaas seiner irrigen Ansicht, indem nur der Zufall die Anerkennung seines Rechts verhindert habe. Durch seine Verwendung wurde der Prozeß wegen der Rappen zu Dresden anhängig; doch neue Kabalen, neues Unrecht von Seiten des Gerichts, des Kurfürsten von Sachsen und seiner Räthe verleiten Kohlhaas zu neuer Schuld.

Auf Luthers Antrag wird ihm freies Geleit nach Dresden zugesichert, eine gerichtliche Klage erheben zu können. Als aber ein Brief von ihm an Johann Nagelschmidt, seinem Spießgesellen, der noch mit seiner Rotte in den Wäldern Thüringens hauste,

aufgefangen wurde, worin er den ihm übertragenen Oberbefehl annahm und ihm zur Flucht aus Dresden, wo man ihn unter scharfe Aufsicht gestellt, einen Wagen zu schicken, schrieb, ward er ergriffen, und schwer mit Ketten beladen in's Gefängniß geworfen.

Der Prozeß wider ihn beginnt nunmehr vor sächsischem, peinlichen Gericht. Schon ist er zum Tode verurtheilt, als der Kurfürst von Brandenburg, dessen Unterthan er ist, ihn als solchen reclamirt.

Er wird ausgeliefert und gewinnt zu Dresden den Prozeß wegen der Rappen. Doch sein Landesherr selbst muß ihn des Landfriedensbruchs, der Niederbrennung der Tronkenburg und der anderen Verwüstungen mit Feuer und Schwert halber, zum Tode durch's Henkerschwert verurtheilen lassen.

Es wird dem Kohlhaas, wie er es verlangte, sein Recht, denn seine Rappen werden ihm wohlgenährt vor seinem letzten Gange zur Richtstätte vorgeführt, und durfte mittelst Testaments über sein Hab und Gut, das er ehrlich im Schweiß seines Angesichts erworben, frei verfügen.

So war sein Wunsch erfüllt, sein verletztes Recht wieder hergestellt, und gefaßt und mit Freuden, daß ihm sein Recht geworden, legt er sein Haupt auf den Richtblock. —

Hören wir die einfachen Worte des alten märkischen Mönchs und Chronisten Hastitz, der die Criminalgeschichte von Kohlhaas, dem Landfriedensbrecher, also niedergeschrieben*):

„Anno Christi 1540 nach Palmarum ist Hans Kohlhase, ein Bürger zu Köln an der Spree, mit samt seinem Mitgesellen, George Nagelschmidt und einem Küster, der sie behauset, vor Berlin aufs Rad gelegt. Wie er aber zu diesem Unfall gekommen, muß ich kürzlich erzählen.

---

*) Die Chronik ist leider bis jetzt nicht durch den Druck veröffentlicht, das Manuscript derselben ruht auf der Berliner Bibliothek. Die Erzählung von Kohlhaas Verbrechen weicht etwas darin von unserer oben gegebenen kurzen Uebersicht ab.

Dieſer Hans Kohlhaſe iſt ein anſehnlicher Bürger zu Köln und ein Handelsmann geweſen, und hat ſonderlich mit Vieh gehandelt. Und als er auf eine Zeit ſchöne Pferde in Sachſen geführet, dieſelben zu verkaufen, welche ihm Einer von Adel angeſprochen, als hätte er ſie geſtohlen — Günther von Zaſchwitz Unterſaſſen zu Mulano und Schnatitz hatten es gethan auf ihres Junkers Befehl — da hat er die Pferde im Gericht ſtehn laſſen auf des Edelmanns Unkoſten, wofern er genugſamen Beweis brächte, daß er ſie ehrlich gekauft, oder im Falle, da er's nicht erweiſen würde, der Pferde verluſtig ſein wollte.

Als aber Kohlhaſe davon gezogen, hat der Edelmann die Pferde etliche Wochen weidlich getrieben und alſo abmatten laſſen, daß ſie ganz und gar verdorben. Derowegen hat Kohlhaſe auf ſeine Wiederkunft, da er genugſamen Beweis brachte, die Pferde alſo nicht wieder annehmen, ſondern bezahlt haben wollen.

Und weil es der Edelmann nicht hat thun wollen und Kohlhaſen ungeachtet, daß er es beim Kurfürſten von Sachſen ordentlicher Weiſe geſucht, — er hat von dem alten und jungen Markgrafen zu Brandenburg Schreiben an den Kurfürſten zu Sachſen gebracht, und der von Zaſchwitz auf des gedachten Kurfürſten Befehl erſtlich von Baſtian von Köhleritz, Hauptmann zu Düben, hernach von Hanſen Metſchin, Landvogt zu Wittenberg, betagt, ohne daß er erſchienen; — zu ſeinem Rechte nicht hat mögen geholfen werden, hat er dem Kurfürſten zu Sachſen entſagt, und hat darauf hart für der Zane einen reichen Seidenkrämer von Wittenberg, Georg Reich genannt, 1583 beraubet, ſeiner Frau die Ringe vom Finger gezogen, und was ſie bei ſich gehabt, genommen, ihn weggeführt und etliche Wochen an einen Ort, dahin Niemand gekommen, auf einem beſchloſſenen Werder an der krummen Spree in einem Berge, da er mit ſeiner Geſellſchaft ſeinen ſichern Gewahrſam gehabt, gefänglich gehalten, bis er ſich mit Gelde gelöſet.

Auch hat er ſonſt viel Nehmens gethan, bis der Kurfürſt von Sachſen ſich erboten, einen Vertrag mit ihm aufzurichten

und zur Erörterung der Sache ihm zu Jüterbogk einen Tag bestimmt.

Denselben hat Kohlhase in die vierzig Pferde stark mit des Kurfürsten dazu verordneten Räthen und stattlichem Beistande besucht. Ob nun wohl die Sache von beider Kurfürsten Räthen nach Nothdurft berathschlagt und zu Grunde vertragen worden, so haben doch die Sachsen solchen Vertrag nicht nachgesetzet.

Derowegen den Kohlhase verursacht, dem Kurfürsten auf's Neue zu entsagen. Und weil damals beide Häuser, Brandenburg und Sachsen, in ein Mißverständniß gerathen, hat Kohlhase das Kurfürstliche Brandenburg'sche Geleite nöthlich erhalten. Derowegen er den Kurfürsten zu Sachsen heftig angegriffen, die sächsischen Dörfer geplündert, das Städtlein Zane ausgebrannt und großen Schaden gethan, so auch die eine Vorstadt von Wittenberg vor dem Schloßthore anstecken lassen, und dadurch in der Stadt ein großes Schrecken verursucht, daß der Kurfürst von Sachsen nothwendig gedrungen an den Kurfürsten zu Brandenburg, um Einsehn zu haben, geschrieben.

Ob selber nun wohl Kohlhasen in seinen Schutz und Geleit genommen, hat er doch endlich gewilligt, daß ihn der Sachse sollte suchen lassen, und wo er ihn betreten würde, wollte er ihm Rechte zu ihm verstatten.

Darauf verordnete der Kurfürst zu Sachsen 24 reisige Pferde mit voller Rüstung, mit langen Lanzen, die zogen hin und wieder um im Lande, und wo sie von Kohlhasen hörten, suchten sie ihn und wollten ihn in Haft bringen, und war doch Keiner unter ihnen, so ihn kannte.

Und weil Kohlhase ein unverzagter und anschlägiger Mann gewesen, der seine Sache in gute Acht genommen, hat er oft mit den Sächsischen, die auf ihn geritten, in Krügen und Herbergen, da sie gesessen, gegessen und trunken, ihre Anschläge gehört, auch das Geld, so ihnen zur Zehrung nachgeschickt, bisweilen bekommen.

Und weil zu der Zeit manch' unschuldig Blut vergossen ward, und der hingericht, der doch nie sein Diener gewesen, oder ihn gekannt, hat er oft dabei gehalten und zugesehn, wie sie gericht worden, solches dem Kurfürsten zu Sachsen zugeschrieben und zum guten Gemüth geführt, wie schwer er's zu verantworten habe. —

Als Anno Christi 1538, Freitags vor Pfingsten, zwei Schneidergesellen bei dem Kloster Zinne gerädert worden, welche zu Jenikendorf in einer Bauernscheune, darinnen sie bemächtigt, gefangen, weil sie aus Furcht Keiner beherbergen wollte, hat Kohlhase bald in derselben Nacht die Räder abhauen lassen und sie den Berg hinab gegen den Busch laufen, die Körper hinweggeführt und mit zwei Hufnägeln auf einen Zettel dies geschrieben, an den einen Galgen steil auf dem Pferde sitzend angenagelt: „O Menschensöhne, wenn ihr richten wollt, so richtet recht, damit ihr nicht gerichtet werdet!"

Es ist aber damals eine starke Rede gegangen, daß Kohlhase in der Vorstadt von Jüterbogk einen Kasten soll gekauft haben, die beiden Körper darin gelegt, mit etlichen Schreiben an den Kurfürsten und nach Wittenberg geführt in eines vornehmen Bürgers Behausung im Namen eines wohlbekannten Kaufmannes bis zu seiner Wiederkunft denselben in Verwahrung zu nehmen, ungeantwortet. Als nun ein Tag oder zweie vergangen, hat er den Kasten geöffnet und darin gefunden, was darin steckte; die Schreiben aber an den Kurfürsten gesandt.

Darüber ist Kohlhase weiter und weiter zugefahren, einen Schaden über den anderen im Sachsenlande gethan, und viel Mühe und Arbeit angerichtet, daß also dem Kurfürsten zu Sachsen ein groß Geld auf die Sache gelaufen, welche man mit einem Kleinen im Anfange hat stillen können. Denn eben weil bisweilen die Sachsen ihm sehr nahe sind kommen und vermeint, sie wollten ihn ertappen, so ist er sich Weg und Steg kundig gewesen, hat so manchen Furth durch die Spree und andere fließende Wasser gewußt, daß, wenn sie ihn gleich in einem Sacke zu haben

vermeint, er gleichwohl im Hui durch die Waſſer ihnen weit hat entgehen können.

Dr. Luther ſeliger hat in Erwägung und Beherzigung aller Umſtände und zur Verhütung weiter Ungelegenheit, ſo zu beiden Theilen daraus erwachſen könnte, an Kohlhaſe geſchrieben und verwarnt, von ſeinem Fürnehmen abzuſtehn, und hat ihm allerlei zu Gemüthe geführt, was ihm darauf ſtünde, und wie Gott ſeine Verletzung, wo er ihm die Ehre und Rache nicht würde geben, wohl würde an den Tag bringen und rächen.

Darauf iſt Kohlhaſe unvermerkt gen Wittenberg ſelbander reitend gekommen, und im Gaſthauſe eingekehrt, ſeinen Diener in der Herberge gelaſſen und auf den Abend vor Dr. Luthers Thür gegangen, angeklopft und begehrt den Doctor zur Sprache zu haben.

Als aber der Doctor ſeinem Geſind ſich nahmkundig zu machen und was ſein Begehr wäre, zu entdecken, ihm etliche Male ſagen laſſen, was er nicht hat thun wollen, und doch ſtark genug darauf gedrungen, er müſſe den Doctor in eigener Perſon zur Sprache haben, iſt's dem Doctor eingefallen, daß es vielleicht Kohlhaſe ſein möchte.

Iſt deswegen ſelbſt an die Thür gegangen und zu ihm geſagt in lateiniſchen Worten: Biſt du Hans Kohlhaſe?

Worauf Jener erwidert: Ich bin's.

Da hat er ihn eingelaſſen, heimlich in ſein Gemach geführt, den Herrn Philippum Melanchton, Cruciger und Major und andere Theologen zu ſich berufen. Da hat ihnen Kohlhaſe den ganzen Handel berichtet, und ſind ſpät bei ihm in die Nacht geblieben.

Des Morgens früh hat er dem Doctor gebeichtet, das hochwürdige Sakrament empfangen und ihm geſagt, daß er von ſeinem Vornehmen abſtehn wolle und dem Lande hinfort mehr keinen Schaden zufügen, welches er auch gehalten. Iſt alſo unerkannt und unvermerkt aus der Herberge geſchieden, weil ſie ihn getröſtet,

seine Sache befördern zu helfen, daß sie eine gute Endschaft soll gewinnen.

Weil aber endlich auch nichts daraus geworden, daß sich's verweilet und die Verfolgung der Sachsen nichts desto weniger für und für gewähret, hat ihm sein Gesell, Georg Nagelschmidt, gerathen, er solle den Kurfürsten zu Brandenburg angreifen, so würde er sich seiner wohl annehmen, daß die Sache in Sachsen vertragen würde.

Diesem folgte Kohlhase, aber sehr unbedacht und unglücklich. Beraubte darauf den Konrad Batziger, des Kurfürsten Faktor, der ihm das Silber einkaufte im Mansfeldischen und Stolbergischen Bergwerk, und nahm eine Zahl Silberkuchen, welche er eine halbe Meile diesseits Potsdam unter einer Brücke, die noch heute Kohlhasenbrücke heißt, in das Wasser versenkt, nicht der Meinung, solches zu behalten, sondern den Kurfürsten doch zu verursachen, sich seiner anzunehmen.

Aber dieser Anschlag gerieth übel. Denn nachdem er des Kurfürsten Geleit gebrochen, hat der Kurfürst alsofort Meister Hansen, dem Scharfrichter, welcher ein ausbündiger Schwarzkünstler war, befohlen, daß er ihm die Gäste solle in die Stadt Berlin schaffen, so wolle er sehn, wie er sie möchte zu Gehorsam bringen.

Darum hat Meister Hans, der Scharfrichter, durch seine Kunst soviel zu Wege gebracht, daß Kohlhase mit seiner Spießgesellenschaft hat müssen gen Berlin kommen. Da man seiner nun gewahr geworden, hat der Kurfürst an alle Ecken lassen ausrufen:

„Wer Kohlhasen oder seine Gesellen hause oder hege, oder bei welchem sie befunden würden, der solle am Leibe bestraft werden."

Darauf hat man hin und wieder so lange Haussuchung gehalten, bis man ihn im Gäßlein St. Nicolas in Thomas Meißners Hause gefunden; da hat er sammt seiner Hausfrau

in einem Kaſten gelegen. Und als man denſelben geöffnet, iſt er behend herausgeſprungen, denſelben wieder zugeſchlagen und unverzagt geſprochen:

Hier bin ich und trage in der Jopen, damit ich büßen und zahlen kann, was ich gemißhandelt.

Seine Hausfrau aber, weil ſie Niemand hat hauſen dürfen und mit ſchwerem Fuß gegangen, hat ſie unter den Feuerleitern gegen dem Kölniſchen Rathhauſe über zween todte Kinder geboren.

Nachdem man nun das Haupt bekommen, hat man ſeiner Geſellſchaft auch getrachtet.

Hans Graßmuß iſt entkommen. George Nagelſchmidt aber, der ein Landsknecht geweſen war und alles freventlich gewagt, iſt letztlich in eines Bürgers Haus gefunden.

Nicht lange darnach hat der Kurfürſt zu Brandenburg den Sachſen einen peinlichen Zugang und gerichtlichen Prozeß gegen Kohlhaſen verſtattet. Derowegen er den Montag nach Palmarum mit Nagelſchmidt und dem Küſter, der ſie gehauſet, iſt vor Gericht geſtellt und von dem ſächſiſchen Anwalt als der wider den kaiſerlichen Landfrieden gehandelt, atrociter iſt peinlich angeklagt worden.

Darauf Kohlhaſe, dieweil er ziemlich beredt, etwas ſtudirt und wohl beleſen geweſen, ſeine Antwort dermaßen ausführlich gethan, und den ganzen Handel nach allen Umſtänden über drei Stunden von Anfang bis zu Ende nothdürftig referirt und fürbracht, daß ſich deſſen Jedermann verwundert und ihm Beifall geben müſſen.

Weil aber die Verbitterung ſo groß geweſen, iſt er zum Tode des Rades verurtheilt worden. Und ob man ihn wohl mit dem Schwert hat begnaden wollen, hat ihn der Nagelſchmidt doch abgehalten, daß er's nicht thun ſollte; denn, wenn ſie gleiche Brüder geweſen, wollten ſie auch gleiche Kappen tragen.

Sind alſo alle Drei mit einander faſt hoch auf den Tag hinausgeführt und auf's Rad gelegt, darauf Kohlhaſe lange Zeit und über einen Monat lang friſch geblutet.

Es iſt aber, alsbald er gerichtet, dem Kurfürſten zu Brandenburg leid geweſen, und wenn's hernach hätte geſchehen ſollen, würde es wohl verblieben ſein. Aber Gott hat vielleicht ſein Ende alſo geſetzt."

Alſo erzählt die Chronik von P. Haſtitz. —

Die vergifteten Bonbon

IX.

Die vergifteten Bonbons.

Neu-Yorker Kriminalgeſchichte aus dem Jahre 1809.

Ein langes Verzeichniß weiblicher Verbrecher, vom fernſten Alterthum beginnend, bis auf Madame Laffarge und Geſina Timm liegt vor mir. Wäre es möglich, das ſanfte liebenswürdige Weib mit ſeinen zarten leicht erzitternden Fibern, mit ſeinem furchtbewegten Gemüthe, mit ſeiner reinen, frommen, andachtglühenden Seele, mit ſeinem Herzen voll der flammendſten Liebe, das ſchöne, angebetete Geſchlecht könnte Verbrechen, und ſo ſchauderhafte Verbrechen begehen?

So frage ich mich, und vor die Seele treten mir das herrliche Klärchen in Göthes Egmont und Gretchen in Göthes Fauſt, Die reizenden Lichtgeſtalten wollen den finſtern Schatten, der auf ihrem Geſchlechte ruht, erhellen. Ihr, liebliche Freundinnen, ſucht die Dichter und Liebenden auf, zu einer anderen Stunde erwarte ich euch; dann ſollt ihr mich lehren, wiederum an die Göttlichkeit des Weibes glauben.

Das nüchterne Auge des Naturforſchers und Pſychologen iſt gewöhnt, den ernſten Blick immer hinter das Kaleidoscop der Fantaſie zu werfen, und kennt keine Nebelgebilde außer denen, welche die Dämpfe bilden, es ſucht die Wahrheit, und dieſe muß, wo möglich, Structur, Faſern, Zellen zeigen, und wo das Mikroscop nichts mehr zu vergrößern findet, dort hört ihm die Wahrheit auf.

Es giebt kaum eine Art des Laſters und Verbrechens, welche nicht auch von einem Weibe verübt worden wäre, und keineswegs iſt der Mord die ſeltenſte davon. Freilich darf man hierbei nicht

überſehen, daß die Vertheilung der Anzahl von Verbrechen auf die einzelnen Völker, nach Maßgabe ihrer Körper- und Charaktereigenthümlichkeit wie ihres Bildungszuſtandes zu verſchiedenen Zeiten, auch verſchiedene Reſultate giebt.

Daher ſehen wir die größere Zahl mordluſtiger Frauen den ſüdlich gelegenen Ländern angehörig. Darin iſt ſich jedoch das Weib unter allen Zonen und in allen Verhältniſſen gleich, daß ihre ſchönſte Tugend, die Liebe, und ihr unbeſieglichſter Fehler, die Eitelkeit, die meiſten und grauſamſten Verbrechen veranlaßt hat, — die Liebe, weil ſie die Eiferſucht ſo ſchnell gebiert, die Eitelkeit, weil ſie Leib und Seele beherrſcht, und ſo leicht verletzlich iſt.

Nichts mag das Weib weniger verzeihen, als verſchmähte Liebe und gekränkte Eitelkeit.

Nicht der Zorn ſtraft den Verwegenen, denn zürnen wie der Mann vermag das Weib nicht; des Weib wüthet oder haßt. Im Manne wirkt der Zorn durch den ganzen Organismus, die materielle Kraft, die Muskelaction erhöhend, eine raſche und gewaltige That entſcheidet den Paroxismus, oder die plötzlich erwachende Ueberlegung; der verſtändige Wille bändigt den Aufruhr der Gefühle; der Mann verarbeitet den Zorn und bleibt ſein Meiſter.

Nicht ſo das Weib. — Was wir an ihm gewöhnlich den Zorn nennen, iſt es nicht; das Weib wird viel heftiger ergriffen und leidet mehr; das Nervenſyſtem iſt in ihm der ausſchließliche Träger des Affekts; daher ſehen wir das Weib erbleichen, erzittern, in Thränen ausbrechen, in Ohnmacht, in Krämpfe, in lebensgefährliche Krankheit fallen. In den ſtürmiſchen Augenblicken, in denen der Mann ſich geltend macht, tritt die große Paſſivität des Weibes am auffallendſten hervor.

Gefährlicher noch als die Wuth iſt ihr Haß, ſie wiſſen ihn ſo gut zu verbergen, weil ſie in der Verſtellung Meiſterinnen ſind und heimlich, wie ſie haſſen, wiſſen ſie ſich zu rächen, und zu dieſem Zwecke die ihrer Natur am meiſten entſprechenden Mittel und Wege mit großem Geſchick aufzufinden. Von einer raſchen augenblicklichen That hält ſie in der Regel die Klugheit

ab, und das natürliche Gefühl der Schwäche, von Vielen mit Unrecht Feigheit genannt. Feige kann nur der Mann sein — das Weib ist schwach. —

Der Mord hat für sie keineswegs so viel Furchtbares, als man gewöhnlich zu meinen pflegt; es ist häufig genug von ihnen, ja zuweilen nicht ohne eine Art von Wollust, verübt worden. Nur der Selbstmord ist ihnen schrecklich, was wir sehr natürlich finden.

Zum Selbstmord gehört, wenn man nicht etwa wahnsinnig ist, zum mindesten ein Entschluß, und Entschlüsse sind eben nicht Sache der Frauen. Sie fliehen jede Lebensgefahr; und würden sie wohl mit soviel Klugheit gegen das Leben Anderer verfahren, wenn sie nicht das eigene Leben schützen wollten? Ist aber ihre Lage einmal eine solche, aus welcher wir wohl den Mann durch Selbstmord sich retten sehn, dann pflegen sie doch lieber im bitteren Gram das Leben auszuweinen, oder sie fanden sonst für verschuldetes und erduldetes Mißgeschick lebend ein friedliches Grab in der strengen Klostereinsamkeit.

Weshalb das Weib, das rachedurstende, weder zum Erdrosseln, noch zur Keule und derlei gewaltigen Werkzeugen mehr, nicht zu greifen pflegt, bedarf wohl keines Wortes weiter. Aber auch die üblichen zierlicheren Waffen des Mannes fürchten sie, und vor Allen aus leicht erklärbaren Gründen das Schießgewehr.

Mit dem Gebrauche des Dolches haben sie sich noch am meisten befreundet. Im Allgemeinen ist es das Blutvergießen, was sie scheuen. Bis zur That ist ihr Muth so groß wie ihre Rache; aber der spritzende Blutstropfen macht sie erbeben. So groß aber auch der Abscheu des Weibes vor einer blutigen That ist, so fehlt es doch nicht an Beispielen eines Mordes durch weibliche Hand.

Die höchste geistige Erhebung über die Schwächen und Vorurtheile ihres Geschlechts, hervorgegangen aus der unerschütterlichen Ueberzeugung von der Reinheit und Nothwendigkeit der That, und der Muth dieser Ueberzeugung trieben einst eine Judith und Charlotte Corday, den scharfen Stahl in das Blut der

Tyrannen zu tauchen. Jene enthauptete Holofernes mit dem Schwerte, dieſe ſtieß das Meſſer in Marat's Bruſt. — —

Dagegen hat die Giftmiſcherei und der Mord durch Gift von jeher die zahlreichſten Anhängerinnen gefunden. Im grauеſten Alterthume finden wir die finſtere Kunſt der Giftmiſcherei, verbunden mit der Heilkunde in der Form von Zauberei mit Geſchick von Frauen, und beſonders von Prieſterinnen geübt.

Die rohen Elemente einer Heil- und Arzneikunde werden mit Eifer von ihnen gepflegt, ſie kannten und ſuchten die Kräuter, bereiteten Tränke daraus, bald bezaubernder, bald heilender Natur, Salben und derlei, wobei der Aberglaube und Myſtizismus freilich große Rollen ſpielten.

Bekannt iſt, wie ſtark die Alten und ihre Frauen in der Bereitung und Darreichung der Liebestränke waren. Die Wirkungen, welche ſie davon erwarteten, entſprechen allerdings denjenigen, welche wir noch heute gewiſſen Giftpflanzen, wie z. B. dem Samen des Stechapfels beilegen; dieſe Tränke waren alſo nicht anderer als giftiger Natur.

Die ſogenannten Bezauberungen und Beherungen der Menſchen und Thiere, deren man ausſchließlich alte Weiber beſchuldigte, mögen auch nur wohl bald niedere, bald höhere Grade der Vergiftung geweſen ſein. Jemehr ſich jene Weiber in ein geheimnißvolles Weſen hüllten, deſto leichter mußte bei dem blinden Volkshaufen der Glaube Eingang finden, ſie ſeien Verbündete dämoniſcher Geiſter, ja des Teufels ſelbſt, daher ſie eben ſo ſehr gefürchtet als verfolgt wurden.

So ſpuken denn in alten und neuen Romanen, und heute noch im Hirne des niederen Volks alte Weiber als Hexen und Zauberinnen geheimnißvoll umher, bald heilend, bald giftmiſchend, jenachdem man ſich ihre Gnade oder Ungnade erworben hat. Auch Göthe ermangelte nicht, den uralten Brauch zu ehren, und in dem Höllenlaboratorium des Teufels ein altes Weib an den chemiſchen Rührkeſſel zu ſtellen.

Müſſen wir auch Manches, wie es uns in den Schriften des Alterthums erzählt wird, für Fabeln gelten laſſen, ſo beweiſt,

was übrig bleibt, hinlänglich genug die genaue Bekanntſchaft der Alten mit dieſem Gegenſtande.

Wir leſen, wie Medea, die aus dem Argonautenzuge bekannte Prieſterin, die Hekate, die mächtige Beſchützerin der finſtern Kunſt, anfleht, ihr bei Bereitung der Zaubertränke beizuſtehn. Die ſchöne Zauberin Circe verwandelt die Gefährten des Odyſſeus in die unſauberſte Sorte von Hausthieren. Dijanira ſandte ihrem Geliebten Herkules ein vergiftetes Gewand. Cleopatra ließ Sklaven vergiften, um die Wirkung ihrer Gifte zu verſuchen. Agrippina vergiftete den Kaiſer Claudius mit Hülfe der berüchtigten Giftmiſcherin Locuſta. Auch Mabilin war gleichberüchtigt im Giftmiſchen. In Rom beſtand zur Zeit der Conſuln V. Flaccus und Marcellus gar eine Geſellſchaft der vornehmſten Frauen, die Gifte bereiteten und Viele umbrachten, bis eine in das Geheimniß eingeweihte Sklavin ihre Verrätherin ward.

Bei allen Völkern findet man die Weiber in dem Rufe, Kenntniß wirkſamer Heilmittel und Gifte zu beſitzen; und allerdings mag die genaue Kenntniß derſelben, die ſtete Beſchäftigung damit und vor allem die damals wenigſtens verbürgtere Sicherheit vor Entdeckung es wohl erklären, wie allmälig die Begierde, ſolche zu eigenem Vortheil zu benutzen, geweckt werden könne, zumal wenn die weiblich böſen Prinzipe, die Eitelkeit, der Neid, die Eiferſucht, der Haß Befriedigung hoffen durften.

Es iſt aber auch in der That der weiblichen Individualität nichts zuſagender, als dieſer heimliche Weg, auf dem ſie, hülfreich unterſtützt durch die ihnen vorzugsweiſe eigenen angeborenen Talente der Liſt und Verſtellung, das Opfer ihrer ſchändlichen Begierden nicht ſicherer verfolgen können. Wer hätte nicht einmal Gelegenheit gefunden, die Verſtellungskunſt der Frauen kennen zu lernen! Wie vortrefflich gelingt es ihnen, nachgiebig zu ſcheinen, wenn ſie etwas durchſetzen wollen; wie freundlich wiſſen ſie zu lachen, zu ſcherzen, wenn es gilt die Wuth, die Eiferſucht zu verbergen; wie natürlich malen ſie das Leiden einer Krankheit, wenn der widerſpenſtige Ehemann gebeugt werden ſoll.

Und — die Liſt? Sie hat ja den erſten Mann verführt, und wie Bibel und Theologen ſagen, iſt alles Unheil, was über

die Welt gekommen, von einem Weibe ausgegangen. Die Liſt kann Alles, ſie weiß zu ſchmeicheln, zu verführen, zu bitten, zu dulden, zu entſagen; ſie giebt ſich den heiligſten Gefühlen hin, und indem ſie an dem Glücke der Kinder-, Eltern- und Gattenliebe ſich zu weiden ſcheint, und entrüſtet den Fluch des Himmels auf jeden Verbrecher oder den Segen Gottes auf Freund und Feind herabfleht, reifen in der Bruſt die furchtbarſten Pläne der That entgegen.

Deshalb iſt die Rache des Weibes ſo gefährlich, weil ſie mit der Liſt heimtückiſch Hand in Hand geht; *deshalb liebt das Weib das heimtückiſche Gift.*

Es läßt ſich an dem Buſen des furchtloſen Geliebten und Freundes, dem man ſcherzend noch einmal zutrinkt, in dem geheiligten Weine des Abendmahls, in der geheiligten Hoſtie bequem und ſicher reichen. Beim Spiel, beim fröhlichen Mahl, in dem weingefüllten Becher, den die ſorgloſe Freude jubelnd zu den Lippen führt, in dem letzten Nachttrunk, den dir die treueſte Liebe zu reichen ſcheint — auf tauſend Wegen findet das Gift den Weg in's Blut.

Und wie heimlich die Wirkung! Das Opfer geht und lebt noch, den ſichern Tod in ſich, kein Blutstropfen wird vergoſſen; du ſiehſt nicht einmal ſeinen Todeskampf, du darfſt nicht erbleichen, nicht hören den letzten Fluch oder das letzte Gebet des nichts ahnenden Sterbenden! Wer erräth's? — Er ſtarb — an einer Krankheit. Wie ſie heiße, das wußte ehedem gar oft nur der Mörder und Gott. So ſchön und verborgen hat es zwar nicht immer in der Geſchichte gewirkt, und liegt zum Glück auch nicht in der Natur eines jeden Giftes, aber doch oft genug.

Von einem ſolchen Giftmorde, durch Weibeshand verübt, will ich erzählen: der Fall kam zur criminalgerichtlichen Unterſuchung, nicht aber zur Entſcheidung; ich erzähle ihn, wie er ſich nach den gepflogenen Verhandlungen darſtellte.

In einer kleinen deutſchen Reſidenzſtadt — der Name kam nur einmal in dem Vortrage des Staatsanwalts vor, und ich habe ihn vergeſſen — lebte ein armer Paſtellmaler mit Weib und

zwei Kindern, deſſen Kunſt nach Brod ging. In ſeinem einſamen Dachſtübchen ſaß er einſam vor der Malerſtaffelei, mit den Farbenſtiften die letzten Striche auf das Papier bringend.

Nun keinen Strich mehr! begann er, den Farbenſtift unſanft auf den Tiſch werfend und das Portrait, das er beendet, mit ſeinen Blicken meſſend.

Iſt der Herr Geheimrath, fuhr er gleich darauf fort, jetzt noch nicht zufrieden und lebt noch dem Wahne, es ſei ſeiner pockennarbigen Fratze noch immer zu wenig geſchehn, ſo zerreiße ich das Konterfei vor ſeinen Augen in tauſend Fetzen, und werfe ſie ihm vor die Füße. Geduld, dein Name iſt — Portraitmaler!

Da trat des alten Malers Ehehälfte hinein.

Der Herr Geheimrath, begann ſie, ſchickt ſo eben den Bedienten: ihn verlange nach dem Portrait.

Morgen früh trage ich's hinaus, das ſage dem Bedienten! entgegnete der Maler in auffahrendem Tone.

Immer der alte Murrkopf! begann Margreth, ſeine Frau. Geh' doch gleich hin! ihn verlangt darnach, und wir nach dem Honorar.

Murrkopf und immer Murrkopf! dazu machen mich geckenhafte Kunden, eine alberne Dirne und ein noch alberneres Weib.

Allerliebſte Ehrentitel theilſt du aus: die Kunden, von denen du lebſt, ſind die Gecken, deine Tochter und deine Frau, die dich lieben, ſind dir albern und —

Ja, ja, und abermals ja und nochmals ja, rief der Alte. Und ſagt man's grade heraus, wie's wahr und Einem um's Herz iſt, ſo iſt man ein alter Murrkopf. Doch — beſſer ein Murrkopf, als gar kein Kopf oder ein Lammskopf. Wenn ich allen eueren Albernheiten zuſtimmte, das wäre recht nach eurem Sinne. Ihr habt euch tolle Grillen, albernen Schnack in den Kopf geſetzt, und laßt ſie euch nicht austreiben, ich mag thun und ſagen, was ich will.

Und um nur gleich auf den alten Hammel zu kommen, fuhr er fort, mit haſtigen Schritten die Stube auf- und abmeſſend — anderes Städtchen, anderes Mädchen! das iſt Studenten- und Soldaten-Lebensgrundſatz, wahr wie das Einmaleins und ſicher

wie der Tod. Und nun gar noch ein Herr von ſechszehn Ahnen und eines armen Portraitmalers Dirne! Die paſſen zuſammen wie Teufelsdreck und ewige Seligkeit, wie Höllenſchwefel und Engelslächeln, wie des Teufels Klumpfuß zu einem Madonnenbilde. Doch, was wißt ihr, was ſich zuſammen paßt!

Nun — ein Herr von Adel und eines Künſtlers Tochter, fiel Margreth ein.

Künſtlerstochter — hahaha, grinzte der Alte. Nenne das Ding bei ſeinem rechten Namen! Portraitkleckſer! Paſtellkreidner! der vom frühen Morgen bis ſpäten Abend um's liebe Brod ſchwitzt, wenn er eine Beſtellung hat, und vom Morgen bis Abend faullenzt, wenn ihn Niemand „mit werthen Aufträgen erfreut," der von altem Fette leben ſoll, das er nicht hat. Die Kunſt, die alſo nach Brod ringt, iſt ein armſelig Ding; das Handwerk hat einen goldenen Boden, ſolche Kunſt aber nicht einmal einen bleiernen. —

Und ihr, fuhr er nach kurzer Pauſe fort, habt euch ſolche Marotten in den Kopf geſetzt, habt Luftſchlöſſer gebaut, Seifenblaſen geblaſen wider meinen Sinn und Willen. Wie ging's Nachbars Lene mit dem reichen Herrn aus Kurland? Aus den Augen, aus dem Sinn. Und daß ihr's nur wißt, kommt mir der Junker über die Schwelle, wagt er's, ſo zeige ich ihm, wo der Zimmermann das Loch für ihn gelaſſen. Verſtanden?

Und damit griff er nach Hut und Stock und rannte hinaus.

Nur zu bald ſollte ſich die Gelegenheit darbieten, wo der alte Maler dem jungen Herrn, der „ein Liebesauge auf ſeine Tochter geworfen," das „Loch, welches der Zimmermann gelaſſen," zeigen ſollte. Es kam dabei zu einem blutigen Auftritte; Polizei und Gericht miſchten ſich in's Spiel, und weil ſich ermittelte, daß der Alte in ſeinem väterlichen Eifer ſich ſo weit vergeſſen, daß er dem Anbeter ſeiner Tochter aufgelauert, ſo wurde er zu zweijähriger Haft verurtheilt.

Mit dieſem harten Urtheilsſpruche trat das Unglück in ſeiner ſchreckhafteſten Geſtalt in die Dachkammerwohnung der Malerfamilie und ſchlug darin ſeinen Wohnſitz auf. Der Ernährer, auf zwei Jahre zum Wolleſpinnen verdammt, die Mutter von

diesem grausen Schlage des Schicksals auf das Krankenlager geworfen, kein Brod im Schranke, keine Unterstützung, keine Hülfe, keine Aussicht zur Besserung — das war das lebende Bild des Jammers auf jener Dachstube.

Mignon, die Tochter, mühte sich vergeblich schon mehrere Tage um Arbeit, um also einige Heller zur Beschaffung des nöthigen Unterhalts zu verdienen; aber vergeblich.

Die Mutter krank, ohne Labetrunk, ohne Arznei, in heißer Fiebergluth sich auf dem harten Lager wälzend, und sie trotz aller Bemühungen nicht im Stande, ihre hülflose Lage zu erleichtern — das war mehr als Kindesliebe zu tragen vermochte.

Eine Seiltänzergesellschaft gab auf einem Platze in der Nähe der Wohnung der armen Familie des Portraitmalers in einer Bude ihre Kunststücke zur Schau. Ausgeschmückt und hellerleuchtet lockte Musik die schaulustige Menge hinein. Mignon kam eines Abends trostlos des Weges. Da durchblitzte sie urplötzlich ein Gedanke, ein Gedanke zur Rettung ihrer Mutter. — Aber, wie ihn ausführen? —

Seit die Seiltänzergesellschaft in der Residenz ihre Vorstellungen begonnen, ließ sich in den Straßen häufig theils allein, theils in Gemeinschaft und Verkehr mit mehreren männlichen Gliedern derselben eine auffallende Gestalt sehen und fleißig Bierschenken und Tabagien besuchen. Monsieur Bontemps nannte sich der Fremde, nach Wesen und Sprache ein Franzose, ein wahrhaftes Spitzbubengesicht mit stechenden Augen, tiefgefurchten, scharfen Zügen und gelbbleicher Leichengesichtsfarbe. Er schien in den Fünfziger Jahren zu stehen, trug auf dem greisbehaarten Schädel eine Fuchspelzmütze mit gewaltiger Goldtroddel. Ein kurzer, dicker Zopf hing bis auf den schweren Sammetkragen seines fadenscheinigen Rockes hinab; ein greiser, buschiger Schnauzbart starrte struppig unter der scharf- und hochgebogenen Nase, und vom rechten Mundwinkel zog sich bis auf den hervorspringenden Backenknochen hinauf eine starke Wundnarbe; eine behaarte Warze unter dem linken Auge vollendete diese außergewöhnliche Physiognomie. Obenein fehlte an der rechten Hand ihm der Zeige- und Mittelfinger, so daß er, was häufig geschah, aus seiner Muschel-

dose die Tabacksprise mit dem Daumen und Ringfinger nehmen mußte. Auch wollte es Manchem bedünken, als sei es mit dem linken Arme des geheimnißvollen Fremden auch nicht ganz richtig, denn es schien, statt eines Armes von Mark, Fleisch und Bein ein künstlicher zu sein.

Darüber, was er sei und trieb, herrschte ein tiefes Dunkel. Gar fleißig besuchte er jene Schenken, wo Bierseidel und Schnapsgläser gehandhabt wurden; da nahm er Platz in der Mitte eines Tisches und gaukelte, über alle Maßen beredt, den anwesenden Gästen einen wahren Irrwischdunst vor. Und sah man ihn dort also sitzen, so kam gar Manchem der Gedanke: der Himmel mag wissen, was der Kerl für ein Metier in seinen jüngeren Jahren getrieben habe, und welches er gegenwärtig noch treibe. Was und wo er auch immer gewesen sein mochte, da hatte es hart hergegangen; denn Arm und Finger büßt ein ruhiger Bürger nur selten ein; er mußte ein unruhiges und gefährliches Leben durchgemacht haben.

Und wirklich war's also. —

Pontemps war ein alter raffinirter Sünder. Mit Polizei, Schwurgericht und Kerker von Jugend auf in fortwährender Berührung, war er zuletzt den Galeeren entlaufen. In Frankreich [illegible] er auf deutschem Boden unter verschiedenen Masken eine Zufluchtsstätte gefunden, und fristete das Leben durch Lug und Trug jeglicher Art, bis er später auch mit deutschen Zuchthäusern genaue Bekanntschaft zu machen verurtheilt wurde. Wie schlau und listig er auch zu Werke ging, sich lange Zeit hindurch der Aufmerksamkeit der deutschen Polizeibehörden zu entziehen.

Sein falscher Paß, der ihn lange gesichert, ward später sein Verräther; und als man ihm die zweifarbige deutsche Zuchthausjacke endlich anzog, fand man auf seinem rechten Schulterblatte eingebrannt die Buchstaben: T. F.*) Gegenwärtig noch den

---

*) Travaux forcés, Zwangsarbeit. Den zur Galeere verurtheilten Verbrechern in Frankreich wird vor ihrer Abführung ein Brandmark mit obigen Buchstaben eingebrannt.

Augen der Polizei auf deutſchem Boden entgangen, führte er ein freies Leben in Reſidenzen wie auf Dörfern zur Markt- und Kirchmeßzeit. —

Mignons Gedanke, der ſie ganz erfüllte, war ein Schritt, der zur Linderung der unſeligen Lage führen ſollte, worin ihre an's Krankenlager gefeſſelte Mutter und mit ihr zugleich ihr kleiner unmündiger Bruder durch die Verurtheilung des Ernährers zu zweijähriger Haft urplötzlich verſetzt worden. Sie weilte am Eingange der Seiltänzerbude, unvermögend vorwärts zu ſchreiten; ihr Auge war auf den Mohren gerichtet, der in weißem Anzuge auf einer kleinen bretternen Erhöhung ſtand, und die zahlreich davorſtehende gaffende Menge mit leeren Späßen und ſtehenden Witzen anlockte. Seitwärts des lachenden Menſchenhaufens ſtand Mignon da, ſinnend, ernſten Geſichts, unbekümmert um die Worte des ſchwarzen Lockvogels.

Da trat der Franzoſe mit der Fuchspelzmütze hinter der bunten Gardine, welche den Eingang zur Bude bedeckte, hervor, und ließ ſeine Augen über die Menſchenmenge ſchweifen. Sein Blick traf das zur Seite ſtehende Mägdlein, deſſen anmuthreiche Züge ſeine Aufmerkſamkeit deſto ſtärker feſſelten, je länger er ſie betrachtete.

Mignon hatte ſchon längere Zeit vor der Bude geweilt, als ſie wie aus einem Traume erwachte und an ihrer Seite ſtehend den Fremden mit der Fuchspelzmütze erblickte.

Scheint dir zu gefallen, redete er ſie in gebrochenem Deutſch an.

Mignon ſtutzte und ward glührоth.

Haſt Luſt, auch auf dem Seile zu tanzen? fragte er.

Wie ein Blitz fuhren die Worte in ihr Ohr, und ſchüchtern erwiderte ſie, daß ſie nicht abgeneigt ſei, den Seiltanz zu lernen; denn — das grade war der Gedanke, der ihre Seele zur Rettung ihrer Mutter erfüllte.

Sie hatte gehört, daß dergleichen Engagements häufiger vorkämen, daß, wenn man bei einer ſolchen Seiltänzergeſellſchaft einträte, man ein Handgeld und außerdem eine Summe Geldes erhalte. Beide ſollten ihr als Beitrag zur Unterſtützung ihrer Mutter dienen.

Eh bien! entgegnete der Franzose. Du bist noch jung und lernfähig zur Kunst des Seiltanzes; du kannst gute Fortschritte und dein Glück machen.

Tritt mit mir in die Bude; lud Bontemps nach kurzer Pause ein, und sieh dir's mit eigenen Augen an, damit du weißt, was man von dir fordert. Stufenweise übt und lernt man die Kunst, erst auf dem ausgebreiteten Teppich am Boden, darauf den Stelzentanz, über bloße Degen springen und beim Schall der Castagnetten tanzen, dann beginnen die Versuche auf dem Seile. —

Unter diesen Worten war die Bude erreicht. Beide traten beim Beginn der Arbeiten auf dem türkischen Shawl am Boden, und als der Stelzentanz seinen Anfang nahm, erklärte sich Mignon zum Eintritt in die Gesellschaft bereit, deren Unternehmer in der Seitengarderobe, worin Mignon von Bontemps geführt ward, sie mit forschendem Blicke musterte, ihr zehn Thaler Handgeld zusicherte und zahlte.

Zehn Thaler! welche Summe für Mignon! Noch nie hatte sie zehn blinkende Thalerstücke in Händen gehabt! Welche Freude! welch' Entzücken! Wie pochte ihr Herz im Vorgefühl der kindlichen Wonne, den blanken Schatz der armen, kranken Mutter alsbald einhändigen zu können.

Sie verließ die Bude, von Bontemps begleitet, dem sie ihr ganzes volles Herz ausschüttete, das mit noch volleren Schlägen pochte, als er ihr mittheilte, daß sie auch einen Antheil an dem monatlichen Trinkgeld von einigen Thalern erhalten würde, zu dem, sobald sie Einiges leisten und öffentlich auftreten könne, sich schon eine kleine Monatsgage zugesellen werde.

Wer war glücklicher als Mignon bei der so nahen Aussicht, in nicht gar langer Zeit, die Stütze ihrer unglücklichen Mutter werden und ihr schon heute den ersten Segen bringen zu können.

Das Haus, worin Mignons Familie ihre ärmliche Dachstube bewohnte, war erreicht. Es war verabredet, daß sie schon anderen Tages eintreten und ihre Uebungen beginnen solle, um sobald als möglich auftreten zu können.

Und indem sie ihren Eintritt auf Morgen früh 9 Uhr ankündigte, schied sie von Bontemps. —

Die Treppen bis zum Dachſtuhl hinaufeilen, die Thür der Manſarde aufreißen, der um Mignons langes Ausbleiben beſorgten Mutter die zehn Thaler in die Hand drücken, dazu bedurfte es weniger Augenblicke; bald darauf haſtig hinunter rennen, die nothwendigſten Bedürfniſſe für Abend und anderen Tag einkaufen, dazu waren kaum einige Minuten mehr erforderlich.

Der Abendtiſch war bald gedeckt, und zum erſtenmale nach längerer Zeit erhoben ſich die Glieder der gedrängten Familie vollkommen geſättigt von demſelben. Das ärmliche Lager nahm ſie alsbald auf, laut dankten ſie dem Himmel, und tiefer ruhiger Schlummer ſenkte ſich alsbald auf ſie herab.

Aber Mignons Schlummer währte nicht lange, ſchon längſt hatte ſie in wachem Zuſtande zugebracht, als die Mitternachtsſtunde vom nahen Kirchthurme herabdröhnte. Es galt, die Mutter von ihrem ſie alle augenblicklich rettenden Schritte in Kenntniß zu ſetzen, indem ſie geſtern auf ihre Frage, wie ſie zu dem Gelde gekommen, ausgewichen war, und ihr die Beantwortung auf den andern Tag zugeſichert hatte.

Das war die Urſache ihres kurzen Schlummers, der Grund ihrer Schlafloſigkeit.

Wie ſollte ſie ihr ſchonend beibringen, was ſie gethan zu ihrer Rettung? denn ſie wußte zum voraus, daß ſie jenem Schritte nicht beiſtimmen, daß ſie dieſe Wahl ihres Lebensberufs nicht billigen werde.

Sie ward indeß ruhiger, als der Gedanke in ihr wach geworden, der Mutter zu ſagen, ſie habe für die Dauer der Anweſenheit der Seiltänzergeſellſchaft übernommen, ihr als Laufmädchen zur Hand zu gehen.

So brach denn der Tag herein, die Mutter erwachte; ſie traf Mignon bereits am Fenſter ſitzend, mit einer weiblichen Handarbeit beſchäftigt, und billigte ihren Schritt, wie ſie ihr, in der eben vorgetragenen Weiſe, denſelben mittheilte.

Unterdeß rückte die beſtimmte Stunde heran, mit welcher Mignons neue Thätigkeit beginnen ſollte. Sie unterdrückte die Thräne im Auge und ſchied von der Mutter.

Bontemps empfing ſie am Eingange der Bude und übergab ſie ihrem beſtimmten Lehrmeiſter, einem alten Italiener, Norello

mit Namen. Mit Eifer und Ausdauer betrat sie die neue schwierige Bahn; nach wenigen Tagen schon bezeigte ihr der Unternehmer seine Zufriedenheit mit ihren Leistungen.

Wer war glücklicher als Mignon über ihre nicht geahnten Fortschritte! Schon gelangen ihr mehrere Tänze auf Stelzen; nicht minder gelungen wurden mehrere Saltos von ihr ausgeführt; dabei erwarb sie sich die Liebe aller ihrer Kunstverwandten, und bald war sie soweit fortgeschritten, daß ihr erstes öffentliches Auftreten für die erste Vorstellung, womit der Cyclus der Schauvorstellungen in .... eröffnet werden sollte, bestimmt wurde. —

Immer näher rückte unterdessen der Tag der letzten Vorstellung der Seiltänzergesellschaft, mit ihm die Zeit der Trennung Mignons von ihrer Mutter, welche davon Nichts ahnte, weil sie im Glauben stand, ihre Tochter habe sich nur für die Zeit der Anwesenheit der Gesellschaft zu Dienstleistungen verpflichtet, während sie in ihren akrobatischen Versuchen bereits zu Tanzübungen auf dem straffen Seile vorgeschritten war, und mit seltener Sicherheit schon die schwierigsten Saltos vor- und rückwärts auszuführen verstand. Der Direktor war erstaunt über ihre Leistungen, und Mignon erntete neben dem Lobe aus seinem Munde zur Aufmunterung auch klingendes Lob.

Das sparte sie bis auf Heller und Pfenning in kindlicher Liebe für die Mutter auf, um es ihr am verhängnißvollen Trennungstage einzuhändigen.

Endlich war der Tag da. Mit blutendem Herzen entdeckte sich Mignon der arglosen Mutter. Es war eine herzzerreißende Scene. Mignon trat ihre Kunstfahrt an, und erntete bei ihrem ersten Debüt angemessenen Beifall, dem der Direktor außerdem nicht nur anerkennend beitrat, sondern ihr schon gleich eine angemessene Monatsgage zufließen ließ.

Dadurch ward Mignon in den Stand gesetzt, fortdauernd ihrer Mutter reichliche Unterstützung angedeihen zu lassen, selbst dann noch, als sie sich nach einigen Monaten mit einem der ersten Acteure der Gesellschaft ehelich verband, den sie indeß nach Jahresfrist in Folge eines verhängnißvollen Sturzes vom Seile urplötzlich verlor.

Alſo ward Mignon eine frühe Wittwe, der die Sorge für ihr kleines Kind — Louiſon mit Namen — nunmehr allein anheimfiel.

Unterdeſſen hatte der Direktor mit ſeinem akrobatiſchen Künſtlerperſonal auch noch eine berühmte Kunſtreitergeſellſchaft vereinigt, und Mignon ließ es ſich angelegen ſein, auch auf dem Sattel ſich zu verſuchen. Sie war in dieſem neuen Kunſtgenre nicht minder glücklich, und gehörte ſchon nach Jahresfriſt zu den ausgezeichnetſten Gliedern. —

Der Direktor hatte mit ſeiner Kunſtreitergeſellſchaft unterdeſſen die größeren Städte Europas beſucht, und überall reichen Beifall eingeerntet. Beſonders war es Mignon, welche durch ihre ausgezeichneten Leiſtungen überall Alles zur Bewunderung mit ſich fortriß. Ihr Ruf war von England über den Ocean gedrungen, und der Direktor einer in den großen Städten Nord-Amerikas Vorſtellungen gebenden Geſellſchaft lud ſie zu Gaſtvorſtellungen gegen ein anſehnliches Honorar ein.

Sie folgte dem Rufe. Mit einem amerikaniſchen Dampfer fuhr ſie in glücklicher Fahrt, begünſtigt von Wind und Wetter, hinüber, nicht ahnend, welche Tage ſie dort durchleben, wie das Schickſal ſie zum Spielballe wechſelnder Lebensgeſtaltungen auserſehen würde.

Zehn Jahre waren während deſſen von der Zeit an, wo ſie zuerſt von Bontemps für die Seiltänzergeſellſchaft engagirt worden, verfloſſen bis zu dem Tage, wo ſie zuerſt den Boden jenſeits des Oceans betrat. Der Direktor nahm im Hafen New-Yorks die ſehnlichſt erwartete Künſtlerin in Empfang.

Alle Zeitungen und Blätter New-Yorks verkündeten alsbald mit amerikaniſchem Humbug die Ankunft Mignons in derſelben Weiſe, wie in unſeren Tagen das Erſcheinen der Lind und Sontag der großen Weltſtadt annoncirt wurde. Schon nach der Vorſtellung ſchwärmte die Weltſtadt für ſie, und in dichten Schaaren pilgerte man allabendlich zur beſtimmten Stunde zum großen Cirkus, woſelbſt Mignon auftrat, in ſtets geſteigerter Zahl hin, denn ihre Leiſtungen übertrafen Alles, was man in dieſem ſogenannten Kunſtgenre bisher in New-York geſehen hatte. Als

Gefeierte des Tages galt „Demoiselle Mignon," die „genialste Künstlerin" der Gesellschaft. Schön wie Venus, reizend in ihren Attitüden auf dem Sattel, kühne Reiterin — fesselte sie Alle, obwohl sie nicht mehr im jugendlichsten Mädchenalter, sondern schon näher den Dreißigern stand, aber der Zauber ihrer Bewegungen, die Anmuth ihrer Leistungen, gepaart mit männlicher Verwegenheit, rissen Alle zur Bewunderung hin, und nicht enden wollender Applaus der stets zahlreichen Versammlung rollte bei ihrem jedesmaligen Auf- und Abtreten schier donnerähnlich durch die weiten Räume des magisch erleuchteten und feenhaft decorirten Lokals. — —

In ihrem Chambre garni im Gasthofe, der neben dem Cirkus lag, saß sie — es war Morgens gegen neun Uhr — auf dem Sopha im geschmackvollen Negligée, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt, zu ihren Füßen Louison, ihr Kind achtjährigen Alters, mit ihrer Puppe spielend. Mignons Familienverhältnisse gehörten zu den Coulissengeheimnissen; daß sie verheirathet gewesen, und unter dem Namen, den sie vor ihrer Verheirathung auf den Ankündigungszetteln geführt hatte, noch immer auftrat, wußte das Publikum nicht; was hat sich dasselbe auch um das Privatleben von Künstlern zu kümmern, obwohl seine Neugier sich stets die Erforschung desselben angelegen sein läßt? — Ihm steht für das Entrée, welches es an der Kasse zahlt, nur Besprechung der öffentlichen Leistungen zu; andere Kritik über Vorgänge im Haus und Leben der Mitglieder einer Gesellschaft von Schauspielern, Kunstreitern u. s. w., liegt außer seinem Bereiche.

Du wirst dich bald üben müssen, Louison! begann Mignon zu ihrem Kinde.

Gleich, Mama, will ich gehen, obgleich mir's heute Abend gut gelingen wird, auch ohne mich zu üben, versetzte die Kleine, denn schon gestern Morgen ging's ohne Fehler. Aber ich übe mich gern, damit das Publikum zufrieden ist mit mir.

Meinst du, Louison? — Und ist man denn mit dir zufrieden? —

Hat mir das Publikum nicht Beifall zugeklatscht, Mama? — Ha! — welche Lust, hoch auf meinem Pferdchen im Fluge dahinbrausend, gefolgt von den Blicken der Tausende, und belohnt

durch ſtürmiſchen Bravoruf und ſchallendem Händegeklatſch! Um ſolchen Genuß übt man ſich gern und läßt ſich keine Mühe verdrießen.

Ich will jetzt gehen, Mama, ſprach ſie bald darauf, die Puppe auf das Sopha legend; aber — mein ſchönſtes Koſtüm, das neue, goldſchimmernde muß ich heute tragen.

Das ſollſt du; die Garderobiere war eben hier und ich habe es ihr mitgegeben. —

Da trat der Stalldiener Jean, die Reitpeitſche in der Hand, ein.

Demoiſelle Mignon, der Stallmeiſter läßt fragen, ob Sie ſich heute Abend auf den Grauſchimmeln produziren wollen, begann er.

Das muß der Stallmeiſter *ohne* Frage wiſſen, da es ſich von ſelbſt verſteht.

Und dann läßt er fragen, ob Sie heute Morgen üben wollen?

Das weiß ich ſelbſt noch nicht, es iſt noch früh am Tage.

Zehn hat's geſchlagen.

Ich will ſehen, habe ich Luſt, ſo komme ich gegen Elf.

Ich gehe mit dir, Jean, ſagte Louiſon. Hole mir den kleinen Braunen heraus und führe ihn in die Reitbahn. Adieu, Mama!

Adieu, Louiſon! Sei nicht zu verwegen!

Beide verließen, Louiſon an Jean's Hand, das Zimmer.

Die kleine Beifallsſüchtige! ſprach Mignon, ihr nachſehend. Ging es mir anders? — Die Kunſt geht nach Brod oder nach Beifall, fuhr ſie kurz darauf fort, ihre Handarbeit bei Seite legend und vom Sopha ſich erhebend. — Wohl ihr, wenn ſie nach Letzterem geht. Zwar iſt's ein Ziel, ſchwer zu erjagen; doch hat man's einmal erreicht, glückt es der Magnetnadel, die ewig nach *einer* Richtung blickt. Und dennoch iſt der Beifall eine Eintagsfliege, eine Mücke, die um's flackernde Kerzenlicht ſchwärmt, bis ſie den Feuertod in der Flamme findet. — Armſeliges Loos, von der Gunſt des Publikums leben, dieſes vielköpfigen Ungeheuers, das veränderlicher, wechſelnder iſt als Wind und Wetter. O, daß auch ich dazu geboren, dazu verdammt bin, von

den Launen und Leidenſchaften dieſes Chamäleons abzuhängen. Und doch iſt die Anerkennung meines Strebens, die mir wird, der lindernde Balſam für die Wunden, die mir das Leben mit harter Hand ſchonungslos geſchlagen, die es mir noch ſchlägt. Ich kann daher nicht gleichgültig dagegen ſein, wie flüchtig, wie ſchnell verhallend der Beifall auch iſt, denn er lebt und ſtirbt mit der Sekunde.

Es klopft an die Thür. Auf Mignon's Herein! tritt Herr Smith, einer der älteren Faſhionables New-Yorks ein, mit Verbeugung und Gruß, und greift nach Mignon's Hand, ſie zu küſſen.

Herr Smith, ſpricht ſie, die Hand zurückziehend.

Sie entziehen mir Ihre Hand, die Roſſe bändigende? fragte der Eingetretene. Nun — ein Blick Ihres Augenpaars feſſelt noch gewaltiger; er hat bewältigende Kraft und übt unwiderſtehbare Zaubergewalt.

Sie, Hochtrabender! entgegnete Mignon. Ich könnte Ihre Worte für Gott weiß was halten, wäre ich nicht daran gewöhnt. Es geht mir damit, fuhr ſie ſcherzenden Tones fort, wie dem Pferde mit den Schlägen der Reitpeitſche, es iſt daran gewöhnt.

O Sie, Schäkerin! verſetzte Jener; meine wohlmeinenden Worte mit Reitpeitſchenhieben zu vergleichen und ſich ſelbſt mit einem — ich mag das Wort nicht ausſprechen.

Sprechen Sie's nur immerhin aus, ſagen Sie's nur: mit einem Pferde. Die Reiterin und ihr Roß ſtehen ſich nicht ſo fern; ſie ſchämt ſich deſſelben nicht, und ein Vergleich zwiſchen ihr und ihrem Pferde liegt allzu nah. Doch genug des Scherzes! Nehmen Sie Platz! lud ſie ein, ſich auf's Sopha niederlaſſend.

Herr Smith nahm Platz an ihrer Seite.

Sie ſahen den Banquier Lone? fragte er.

Nein, heute nicht, zuletzt geſtern im Cirkus, lautete Mignons Antwort.

Ich ſprach ihn heute ſchon, verſetzte Herr Smith. Er iſt entzückt, er ſchwärmt für Sie wie ein zum erſtenmal liebender Jüngling ohne Schuld und Sünde; er vergöttert Sie, betet Sie an. Es iſt keine gewöhnliche Redensart, die ich gebrauche, kein

kaltes Kompliment, das durch tausendfältigen Gebrauch abgenutzt ist. Nein, Mignon, es ist Wahrheit, wahr, wie der Blick des Kindes, wenn es zur Mutter aufschaut und die Händchen nach ihr ausstreckt.

Ich kenne nur zu gut, fiel Mignon ernst ein, zu gut die Liebe eines Fashionable zu einer — Kunstreiterin. Es ist eine Saisonleidenschaft und endet mit dem Cyklus der Schauvorstellungen. Wird der Cirkus geschlossen, so ist auch diese Sorte von Liebe, von Vergötterung, von Anbetung zum Schlusse gebracht. Der Vorhang ist herabgelassen, die Forçe ausgespielt, und der Liebende sucht ein anderes Amusement.

Schöne Mignon — Sie irren oder Sie scherzen, denn Sie wissen, wie er für Sie glüht und brennt. Glauben Sie etwa, er sei ein Zwillings- und Glaubensbruder jenes Jesuiten, der etwa „zur Ehre Gottes und zum Segen der Kirche" die Liebe als ein Geschäft betrieb?

Ich verstehe Sie vielleicht nicht ganz, versetzte die Kunstreiterin. Die Liebe eines Fashionable ist in den meisten Fällen ein für ihn angenehmes, wenigstens Zeit und Langweile tödtendes Geschäft, und der Weihrauch, den er einer Kunstreiterin spendet, duftet nur ihm wohlgefällig. Für die „Angebete" ist dieser Cultus nur dann von Interesse, wenn sie ihn für sich auszubeuten weiß. Von dieser Seite werden weder Sie, noch der Banquier Tone mich kennen gelernt haben. Zu gefallen ist eine dem weiblichen Geschlecht gemeinsame Schwäche, und über diese hinaus wird Niemand mich einer anderen Schwachheit zu zeihen vermögen. Sollte Ihr Freund indeß dem Wahne leben, in mir ein anderes Interesse erweckt zu haben, so verpflichten Sie mich sehr, wenn Sie ihn unterrichten, daß dies ganz fern von mir ist. Ich habe für mich Nichts zu fürchten, möchte aber auch nicht selbst die unschuldige Mit-Ursache gewisser Metamorphosen sein, welche durch Verkennung meiner Situation ihm in seinem Ehe- und Familienleben eintreten könnten.

Sagen Sie das dem Bankier, schloß sie, rasch vom Sopha sich erhebend, und bitten Sie ihn in meinem Namen, mich von heute an zu meiden. Es geschieht, wie Sie sehen, nicht in meinem,

ſondern in ſeinem Intereſſe, da ich bei — larer Moral freie Hand hätte und keine Pflichten, die mir obliegen, verletzte. Augenblicklich ruft mich die Pflicht, die mir mein Engagement auferlegt: es iſt Zeit mich zur heutigen Vorſtellung zu üben.

Damit reichte ſie zur Reitgerte, die an der Wand hing.

Herr Smith, ganz überraſcht, entfernte ſich mit ſtummer Verbeugung.

Mignon warf den Lamaſhawl um die Schultern und ging zur Reitbahn.

Die ganze Stadt ſchwärmte für Mignon; Jedermann kannte die ſchöne Reiterin in dem Cirkus. Die Blätter ſprachen tagtäglich von ihr, von ihren ſchwarzen Augen, von ihrem dunklen Lockenhaar, von ihrem Wuchs, von ihrer Grazie auf dem Roſſe, von der Gewandtheit in ihrer Kunſt, von der Unvergleichlichkeit ihrer Attitüden, von dem Zauber ihres ganzen Weſens. Man mußte ſie ſehen, wie ſie vom Sattel auf den Sand der Reitbahn ſprang, wie ſie dahin flog, wie ſie ſich umkehrte, ſich beugte mit der Biegſamkeit einer Gerte, ſich mit einem Sprunge erhob und in dieſem Sprunge durch die Thür verſchwand.

Zu Roſſe — wie war Mignon ſo ſchön! ſchwebend zwiſchen Himmel und Erde, Arme und Schultern unverhüllt, dem Winde preisgegeben, den Schenkel ſichtbar, den Fuß im Atlasſchuh, leicht ruhend auf dem keuchenden Renner, der unter Trompetenwirbeln dahin ſchießt. Wie ein Blitz fährt ſie vorbei vor tauſend gaffenden Geſichtern, dumm vor Wonne und Bewunderung. Hier gilt's, wer mit dem Auge eine Falte ihres Kleides, eine Locke ihres Haares, den Umriß ihres Buſens oder ihrer vollen Hüften erfaßt. Sie entflieht immer raſcher, ſie entwicht dem beweglichſten Auge. Selbſt der Jubelruf, den ſie erregt, iſt verloren für ſie, ſie ſchwebt über die Menge wie ein Luftgeiſt, aber gleichgültig gegen alle Huldigungen, die zu ihren Füßen gleichſam verdampfen wie leere Weihrauchwolken. Senkt ſie zuweilen ihren Blick auf den Zuſchauerhaufen hernieder, der mit lautem Geſchrei und Händegeklatſch ihr Beifall zujauchzt und ſie bewundert, ſo erſchaut ſie Nichts, als einen weiten Kreis von Köpfen, verwirrt, gedrängt, in abgeſtuften

Reihen, bis ſie den ſie verfolgenden Blicken raſch vom Sattel ſpringend, ſich entreißt und enteilt.

Die Stadt New-York ſteht ſeit lange gleich vielen anderen großen Städten des europäiſchen Feſtlandes in dem Rufe, bei jeder, nur einigermaßen von den gewöhnlichen Vorkommniſſen abweichenden Erſcheinung, im Gebiete künſtleriſcher Leiſtungen, ſie mochte wahre Kunſtſchöpfung ſein oder dem Reiche der Kunſtfertigkeiten angehören, in Extaſe zu gerathen, die in ihrer zunehmenden Steigerung über alle Grenzen und Schranken des Kunſtgenuſſes hinausſchritt und ſich bis an's Lächerliche verlief.

Das Auftreten Mignons war nun eine ſolche Erſcheinung, welche auf die Bevölkerung derſelben in allen ihren Klaſſen und Schichten eine ſolche Einwirkung übte, und die ganze Einwohnerſchaft in fieberhafte Aufregung verſetzte. Man drängte ſich Kopf an Kopf zu dem Cirkus, der in ſeinem weiten, zauberhaft decorirten Raume, allen ſich Hineindrängenden nicht Platz gewährte.

Alſo überfüllt war der Cirkus auch am Abende des Tages, an deſſen Morgen Herr Smith bei der Kunſtreiterin Mignon ſeinen Beſuch abgeſtattet hatte, der mit jenem Auftritte endete, von dem unſere Leſer bereits Kunde erhalten haben. Die Verſammlung war äußerſt zahlreich, und eine Vorſtellung glänzender als die andere ließ den Beifallsrauſch der Zuſchauermenge nicht erkalten. Auch der Bankier und ſeine Gemahlin waren anweſend, als Letztere die Blicke des ganzen Cirkus dadurch auf ſich zog, daß ſie, während Mignon als Hebe den ganzen Zauber ihrer Anmuth und Kunſt vor dem begeiſterten Publikum entfaltete, urplötzlich ſich von ihrem Sitze erhob und raſch der Vorderreihe vorüberſchreitend, den Cirkus verließ. —

Im Kabinete der Gemahlin des Bankiers war's dunkel; auf den beiden ſilbernen Armleuchtern auf dem Magahonitiſche waren die Wachslichte tief herabgebrannt und ausgelöſcht. Die alte Kammerfrau derſelben trat ein, ein brennendes Licht und vier neue Wachskerzen in der Hand, um Letztere aufzuſtecken; der alte treue Diener James, ein lebendes Stück des alten Hausinventars, gleich der Kammerfrau, folgte ihr.

Ich ſag' Euch nochmals, begann James, die Vorſtellungen der Kunſtreitergeſellſchaft müßt Ihr ſehen; ſo etwas ſieht man nicht alle Tage. So lange New-York ſteht, hat ſie ſolche Kunſt in ihren Mauern nicht beherbergt. Die Geſellſchaft zählt Künſtler und Künſtlerinnen, welchen die Berühmteſten im Franconiſchen Cirkus zu Paris ſo fernſtehn, wie das Sonnenlicht Eurer Kerze da. Dieſe Gewandtheit und Grazie der Perſonen, dieſe Dreſſur der Pferde — nein, ſo Etwas iſt noch nie dageweſen. Die Pferde tanzen auf den Hinterbeinen mit Balletttänzern um die Wette; die Schimmelſtute, das vorzüglichſt dreſſirte Pferd, heißt denn auch — und das mit vollem Recht — Fanny, denn ſie iſt die Fanny Elsler unter den Roſſen. Und dann dieſe Kavalcaden, dieſe Kavalleriemanövres, alleſammt und ſonders mit einer Sicherheit ausgeführt, die zur Bewunderung hinreißt. Die kühnſte Reiterin, die Göttin zu Roß, iſt die Demoiſelle Mignon. Ich verſtehe nur, ſie als Reiterin zu beurtheilen, da ich früher Reitknecht geweſen; und da kann ich nur in den unermeßlichen Beifallsſturm einſtimmen, der ihr gezollt wird. Aber der Applaus reicht an das Unglaubliche, wenn ſie ihre Künſte, ihre Stellungen auf dem Pferde geendet hat; dann dröhnt der ganze weite Cirkus von Beifall wie Donner und Sturmgebrauſe zuſammen ohne Ende.

Es bangt mir um deinen Verſtand, James, ſagte Frau Brand. Die Kunſtreiterin bringt dich noch in's Narrenhaus. Ich rathe dir, deine Cents zu ſparen und nicht mehr hinzugehn; es iſt mein mütterlicher Rath.

Nicht mehr hingehn? fragte mit einem Nußknackergeſichte der Reitknecht außer Dienſt. Und hätte ich von meinen beiden Beinen nur noch den großen Zeh übrig, ich hüpfte hin, wie ein lahmer Froſch. Und was meinen Verſtand betrifft, Frau Brand, ſo gehört der nur mir allein, iſt der meine Sache. Vor dem Narrenhauſe graut mir nicht: iſt doch die ganze Welt ein Narrenhaus, und ſo komme ich ſchlimmſten Falles aus dem großen nur in ein kleines; drin wird es jedenfalls wohnlicher ſein, als in dem Univerſal-Narrentempel; mindeſtens wird man darin vor gewiſſen — mütterlichen Beſorgniſſen geſichert ſein. Verſtanden, Frau Brand?

Grobian, scheere dich deiner Wege! fuhr ihn erzürnt die Alte an. Ich meine es gut mit dir, und dein vorlautes Maul will mich drob schlecht machen. Schäme dich und lerne erst das Alter achten!

Da wurde Rädergerassel auf dem Straßenpflaster laut. Hastig eilte James an's Fenster und schaute durch die Glasscheiben.

Da fährt eine Kutsche in den Hofraum, sprach er. Alle Wetter, fuhr er genauer zusehend fort, unsere Frau! sie kehrt schon aus dem Cirkus zurück, sie ist kaum eine Stunde fort.

Das hat was zu bedeuten. Schnell die Lichter angezündet!

Ich sinne und sinne, entgegnete Frau Brand, indem sie die Lichte auf die Armleuchter steckte und anzündete, und weiß nichts zu ersinnen und zu ergrübeln.

Ich denke, erwiderte James, es wird gar nichts bedeuten. Es hat unserer Frau gar nicht im Cirkus gefallen, oder sie leidet an einem leichten Unwohlbefinden, oder sie erwartet Besuch, oder hat irgendwo zugesagt. Ich werde mir das Abendessen wohl darum schmecken lassen und dann ruhig darauf schlafen.

Kaum hatte James geendet, als die Frau vom Hause im Mantel gehüllt, hastig in's Kabinet trat. Das Kammermädchen und ein Bedienter mit brennenden Armleuchtern folgten.

Ich will allein sein! sprach sie hastig.

Und gehorsam den Worten, entfernte sich sofort das sämmtliche Dienerschaftspersonal aus dem Kabinete.

Schnellen Schrittes, mit glührothen Wangen, schritt sie auf und ab.

Ja — es ist wahr, sprach sie in aufgeregter Stimmung, es ist wahr wie der Tod; Hugo liebt sie, sie — die Gauklerin auf dem Reitsattel. Seine Blicke flogen nach ihr und mit ihr durch den Cirkus, keine Sekunde von ihr gewandt; seine Augen leuchteten, sein Gesicht glühte. Und sie — sie warf ihm Blicke zu, schmachtende, glühende. In der Gruppe der Helena, als sie auf brausendem Rosse vorüberflog, galt ihm, nur ihm die neigende Bewegung ihrer Rechten. O — er verstand sie und ihren Wink! denn lichter funkelte sein Blick in Sehnsucht, voll liebenden Verlangens; er traf mein Herz wie ein elektrischer Schlag.

Ha — wie es hier pocht und hämmert, fuhr sie nach kurzer Pause mit der Rechten zum Herzen greifend fort, wie das Blut durch die Herzkammern jagt, schneller als der Rappe, auf welchem sie stand und ihm Liebe und Herzensneigung schauspielerisch vorgaukelte! Entsetzlich! Hugo, verlockt von den Künsten einer Sirene! Bethört durch Schminke und lüsterne Künste der Toilette, geblendet durch reichquellendes Lampenlicht, hat er sich ihr zugewandt. Ja — ich habe mich selbst überzeugt, es ist kein aufgeputztes Mährchen aus Ammenhirn, es ist — nackte Wahrheit. — —

Sie suchte sich zu fassen, ihr Inneres in seiner Aufregung zu beschwichtigen.

Ruhig, mein Herz! sprach sie. Stürme nicht also, mein Blut, durch Adern und Pulse! Saugt nicht so durstig die Luft ein, ihr Lungen! stählet euch, Nerven! damit meine Lebenskraft sich nicht aufreibt, denn ich bedarf ihrer im bevorstehenden Sturme der Tage, der um mich tost, der mich mit dem Schiffbruche meines Glückes bedroht, dem ich entgegentreten muß mit der ganzen Kraft meines Seins.

Indeß — nicht lange blieb sie Herrin ihrer Leidenschaft. Ihre Fantasie führte sie in den Cirkus zurück; Mignon schwebte ihr wieder vor, wie sie auf schnaubendem Renner einherflog.

Ha, sprach sie, das Vergnügen ist so süß, seine Geliebte schwebend zu schauen, wie zwischen Himmel und Erde! Fliegend und gewiegt in den Lüften, begegnet ihr Blick ihm allein, den sie liebt. Mitten unter allen den Augen der Zuschauer, die wie eine Feuerkrone um sie rollen, hat sie nur seine Augen gesehen; und wenn sie keuchend, athemlos, unter dem schmeichelnden Donner der Stimmen und Hände sich zur Erde wirft, dann ist er es, vor dem sie stehen bleibt und leicht sich verneigt, dann ist er es, dem sie ihren Triumph darbietet.

Hugo, fuhr sie in gesteigerter Aufregung fort, in dieser Nacht, unter dem friedlichen Halbdunkel eines dichten Vorhanges wirst du sie träumen hören, daß ihr Rundlauf wieder beginnt. Du fühlst, wie ihr Busen sich hebt, du siehst sie springen, die Zügel kühn auf der Pferde Mähnen werfen und sie antreiben mit ihren weißen Händen. Sie eilt schneller als der Wind, sie schwingt

ſich, ſetzt über Alles, berauſcht ſich im Trompetenwirbel und Beifallsgejauchze, in Geräuſch und Bewegung. Man wähnt, ſie flöge auf dem Sattel ſtehend zu den Wolken. Plötzlich gleitet ihr Fuß, ſie fällt in deine Arme, wo der Schreck ſie erweckt, und ſie, bleich noch vom Falle, aber lautlachend über ihren Traum und froh, ſo gefallen zu ſein, dir ſich wieder giebt. Eine Liebe wie dieſe, iſt ein ewiger, glänzender Sieg, ein Lauf ohne Ende, ein luſtiges Rennen, belebt, reizend und ſo raſch, daß die düſtere Langeweile nicht Zeit hat, ihre Klauen in die fliegende Mähne der Chimäre, die dich dahin trägt, zu ſchlagen, ſich hintenauf zu ſchwingen und mit dir zu galoppiren. Das iſt das Loos deſſen, den Mignon lieben ſollte.

Erſchöpft ſank ſie hin in's Sopha. Sie hielt gleich der ganzen Stadt die Kunſtreiterin, ihre Nebenbuhlerin, italieniſcher Herkunft.

Ebenſowenig dachte ſie daran, daß ſie ſelbſt die unſchuldige Veranlaſſung dieſer Herzensverirrung ihres Gemahls geweſen, daß ſie gerade in der Abſicht, ihm zu Gefallen zu leben, ihn vermocht hatte, ſie in den Cirkus der Kunſtreitergeſellſchaft zu begleiten.

Dort und nicht außerhalb des Schaulokals hatte er die Kunſtreiterin zum erſtenmale erblickt, dort hatten ihre Reize ihn gefeſſelt, ihr Zauber ihn beſtrickt. Reizbar, wie er, enthuſiaſtiſch erglühend für Alles, was ſeine Leidenſchaften zu feſſeln vermochte, ſchwärmte und lebte er nur für dieſe neue Erſcheinung, welche Natur und Kunſt ſo zauberreich ausgeſtattet hatten.

Er war der blauen Augen ſeiner Gemahlin müde, ihres blonden Haars überdrüſſig. Denn ſie wußte ihn nicht zu feſſeln auf die Dauer, das fühlte ſie ſelbſt, und ſo war ſie darauf bedacht, ihn durch andere Mittel zu unterhalten. Souper, Whiſt, Thee, Beſuche, Promenaden zu Wagen und Roß, Jagd, Wettrennen, Theater, Oper — zu Allem trieb ſie ihn. Da traf die Kunſtreiterin ein; ſie trat zum Erſtenmale auf.

Gehen wir heut Abend in die Oper? fragte der Bankier bei Tiſche.

Ich dachte an den Cirkus, entgegnete die Gefragte. Man ſpricht von einem hinreißenden Geſchöpf. Haſt Du nicht Luſt, ſie zu ſehen, dieſe Zauberin, dieſe Mignon?

Ich gehe mit, wenn's Dir beliebt.

Man ſagt, ſie ſei eine Venetianerin. Willſt Du ihre Geſchichte? ſie iſt kurz. Ein Slavonier kaufte ſie von ihrer Mutter. Sie begann ihre Kunſt auf den Straßen, auf Marktplätzen, auf einem alten Teppich, einer wollenen Decke über das Straßenpflaſter ausgebreitet. Darauf kam ſie zu einer größeren akrobatiſchen Geſellſchaft. Eines Abends zur Stunde, wo die Kunſtſtücke ſeiner Zöglinge beginnen ſollten, vermißte der alte Slavonier eine derſelben; ein öſterreichiſcher Major hat die ſchöne Mignon entführt und ſeinen Weg mit ihr nach Wien genommen. Wie ſie von Wien nach München, nach Brüſſel und ſo fort gekommen, bis ſie die bewunderte Kunſtreiterin geworden, iſt ein Geheimniß.

Alſo erzählte ſie, und machte den Bankier begierig, Mignon zu ſehen. Am Abend ſah der Cirkus das eheliche Paar unter den Zuſchauern, einige Abende darauf den Bankier als Mignon's Verehrer. Er ſah ſie allabendlich im Cirkus, er war tagtäglich in ihrer Chambre garni; er lebte nur ihr, er ſchwärmte für ſie, koſte mit ihr; — die Gemahlin war — vergeſſen; er ſah ſie am Mittagstiſche, zu Zeiten auch an der Abendtafel; während der übrigen Zeit des Tages ſahen ſich die Ehegatten nicht. — —

Fern allen den Huldigungen, welche ganz New-York der europäiſchen Künſtlerin darbrachte, ſtand ein einziges weibliches Weſen — die Primadonna der Kunſtreitergeſellſchaft, Miß Victorine. Sie, bis zur Herüberkunft Mignons die Gefeierte des Tages, war durch jene in den Hintergrund gedrängt; der Beifall, den ihr das Publikum bis dahin gezollt, ward nunmehr in weit reicherem Maße ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin zu Theil, die allabendlich bei ihrem Auftreten mit geſteigertem Applauſe empfangen, mit Kränzen und koſtbaren Geſchenken belohnt, in Gedichten und Kritiken in allen Blättern New-Yorks gefeiert und durch Serenaden ausgezeichnet ward.

Wie konnte es anders ſein, als daß die Eitelkeit des Weibes in ihr tief verletzt, der Neid in ihrer Bruſt erwacht, zum glühendſten

Haſſe ſich alsbald geſtaltete, zu einer ſengenden Flamme in ihrem Innern entfacht, die an ihrem Lebensmarke zehrte.

Sich von der Nebenbuhlerin ihres Ruhmes zu befreien, war vom erſten Abende ihres Auftretens im Cirkus an, wo ſie Triumphe des Beifalls errang, wie ſie in den Räumen jenes Schauplatzes noch nie zuvor errungen waren, der einzige Gedanke ihres Hirns, der im Gewühle des Tages ſie wie ihr Schatten verfolgte, in der Stille der Nacht den Schlummer von ihren Augen ſcheuchte oder ſie mit quälenden Träumen folterte.

Aber wie das ermöglichen? Das war die Hamletsfrage über ihr Künſtler-Sein oder Nichtſein. Alle Wege, welche ſie zur Erreichung ihres Zieles wähnte aufgefunden zu haben, erwieſen ſich als unzulänglich, alle Mittel, welche ſie zum Gelingen ihres Zweckes erſonnen, zeigten ſich als erfolglos, bis die Ueberzeugung bei ihr die Oberhand gewann, daß nur ein Verbrechen ſie von der ihr überlegenen Rivalin zu befreien und ihr die frühere Anerkennung ihres Talents, Seitens des Publikums, aufs Neue zu ſichern vermöge.

Schneller, wie ſie ſelbſt geahnt, trat ihr dazu die günſtigſte Gelegenheit entgegen.

Die Bezüge des Bankiers Tone zu Mignon und die dadurch ins Leben getretenen unhäuslichen Verhältniſſe im Familienleben deſſelben waren dem Publikum kein Geheimniß geblieben. Auch Victorine hatte von dieſem, die Kunſtreitergeſellſchaft berührenden Couliſſengeheimniſſe, früher als die Bevölkerung der Stadt, Kunde erhalten. Dieſe Verwicklungen im Schooße der Bankierfamilie für ſich auszubeuten, ſchienen ihr zum Gelingen ihres Planes die Hand zu bieten, der bald entworfen war.

Je wirrer jene Verwickelungen wurden, je grellere Auftritte zwiſchen jenem Ehepaare ſtattfanden, um deſto günſtiger geſtaltete ſich die Gelegenheit zur Ausführung des Planes. Die Gemahlin des Bankiers beſtand ihrem Gemahl gegenüber mit ſtets entſchiedener Forderung auf Löſung des Verhältniſſes zwiſchen ihm und Mignon, welches ſie Seitens der Letzteren enger wähnte, als es war; ſie erkannte nicht, daß es ihrerſeits nicht Neigung geknüpft hatte, ſondern von ihr nur für nichts anderes als einen kleinen

Sieg der weiblichen Gefallsucht angesehen ward; sie konnte daher nach diesem Siege um so leichter von dem Bankier lassen, als es fern von ihr lag, dieses Verhältniß auf irgend eine Weise für sich ausbeuten zu wollen. Daß hatte sie Angesichts des Freundes des Bankiers auch offen und ohne Rückhalt ausgesprochen und ihm die Bitte ausgesprochen, seinen Freund von ihrem Wunsche, sie fortan zu meiden, Kunde zu geben.

Dagegen lebte der Bankier für Mignon mit der ganzen Gluth jugendlicher Neigung. Er fand in ihrem Umgange, was ihm das Zusammenleben mit seiner Frau versagte, welcher Mignon, mit allen Vorzügen des Geistes und Reizen der äußeren Erscheinung ausgestattet, weit überlegen war, und dadurch Geist und Herz eines Mannes unwiderstehlich zu fesseln wußte. Ihr urplötzlich für immer zu entsagen, sie auf einmal zu meiden, sich ihr nicht mehr zu nähern, wie Mignon durch den Dolmetscher ihrer Wünsche dem Bankier hatte sagen lassen, war für ihn eine zu weit greifende Anforderung, welcher nachzukommen ihm unmöglich war. Das Leben mit einem begabten weiblichen Wesen, das ihm seine Ehe versagte, hatte er zum erstenmale gelebt, seit er Mignon, von dem Zauber ihrer Anmuth umfangen, kennen lernte; sie hatte zuerst seine Tage erhellt; von ihr zu lassen, hieß in das freudlose Dunkel auf's Neue zurückkehren. In den Armen seiner Gattin fühlte er sich leer und kalt; Mignon füllte sein Herz aus, in ihrer Nähe erglühte es. Erkannte jene doch selbst, daß ihr jener Zauber des Weibes versagt war, wodurch es den Mann an sich zu ziehen vermag, trieb sie ihn doch selbst an von einer Zerstreuung zur andern, von einem Genusse zum andern. —

Nur eine Hoffnung, die frühere Gunst des Publikums wieder zu erringen, belebte Victorine; sie knüpfte sie an den Ablauf der Engagementszeit Mignons. Allein urplötzlich verschwand auch diese, indem der Direktor der Gesellschaft in freudiger Aufwallung mittheilte, er habe einen neuen Engagementscontract auf die Dauer eines Jahres mit ihr abgeschlossen.

Victorine erblaßte bei der Nachricht davon; die Zeit eines Jahres erschien ihr gleich einer Ewigkeit, die Gunst des Publikums

auf immer für ſie verloren. Einer Ohnmacht nahe, wankte ſie aus dem Cirkus; die friſche Luft fächelte ihr Stärkung zu und befähigte ſie nach einigen Minuten heimzugehen.

Zur nächſten Vorſtellung, zu welcher ſie mitwirken ſollte, ſchützte ſie Unwohlſein vor, zu den übrigen Vorſtellungen der Woche geſteigertes Uebelbefinden, welches ſie an's Krankenlager feſſelte, und worauf ihre Freundinnen, die ſie am Tage beſuchten, ſie auch in leidendem Zuſtande antrafen. Beim Hereindunkeln des Abends aber ſchlich ſie aus dem Hauſe und wandelte geheime Wege, vermummt und Jedem unkennbar. Erſt ſpät beim Einbruche der Nacht pflegte ſie heimzukehren.

Die Woche, während welcher Viktorine an den Vorſtellungen im Cirkus nicht Theil genommen hatte, neigte ſich zu Ende. Da erſchreckte eines Morgens früh die Nachricht von dem unerwarteten Tode der gefeierten Mignon; man hatte ſie als Leiche auf dem Sopha ſitzend angetroffen, das Geſicht entſtellt, das Haar gelöſt, Schmerz und Krampf wie eingegraben in den kalten ſtarren Zügen. Eine ſchön gearbeitete Bonbonniere ſtand geöffnet vor ihr auf dem Tiſche, eine Menge Bonbons auf dem Teppich vor dem Sopha zerſtreut am Boden, ein ſtarker Dunſt von bitteren Mandeln erfüllte die Luft des Zimmers.

Alsbald fand ſich die Leichenſchaukommiſſion in der Wohnung der Entſeelten ein. Das ärztliche Mitglied derſelben ahnte, durch jenen Dunſt im Zimmer veranlaßt, Verdacht einer Vergiftung; noch am nämlichen Tage wurde zur Obduction der Leiche und zur chemiſchen Prüfung der vorgefundenen Bonbons geſchritten. Die Unterſuchung ergab das Vorhandenſein von lebentödtender Blauſäure in dem Bonbonzucker.

Hatte die Entſeelte die vergifteten Bonbons zu ſich genommen, um ſelbſt ihr plötzliches Ende herbeizuführen? Zu dieſer Annahme war kein Grund vorhanden, keine Urſache zu ermitteln.

Wer hatte denn das Gift ihr in die Hände geſpielt zu ihrem Verderben? —

Die Polizei begann ihre Wirkſamkeit. Eine öffentliche Bekanntmachung forderte Jeden, der Aufklärung — auch die

Kleinſte — zu geben im Stande ſei, auf, ſich auf der Office zu melden.

Das ganze Perſonal des Hauſes, in welchem Mignon gewohnt, wurde vernommen; der Erfolg der mit aller Umſicht und Anſtrengung geführten Unterſuchung beſchränkte ſich auf die Entdeckung, daß an mehreren Abenden im Zwielichte, während des Laufes der Woche, kurz vor dem Todestage der Vergifteten, ein altes Weib in ſeltſamer Tracht, ein rothes Tuch um den Kopf geknotet, in gebückter Stellung, langſam, auf einen Stock geſtützt, die Treppen hinaufgehend, von mehreren Hausgenoſſen geſehen worden war, die zu dem Stockwerke führten, worauf ſich die von Mignon bewohnten Zimmer befanden.

Von Bedeutung war die Ausſage eines Arbeitsmannes, der ſie dreimal an verſchiedenen Abenden, wo er mit Hinauftragen von Heizungsmaterial beſchäftigt geweſen, dort geſehen, darunter einmal, wie ſie „ſpornſtreichs die Treppen hinunter geflogen ſei.“

Daraus ergiebt ſich bis zur Gewißheit, daß das Alter, welches die Fremde durch gebückte Stellung, Handkrücke und langſamen Gang zur Schau trug, nur fingirt war und auf Täuſchung und Verbergung ihrer wahren Perſönlichkeit abzielte.

Eben ſo wichtig war die Thatſache, welche eine Hausgenoſſin bekundete, daß die Alte an einem Abende in männlicher Begleitung die Treppe hinauf gegangen, und daß die von Letzterer gegebene Beſchreibung ganz genau auf Bontemps paßte, über deſſen Anweſenheit in New-York zur Zeit dieſes Giftmordes die Behörden ſichere Spuren ermittelten, welche zu verfolgen aber nicht gelang. Auch Viktorine war ſpurlos verſchwunden.

Im Munde des Volks iſt heut zu Tage noch die Erzählung jener dunklen That, zugleich aber auch das Gerücht, daß Bontemps kurz darauf wegen Banknotenfälſchung zum Galgen verurtheilt worden, und „ehe er am Halſe aufgehangen, bis er todt ſei,“ ein offenes Bekenntniß über jenen Giftmord, wozu er durch Vergiftung der Bonbons als Spießgeſelle mitgewirkt, abgelegt habe.

Der Bankier aber, durch dieſe grauſe That tief erſchüttert, zeigte Spuren des Irrſinns alsbald; ſein Geſchäft ging ein, und das Ehepaar zog ſich, auswandernd aus ſeinem bisherigen Aufenthaltsorte, dem Schauplatze der Verwicklungen ſeines Familienlebens, nach dem Weſten zurück, wo die Gattin des unheilbar geiſtig erkrankten Gatten liebevoll pflegte, bis an das Ende ſeiner Tage, ſeine Jugendverirrungen vergeſſend.

X.

Der Aſtronom Galileo Galilei

vor dem Inquiſitionsgerichte zu Rom.

Nebſt Urtheilsſpruch vom 22. Juni 1633.

„Und ſie bewegt ſich doch."
Galilei.

Auch die Wiſſenſchaft hat ſchon mehrmals vor Gericht geſtanden, um verurtheilt zu werden. Die größten Errungenſchaften des menſchlichen Geiſtes, die genialſten Reſultate ſeiner Forſchungen und Beſtrebungen wurden Gegenſtände gerichtlicher Verfolgung, Kerker und Folter ihr Lohn, und viele große Männer der Wiſſenſchaft wurden dem Henkerſchwert und dem Scheiterhaufen überantwortet, weil die Gewalt und die Dummheit ſich, durch ſie gefährdet, dadurch zu retten und zu ſichern wähnten; aber über Schaffot und Holzſtoß hinaus ſiegten Genie und Wiſſenſchaft, und was ſie errungen und entdeckt, ward trotz alledem Gemeingut der Welt.

Unter allen Urtheilen, welche jemals die Juſtiz geſprochen, die Fortſchritte der Wiſſenſchaft verdammend, ſteht für alle Zeiten Dasjenige da, welches den großen Aſtronomen Galileo Galilei verurtheilt, jenes Erkenntniß, wodurch das „heilige Officium der Inquiſition in Rom" die Verdammung über Galilei's Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne ausſprach.

Dieſe Behörde der Inquiſition war durch kirchliche Geſetze für alle Fälle der Ketzerei competent erklärt, und die verſchiedenen Fälle der Ketzerei waren ebenſo durch Kirchengeſetze mit Strafen

bedroht. Die Verurtheilung Galilei's erfolgte ganz in gesetzlichem Wege.

Der Prozeß hatte zu Anfang des Jahres 1633 begonnen, und am 22. Juni wurde das Urtheil mit den Gründen verkündigt. Das Gericht bestand aus frommen und gelehrten Männern, aus Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, so daß auch das sachverständige technische Element vertreten war. Die Männer der mechanischen Rechtsordnung müssen daher sagen, daß Galilei sein Recht geschehen.

Galilei war allerdings auch eine Autorität, aber eine rein wissenschaftliche, eine Autorität wie Humboldt oder Arago oder Herrschel, eine Autorität, der weder Execution noch Gefängniß, noch Scheiterhaufen zu Gebote standen, die nichts weiter für sich hatte, als Beobachtungen und Berechnungen, Verstand und Vernunft, die nichts weiter für sich hatte, als die Einsicht und die Wahrheit.

Er hatte gegen sich die Autorität der kirchlichen Gewalt.

Im Buche Josua befiehlt Jehovah der Sonne still zu stehen, damit Josua Zeit behält, seine Feinde niederzumetzeln. Deshalb war es in den Augen der Kirchengewalt göttliche Ordnung, daß die Sonne sich bewegt und die Erde still steht.

Als Copernikus, der deutsche große Astronom (Nicolaus Kopernick zu Thorn), sich zu beweisen unterstand, es sei umgekehrt: die Erde bewege sich um die Sonne, erschien schon der Gedanke, so Etwas untersuchen zu wollen, der Versuch, so Etwas zu beweisen, als Abfall von der göttlichen Ordnung, als Revolution oder, wie es die Autoritätsmänner jener Zeit nannten, als Ketzerei, als das *größte todeswürdige Verbrechen*, weil es nicht eine einzelne Empörung, nicht ein bloßer Aufruhract, sondern ein gänzliches Lossagen, eine prinzipielle Opposition gegen die göttliche Ordnung war, weil es sich selbst, die ganze Welt, Himmel und Erde auf den Kopf stellen, das Weltsystem anstatt auf göttliche Ordnung, auf menschliche Einsicht, auf menschliches Wissen, Begreifen und Wollen gründen hieß.

Die kirchliche Autorität hätte sich freilich sagen sollen, daß die Himmelskörper nicht durch Bullen, Breven und Decrete zu

regeln sind wie die Menschen, daß, wenn nun etwa wirklich die Erde sich um die Sonne bewegen sollte, das und nichts anderes die göttliche Ordnung wäre, und diejenigen, welche bis dahin umgekehrt sich eingebildet, die Sonne bewege sich um die Erde, sich im Irrthum befunden hätten.

Allein keine Autorität darf irren, und die päbstliche Autorität hatte sich ganz besonders für unfehlbar erklärt — allerdings nur in Glaubenssachen; aber die Bewegung der Gestirne ist auch eine Glaubenssache.

Bekanntlich lehrte das alte astronomische ptolomäische System, übereinstimmend mit der obenangeführten Bibelstelle, daß die Sonne sich bewege und die Erde still stehe. „Sonne, stehe still! befahl ihr Jehovah. Und sie stand still.

Da lehrte Copernicus in seinem berühmte Werke „über die Bewegungen der Himmelskörper," das kurz vor seinem Tode im Druck erschien, das Gegentheil — den Stillstand der Sonne und die Bewegung der Erde um dieselbe. Deshalb ließ Pabst Paul V. auf den Rath des Jesuiten Bellarmin durch die „Congregation vom Inder" die Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne am 5. März 1616 für falsch und ketzerisch erklären, und das Werk des Copernicus verbieten.

Durch Galileo Galilei war das Copernicanische System verbreitet, befestigt worden. Galilei hatte die Jesuiten zu Feinden, weil er ihre Angriffe gegen die neue Lehre mit allzu schlagenden Gründen abgewehrt; auch die philosophische Schule, die sich nach dem alten griechischen Philosophen Aristoteles nannte, war seine Gegnerin, weil er ihre Lehre angegriffen und das Monopol ihrer Weisheit bedroht hatte. Und Gelehrte und Philosophen können fanatisch wie Mönche, und wühlerisch wie Jesuiten sein.

Man zog den Pabst Urban VIII. in's Interesse, indem man ihm zu verstehen gab, daß in der Schrift Galilei's die „Dialogen" in der Person eines der drei Sprecher, Simplicio (der Einfältige) mit Namen, er, der Pabst gemeint sei, und der dadurch gekränkte Pabst ließ der Verfolgung Galilei's ihren freien Lauf. —

Einer seiner ersten, öffentlich wider ihn auftretenden Ankläger war der Dominikanermönch, Pater Caccini, der in der Kirche

Santa Maria Novella über das zehnte Kapitel des Buches Josua predigte.

„Sonne, stehe still über Gabeon und du, Mond, über dem Thale Ajalon! Also betete Josua zum Herrn und betete vor allem Volke, weil er fürchtete, es würde sich der Tag zu früh neigen, um den Feind völlig zu schlagen. Da standen Sonne und Mond still, bis der Feind geschlagen war."

Und mit dieser Bibelstelle brachte er den Text des ersten Kapitels der Apostelgeschichte in Verbindung.

„Ihr Galiläer, was steht ihr und betrachtet den Himmel?"

Der Domikanergeneral Maraffi entschuldigte sich schriftlich dieserhalb bei Galileo „wegen des Skandals und Unsinns", und fuhr fort:

„Zu meinem Unglück soll ich für alle Dummheiten einstehn, welche 30—40,000 Mönche anstiften."

Ein Brief Galilei's an die Großherzogin Christina von Lothringen, worin er die theologische Seite der Frage weit mehr, als die astronomische in Betracht zog, erregte gewaltigen Anstoß durch die Worte; „er habe einen Cardinal sagen gehört, der heilige Geist habe uns zeigen wollen, wie man zum Himmel gelange, nicht aber, wie die Himmel sich bewegten."

Galilei begab sich zu Anfang des Jahres 1616 selbst nach Rom, in der Hoffnung, durch seine Gegenwart zu einer friedlichen, im Sinne der Wissenschaft günstigen Lösung der Frage beizutragen. Aber er fand das Terrain nicht günstig, und der Pabst ließ ihm durch den Cardinal Bellarmin befehlen, die Ansicht: die Sonne sei der Mittelpunkt des Weltgebäudes und an sich unbeweglich, die Erde aber bewege sich, fallen zu lassen, sie weder künftighin zu lehren, noch zu vertheidigen. Und als die Congregation der Inquisition diese Ansicht für ketzerisch erklärte, irrig im Glauben, abgeschmackt und falsch in der Philosophie und im Widerspruch mit der Bibel, da ward Galilei auf Befehl des Pabstes von diesem Decrete in Kenntniß gesetzt und ihm strenge Unterwerfung aufgegeben.

Und Galilei unterwarf sich. Erst nach 3 Monaten seines Aufenthalts zu Rom kehrte er, veranlaßt durch ein amtliches Schreiben, nach Florenz zurück.

Fünfzehn Jahre schwieg er. Da schrieb er seine „Gespräche über das Ptolemäische und Copernikanische Weltsystem," erhielt in Florenz und Rom die Censurerlaubniß, und 1632 erschien das weltberühmte Buch in ersterer Stadt im Druck.

Ein Beifallssturm erhob sich in der ganzen Gelehrtenwelt; aber ein anderer Sturm begann für seinen Verfasser. Eine Commission zur Prüfung des Buches ward in Rom niedergesetzt. Debits- und Verkaufsverbote wurden erlassen, und am 23. September verordnete der Pabst die Vorladung Galilei's nach Rom vor das Inquisitionstribunal. Er folgte nicht. Am 11. Januar 1633 erfolgte ein geschärfter Befehl, unverzüglich zu erscheinen. Am 13. Februar traf er in Rom ein in dem Palazzo di Firenze.

Am 12. April erschien er zum erstenmale vor dem Pater Firenzuola, Commissar des heiligen Officiums; befragt über die Ursache seiner Vorladung, sprach er die Vermuthung aus, sie sei wegen seiner Schrift über die Weltsysteme erfolgt.

Das zweite Verhör fand am 30. statt; im dritten Verhöre am 10. Mai brachte er seine Vertheidigung vor; in der vierten Sitzung erfolgte seine Verurtheilung. Zehn Cardinäle nahmen daran Theil.

Hören wir Galilei über diese Untersuchung selbst in einem Briefe an einen Freund, dem er also schreibt:

„Nach der Veröffentlichung meiner Dialogen wurde ich durch die Congregation des heiligen Officiums nach Rom beordert, wo ich sodann, nach meiner am 10. Februar 1632 erfolgten Ankunft, der Gnade dieses Tribunals und des Pabstes Urban VIII. — der mich Trotz dem, und obwohl ich mich nicht auf die Anfertigung von Epigrammen und Liebessonetten verstand, seiner Freundschaft würdigte — unterworfen ward. Ich wurde in dem köstlichen Palaste Tinita de Monti, der Residenz des toskanischen Gesandten, unter Arrest gestellt. Am folgenden Tage fuhr der Commissair, Pater Lancio, bei mir vor, nahm mich mit in seinen Wagen, richtete allerlei Fragen

an mich, und ließ es sich sehr angelegen sein, mich zur Beseitigung des Anstoßes zu bewegen, den ich durch die Behauptung, daß die Erde sich bewege, ganz Italien gegeben hätte. Auf die mathematischen Gründe, die ich ihm zur Unterstützung meiner Ansichten angab, antwortete er bloß: Terra autem in aeternum stabet, quia terra autem in aeternum stat, so steht's in der Bibel. Unter solcher Zwiesprache erreichten wir den Inquisitionspalast. Derselbe ist westlich der prächtigen St. Peterskirche belegen. Der Commissar stellte mich sofort dem Assessor, Monsignor Vitrici, der ein Paar Dominikanermönche bei sich hatte, vor, und ich wurde von ihnen sehr artig aufgefordert, mich vor der gesammten Congregation zu vertheidigen, die meine Gründe in Erwägung nehmen würde, wiewohl ich schuldig befunden worden sei."

„Am nächsten Donnerstag wurde ich vor die Inquisition gebracht, und suchte dieselbe von der Richtigkeit meiner Ansichten zu überzeugen, was mir aber leider nicht gelingen wollte. Man suchte mich unter mancherlei Digressionen von dem durch mich gegebenen Anstoß zu überzeugen, und wies stets die Bibelstelle als den Hauptbeleg meiner Versündigung auf. Da ich mich zu rechter Zeit eines biblischen Arguments zu meinen Gunsten entsann, so machte ich es mir zu Nutze, aber ohne erheblichen Erfolg. Ich bemerkte, daß meiner Meinung nach Ausdrücke in der Bibel enthalten wären, die mit dem übereinstimmten, was man vor Zeiten als astronomische Wissenschaft angesehen habe, und daß dergleichen nur als Text wider mich angewandt werden könnte. Denn, sagte ich weiter, es steht im Buche Hiob's, Kap. 37 Vers 18 geschrieben, daß die Himmel fest und blank wären wie ein kupferner oder messingener Spiegel. So sagt Elias. Es ist klar, daß derselbe sich da nach dem ptolomäischen System äußert, welches aber durch die neuere Philosophie und zwar mit Recht, als absurd befunden worden ist. Wenn nun als Beweis, daß die Sonne sich bewege, so viel Gewicht darauf gelegt wird, daß Josua ihr stille zu stehn geboten hat, so muß andererseits auch auf den Text Rücksicht genommen werden, der da sagt,

daß der Himmel aus vielen, Spiegel ähnlichen, Himmeln zusammengesetzt sei. Dieser Schluß schien mir begründet zu sein, doch wurde er nicht beachtet, und ich erhielt darauf keine Antwort, als ein Achselzucken, eine Ausflucht, deren sich in der Regel diejenigen bedienen, die einmal in einem Vorurtheil und einer vorgefaßten Ansicht befangen sind. Schließlich wurde ich aufgefordert, als ein guter Katholik zu widerrufen, und als Strafe wurden meine Dialoge verboten. Nach fünf Monaten wurde ich von Rom entlassen und erhielt, da damals die Pest in Florenz hauf'te, großmüthiger Weise die Wohnung meines liebsten Freundes in Siena, des Erzbischofs Piccolomini, als Verhaftslocal angewiesen. Seine höchst freundliche Unterhaltung gewährte mir eine solche Seelenruhe und that mir so wohl, daß ich wieder an meine Studien ging, und einen großen Theil der mechanischen Folgerungen über den Widerstand fester Körper und anderweitige Speculationen entdeckte und offenbarte. Als die Pest in meinem Geburtsorte aufgehört hatte, da ließ mich Sr. Heiligkeit, Anfangs Dezember 1633, die Haft in jenem Hause mit der Freiheit des Landlebens, die mir so lieb ist, vertauschen: ich kehrte nach der Villa Bellosguardos und darnach nach Arcetri zurück, wo ich nun, in der Nähe meines theuren Geburtsortes, Florenz, der gesunden Luft genieße. Lebt wohl!"

Das merkwürdige Urtheil lautet also wörtlich:

„Wir sagen, verkündigen, erkennen und erklären, daß Du Galilei durch die in dem Prozeß ermittelten und von Dir eingestandenen Thatsachen Dich in den Augen dieses heiligen Officiums im höchsten Grade der Ketzerei verdächtig gemacht hast, nämlich eine Lehre geglaubt und anerkannt zu haben, die falsch und der heiligen und göttlichen Schrift entgegen ist; das ist die Lehre, daß die Sonne der Mittelpunkt des Weltalls ist; daß sie sich nicht von Osten nach Westen bewegt; daß die Erde dagegen sich bewegt und nicht der Mittelpunkt der Welt ist;

daß man eine Meinung, welche für mit der heiligen Schrift im Widerſpruch ſtehend erklärt iſt, auch nicht als wahrſcheinlich annehmen und vertheidigen darf, und daß Du folglich alle die Cenſuren und Strafen verwirkt haſt, welche in den heiligen Canones und durch andere allgemeine und beſondere Verordnungen gegen dergleichen Delinquenten ausgeſprochen und verfügt ſind.

Wir wollen jedoch uns begnügen Dich davon loszuſprechen, unter der Bedingung, daß Du zuvor vor uns, aus aufrichtigem Herzen und aus ungeheuchelter Ueberzeugung, die vorgenannten Irrthümer und Ketzereien, die der römiſchen katholiſchen apoſtoliſchen Kirche zuwider ſind, auf die Weiſe, die Dir von uns angegeben wird, abſchwörſt, verfluchſt und verwünſcheſt."

Die Männer des ſogenannten Rechtsſtaates müſſen dies Inquiſitionsurtheil gegen Galilei oder vielmehr gegen die Sonne für die Aufrechthaltung des himmliſchen Gleichgewichts, wie es durch Autoritätsakte beſtimmt war, ſo legal wie möglich finden.

Welchen Triumph mußte das heilige Gericht nicht empfinden, als es ſein Urtheil in Sachen der Autoritätsſatzung wider das Recht des menſchlichen Geiſtes auf freie Erforſchung der Wahrheit zu Stande gebracht hatte, als es dem Delinquenten, den es, wie wenige Jahre zuvor noch den Giordano Bruno, der auch das Syſtem des Copernicus auszubreiten ſich unterfangen hatte, möglicherweiſe auf den Scheiterhaufen bringen konnte, dieſes Urtheil verkündete.

Aber den höchſten Triumph empfand es, als nun der alte ſiebenzigjährige Greis im weißen Silberhaare vor ihm knieend dalag, und die Abſchwörungsformel ſprach:

„Ich Galileo Galilei, im ſiebenzigſten Jahre meines Alters, perſönlich vor Gericht geſtellt, ſchwöre ab, verfluche und verwünſche auf meinen Knieen und das heilige Evangelium, das ich mit meinen Händen berühre, vor Augen, mit feſtem Willen und aus aufrichtigem Glauben die Abſurdität, den Irrthum, die Ketzerei der Bewegung der Erde."

Die Wissenschaft mußte sich demüthigen vor der Autorität, mußte ihre augenscheinliche und mathematische Ueberzeugung für eine Absurdität erklären, weil das Inquisitionstribunal zwar keine Gründe der Widerlegung, aber die Mittel besaß, seinen Gegner unschädlich zu machen auf immer.

Trieb der Richterspruch die Sonne um die Erde? Stand die Sonne darum still?

„Und sie bewegt sich doch!“ das war die Zuversicht, mit der Galilei sich von den Knieen erhob, die er vor dem Tribunal der Unvernunft hatte beugen müssen. Einen schwachen Greis konnte die Gewalt zwingen; aber über die Wissenschaft und über die Wahrheit vermochte sie Nichts. Und wie er aufgestanden, da sprach er, mit dem Fuße stampfend und mit halblauter Stimme jene Worte.

Aber bis an seinen Tod blieb er in der Verbannung und unter dem Drucke des Urtheils der Inquisition. Er starb auf seiner Villa zu Arcetri unweit Florenz am 8. Januar 1642, fast 78 Lebensjahre erreichend.

Seine sterblichen Reste wurden in der Familiengruft der Kreuzkirche zu Florenz beigesetzt; darüber errichteten Männer der Wissenschaft nach fast 100 Jahren ein prachtvolles Marmordenkmal.

Pabst Benedict XIV. hob das Urtheil der Inquisition, daß Galilei und seine Werke verdammte, auf, und seiner Theorie der Erdbewegung huldigt heute die ganze Welt — selbst die Sternwarte zu Rom. Seine Verurtheilung steht in der Geschichte da als ein ewiges Denkmal der Absurdität, und Galilei's Wort: Und sie bewegt sich doch! ist der ewige, der Zukunft sichere, siegesgewisse Protest der Wahrheit und der Vernunft gegen die Gewalt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Volks-Pitaval.

Gallerie

denkwürdiger Verbrechen und interessanter Criminalgeschichten der Vorzeit und Gegenwart für das Volk

Herausgegeben

von

Friedrich Steinmann.

Mit Illustrationen in Lithographie und Buntdruck.

Zehnte Lieferung.

Inhalt: Die Menschenschlächter und Menschenfleischhändler. — Adrian Lafarque, der Mörder seiner Geliebten. — Des Pariser Scharfrichters Sanson Denkwürdigkeiten.

Berlin.

Falckenberg'sche Verlags-Buchhandlung.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN XI.

Ein Unſchuldiger unter dem Fallbeil.

Ein Juſtizmord, begangen durch das Schwurgericht zu Melun am 30. October 1796.

Das Verbrechen verlangt ſeine Opfer, aber auch die Juſtiz. Doch — was iſt die blutige That eines Verbrechers gegen ein Todesverbrechen der „Gerechtigkeit?“ Was iſt ein Raubmord, ein Giftmord gegen einen Juſtizmord, der einen Schuldloſen abſchlachtet mit Schwert, Henkerbeil oder Guillotine, deſſen Blut aufſchreit gen Himmel über ungerechte Juſtiz, über falſchen Urtheilsſpruch? Und wie viele ſolcher Greuelfälle giebt es, wo die Juſtiz partheiiſch oder leichtfertig zu Werke gegangen und einen Unſchuldigen gemordet hat! Ich erzähle einen dieſer Morde der „Göttin Gerechtigkeit“; es iſt der bekannte, berüchtigte, an Joſeph Leſurques aus Duai in Frankreich begangene, an den die Gegenwart auf's Neue durch einen Prozeß in Paris erinnert wurde.

Im Jahre 1853 ward nemlich gegen einen jungen Schriftſteller zu Paris ein Preßprozeß eingeleitet. Es war Charles Hugo, der älteſte Sohn des größten franzöſiſchen Dichters der Gegenwart, Victor Hugo. Der junge Hugo hatte bei Gelegenheit der Hinrichtung eines zum Tode Verurtheilten, die, da das Meſſer der Guillotine beim erſtenmale fehlſchlug durch Unvorſichtigkeit des Scharfrichters, eher eine barbariſche Schlächterei, als eine „geſetzliche Execution“ genannt werden konnte, einen Zeitungsartikel für die Humanität, gegen die Todesſtrafe geſchrieben. In dieſem Prozeſſe wurde die Menſchlichkeit, ward in der Perſon des Ver-

treters derſelben, Charles Hugo, mit halbjähriger Einkerkerung und bedeutender Geldbuße geſtraft. Der Angeklagte hatte zu ſeinen Vertheidigern Cremieux, einen der erſten Advokaten Frankreichs und ſeinen Vater, vielleicht einen der erſten Redner Frankreichs.

Letzterer ſchloß ſeine Vertheidigungsrede für ſeinen Sohn mit folgenden Worten:

„Mein Sohn, dir wird heute eine große Ehre zu Theil. Du biſt für würdig erklärt worden, für die heilige Sache der Wahrheit zu kämpfen und vielleicht zu leiden. Von heute an trittſt du in das wahre männliche Leben unſerer Zeit ein, das heißt, in den Kampf für das Rechte und Wahre. Sei ſtolz, du, der du nur ein einfacher Kämpfer für die Idee der Menſchheit und der Demokratie biſt; du ſitzeſt auf der Bank, auf welcher Beranger ſaß, auf welcher Lammenais geſeſſen.“

„Sei unerſchütterlich in deinen Ueberzeugungen, und dies ſei mein letztes Wort: wenn du es nöthig hätteſt, um dich in deinem Glauben an den Fortſchritt und die Zukunft, in deiner Religion der Humanität, in deinem Schaudern vor dem Schaffot, in deinem Abſcheu vor den unwiderruflichen Strafen zu befeſtigen. Bedenke, daß du auf der Bank ſitzeſt, auf welcher Lefurques ſaß.“

Dieſe letztere Erinnerung muß wahrhaft vernichtend auf das Inſtitut der Todesſtrafe wirken. Es iſt die Erinnerung an einen Juſtizmord des Schwurgerichts in Frankreich, verübt unter der Herrſchaft der Fünfhundert, im vierten Jahre der (erſten) franzöſiſchen Republik, an eine entſetzliche ſchauderhafte Geſchichte — der geſetzlichen Vernichtung eines unſchuldigen Menſchenlebens.

Sechzig Jahre bereits ruhen die Gebeine des ſchuldlos unter dem Meſſer des Fallbeils gefallenen Opfers im Grabe. Aber der Fall bleibt ein warnendes Bild, mit unverlöſchbaren flammenden Zügen eingetragen in die Jahrbücher der Strafrechtspflege für Richter und Geſchworene. Es wird durch denſelben unumſtößlich klar, daß auch das Schwurgericht keine Garantie gegen Juſtizmorde bietet, und daß den Geſchworenen nicht genug eingeſchärft werden kann, ihr Gewiſſen genau zu erforſchen und beim geringſten Zweifel über Schuld oder Unſchuld eher ein

freisprechendes Verdict abzugeben, als ihr „Schuldig" auszusprechen; denn es ist besser, daß zehn Schuldige mit Strafe verschont bleiben, als daß ein Unschuldiger schuldlos büße.

Er fiel, angeblichen Mordes schuldig erachtet unter dem Messer der Guillotine. Später wurden die wirklichen Mörder entdeckt und erlitten die Todesstrafe. Die Nachkommen des Unschuldigen, den die Justiz gemordet hatte, hatten zu verschiedenen Zeiten um Revision des Prozesses bei den verschiedenen Behörden nachgesucht, aber vergeblich.

Im Jahre 1851 brachte in ihrem Auftrage der Advokat Paillet zu Paris den Antrag in die Nationalversammlung. Er, selbst Mitglied derselben, trat für die Erben des ungerecht Hingerichteten mit feuriger Beredsamkeit auf, und die Nationalversammlung beschloß mit 453 Stimmen gegen 185 die Revision; indeß erfolgte dieselbe in Folge des politischen Umschwunges der Dinge in Frankreich bis jetzt noch nicht.

Erzählen wir kurz diese Criminalgeschichte! —

Joseph Lesurques wurde im Jahre 1763 zu Douai in Frankreich geboren. Seine Eltern waren angesehene, wohlhabende Leute und ließen ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden. Später trat er in das Regiment Auvergne ein, und nachdem er ausgedient, wurde er Bureauchef im Distrikte. Bald darauf heirathete er eine junge Dame aus einer der ersten Familien jener Gegend, deren Mitgift im Verein mit seiner eigenen väterlichen Erbschaft und seinem Gehalte ihm ein Jahreseinkommen von 3- bis 4000 Thalern sicherte. Es sind dies Umstände, die in dieser Geschichte Beachtung verdienen; und wir sind deshalb genau.

Lesurques glaubte, seine guten Verhältnisse machten es ihm zur Pflicht, seine drei Kinder in Paris erziehen zu lassen; und er siedelte deshalb nach der Hauptstadt über.

Kurz darauf besuchte ihn ein Freund aus Douai, Namens Guesno, um ihm ein Darlehn von 1000 Francs zurückzuzahlen.

Beide speisten mit einander in einem Kaffeehause in Gesellschaft eines gewissen Richard aus Douai, der mit Guesno gekommen war.

Während des Eſſens kam ein Bekannter Richards, Namens Couriol, und wurde gleichfalls eingeladen.

Dies fand vier Tage vor dem Ereigniſſe ſtatt, welches wir nunmehr erzählen.

Im Mai 1796 verbanden ſich ſechs Perſonen in Paris zur Ermordung des Lyoner Couriers und zur Beraubung ſeines Felleiſens. Es waren dies Vidal, Couriol, Roſſi, Dubosq, Durochat und Bernard. Der Letztere beſorgte nur Reitpferde für ſeine Genoſſen; am Morde ſelbſt nahm er keinen Theil.

Das Journal de Paris — wohlgemerkt — das offizielle Regierungsblatt jener Zeit, erzählte kurz nach der That die nähern Umſtände derſelben, wie folgt:

„Die Mörder des Lyoner Couriers waren Fünf an der Zahl. Einer derſelben nahm ſeinen Sitz an des Couriers Seite. Dies war Durochat, der am 27. Mai einen Platz in dem Poſtwagen von Lyon unter dem Namen Laborde nahm.

Die vier Anderen verließen Paris am Morgen deſſelben Tages zu Pferde. Sie wurden geſehn, als ſie Villeneure-Saint-Georges paſſirten, waren wohlgekleidete junge Leute, aßen in Montgeron zu Mittag und ſtiegen in Lieurſaint gleichfalls ab.

Als ſie den verabredeten Ort erreichten, verbargen ſie ſich in dem Walde, durch den die Straße führte, und warteten die Ankunft der Poſtkutſche ab.

Als dieſe die Stelle erreicht hatte, warf ſich Durochat, der außer dem Poſtillion allein mit dem Courier im Wagen ſaß, über dieſen her, ſtieß ihm mit der einen Hand ein Meſſer in's Herz, und ſchnitt ihm mit der andern mittelſt eines Raſirmeſſers die Kehle durch. Der Courier ſtarb, ohne einen Laut von ſich zu geben.

Inzwiſchen waren die vier Anderen an den Poſtillon herangeſprungen und zwangen ihn, die Poſtkutſche etwas abſeits von der Straße zu führen, wo ſie ihn dann gleichfalls mit Säbelhieben niederwachten und die Felleiſen beraubten. Sie enthielten im Ganzen 20,000 Francs, die zu vertheilen waren. Die Raubmörder beſtiegen ſodann die Pferde, Durochat das des Poſtillons und kehrten nach Paris zurück.

Zwiſchen 4 und 5 Uhr paſſirten ſie die Barriere Rambouillet. Das Pferd des Poſtillons fand man auf dem Carrouſſelplatze, wo es den ganzen Tag angebunden ſtand und endlich vom Poſtmeiſter erkannt wurde.

Dieſe Erzählung des Journals wurde ſpäter bei der Unterſuchung genau beſtätigt, und der Staatsanwalt brachte die Thatſachen in derſelben Weiſe vor die Geſchworenen in Melun.

Die vier Mörder waren in Montgeron geſehen worden, wo ſie zu Mittag aßen und Billard ſpielten, und in Lieurſaint, woſelbſt ſie auch verhaftet wurden.

Inzwiſchen war Guesno, Leſurques Freund, der ſich Geſchäfte halber zu Chateau-Tierry befand, nebſt ſeinem Wirth, Bruer, verhaftet worden, weil zufällig in dem Hauſe Couriel logirte, deſſen Papiere man nicht in Ordnung fand.

Guesnos Papiere wurden gleichfalls mit Beſchlag belegt; kurz darauf ward ihm indeß bedeutet, daß er ſelbe wieder erhalten könne, indem nichts Verdächtiges gegen ihn vorgefunden ſei.

Sein Freund Leſurques begleitete ihn nach dem Polizeiamt, wo gerade der Staatsanwalt Daubanton mit dem Verhöre von Zeugen über den Mord beſchäftigt war.

Zwei Dienſtmädchen, Groß Feté und Sauton, wollten alsbald in den beiden Eingetretenen zwei der Männer erkennen, die in Montgeron Billard geſpielt und Kaffee getrunken. Eine derſelben ſagte geradezu zu Leſurques, daß ſie ihm beim Anbinden ſeines abgeriſſenen ſilbernen Sporns behülflich geweſen, und — bei Leſurques wurde ein ſolcher Sporn gefunden.

Dieſe Ausſagen ſtützten ſich, wie ſich ſpäter ergab, auf eine außerordentliche Aehnlichkeit, welche Leſurques mit Dubosq und Guesno mit Vidal hatte.

Der Procurator warnte die Mädchen wiederholt, zwei Unſchuldige nicht auf das Schaffot zu bringen, denn es ſchien ihm zu unwahrſcheinlich, daß zwei Verbrecher ſich ſo frech der verfolgenden Behörde bloßſtellen ſollten.

Aber die Zeuginnen beharrten auf ihren Ausſagen, und Leſurques, Bruer und Guesno wurden verhaftet, und mit Couriol, Bernard und Richard vor Gericht geſtellt.

Bruer, Guesno und Richard wieſen ein Alibi nach und wurden entlaſſen.

Leſurques ſchaute mit Vertrauen auf eine baldige Darlegung ſeiner Unſchuld, obſchon ihn noch mehrere Zeugen als einen der Mörder identifizirten.

Er brachte funfzehn reſpektable Zeugen vor, die klar bewieſen, daß er während des ganzen Tages nicht in Montgeron geweſen ſein konnte.

Unter dieſen war ein Goldſchmied, der aus ſeinen Büchern beweiſen konnte, daß Leſurques einen großen Theil des Tages mit Einkäufen in ſeinem Magazin beſchäftigt geweſen.

Der Richter Gohier ließ ſich die Bücher vorlegen, und der Zufall wollte es, daß der buchführende Commis ſich verſchrieben, und ſtatt den 8. Floreal (27. Februar) den 9ten gezeichnet, dieſen Irrthum aber alsbald verbeſſert hatte.

Dieſer fatale Umſtand gab den Gerichten ein großes Präjudiz gegen Leſurques in die Hand. Alle Zeugen wurden als erkauft erklärt. Ueberhaupt benahm ſich Gohier während des ganzen Prozeſſes unerhört partheiiſch gegen den Angeklagten Leſurques, munterte die Belaſtungszeugen auf, und ſuchte die Entlaſtungszeugen durch Drohungen einzuſchüchtern.

Die Arbeiter im Hauſe Leſurques, die am beſten ein Alibi nachweiſen konnten, ließ er gar nicht vor. Der unglückliche Goldſchmied wurde von dem Richter ſo mißhandelt, daß er wahnſinnig wurde und im Irrenhauſe zu Chaunton ſtarb.

Ein anderer Entlaſtungszeuge, aufgefordert, die Wahrheit ohne Furcht und Aufregung zu ſagen, erklärte: „Ja, ohne Furcht und trotz der Anſtrengungen, die man machte, ſolche in mir zu erregen.“ Ein Mädchen wurde ob des Verfahrens von Seiten des Richters ohnmächtig.

Die Geſchworenen ſprachen Couriol, Leſurques und Bernard ſchuldig, und das Gericht fällte das Todesurtheil, obgleich während der Verhandlungen die Maitreſſe Couriols, Madelaine Breban, die Unſchuld Leſurques beſchworen hatte.

Als Couriol den Urtheilsspruch vernommen, rief er aus:

„Ja, ich bin schuldig! Lesurques aber ist ganz unschuldig, und Bernard hatte mit dem Morde Nichts gemein.“

In einem Briefe an den Richter wiederholte er diese Aussage, indem er schrieb:

„Ich habe Lesurques nie gekannt, meine Genossen sind: Vidal, Guesno, Durochat und Dubosq, dessen Aehnlichkeit mit Lesurques die Zeugen mißleitete.“

Und Madelaine Breban trat nochmals auf in Begleitung von Chauchois und Goulon, die ihre Aussage bestätigten.

Alle diese Umstände zwangen das Directorat, die Sache in die Hand zu nehmen. Es wurde eine Botschaft an die Nationalversammlung erlassen, in welcher es hieß:

„Soll Lesurques deshalb auf dem Schaffot sterben, weil er eine äußerliche Aehnlichkeit mit einem Spitzbuben hat?“

Aber die Nationalversammlung ging auf den Antrag des Abgeordneten Simon zur Tagesordnung über, weil man sich nicht recht in die Sachen der Gerichte mischen und besonders das junge Schwurgericht nicht discreditiren wollte.

Dabei kam zur Sprache, daß Lesurques ein Landgut besaß, daß allein jährlich 8500 Francs abwarf, nebst einem Hause in Douai, mehrere sonstige Ländereien und eine einträgliche Agentur — also lauter Umstände, die es sehr unwahrscheinlich machten, daß ein solcher Mann sich wegen eines Antheils an 20,000 Francs bei einem Raubmorde betheiligen würde.

Als dennoch alle Hoffnung und Aussicht auf Rettung vorüber waren, bereitete sich Lesurques auf den Tod mit jener Kaltblütigkeit vor, die ihm seine Unschuld eingab.

„Meine theuerste Freundin, schrieb er an sein junges Weib am Tage vor seiner Hinrichtung, Niemand kann seinem Schicksal entrinnen. Das Meinige ist, gerichtlich gemordet zu werden. Ich werde es ertragen mit dem Muthe, der uns Beiden eigen ist. Hier sende ich dir meine Haare. Wenn unsere Kinder groß geworden, so gieb ihnen dieses Erbtheil ihres Vaters; ich habe ihnen sonst Nichts zu hinterlassen.“

Vermögen und Ehre hatte ihm die „Gerechtigkeit“ geraubt. Ferner veröffentlichte er einen Brief in den Journalen, an Dubosq gerichtet, einen der von Couriol bezeichneten Mörder, in welchem es heißt:

„Du, an deſſen Stelle ich ſterbe, ſei zufrieden mit dem Opfer meines Lebens. Wenn du je der Juſtiz in die Hände fallen ſollteſt, gedenke meiner drei ſchuldloſen Kinder, die mit Schmach, wie meines Weibes, das mit Verzweiflung überhäuft iſt. Verlängere nicht dieſe traurigen Folgen unſerer unglücklichen Aehnlichkeit!“

Leſurques vergab öffentlich den Richtern und Belaſtungszeugen. Er fuhr in einem weißen Kleide auf einem Karren zum Schaffot. Neben ihm ſaß Couriol, der während des ganzen Weges unaufhörlich rief:

„Ich bin ſchuldig, aber Leſurques iſt unſchuldig.“

Mit ihnen wurde Bernard hingerichtet. So ſtarb Leſurques am 30. October 1796 unter dem Meſſer der Guillotine, ein Opfer des Schwurgerichts. — —

Wir können uns jetzt kurz faſſen.

Einige Monate ſpäter wurde Durochat verhaftet, bekannte, nannte ſeine Mitſchuldigen, behauptete bis zum letzten Augenblicke die Unſchuld Leſurques und ſtarb auf dem Schaffote.

Vidal, der mit Dubosq aus der erſten Haft entflohen war, wurde zwei Jahre darnach wieder ergriffen. Er ſagte daſſelbe aus und überzeugte die Zeugen, daß er, und nicht Guesno der rechte Mann ſei, was dieſe auch zugeſtanden. Er wurde gleichfalls hingerichtet. —

Endlich gelang es auch, des Dubosq habhaft zu werden.

Nicht durch die Thätigkeit der Polizei, ſondern durch die Bemühungen des Herrn Emery, eines Freundes von Leſurques, der auf eigene Koſten ein vollſtändiges Verfolgungsſyſtem gegen den Mörder eingerichtet hatte.

Er wurde in Paris ergriffen, und in ſeiner Wohnung fand man alle Werkzeuge eines Diebes, Einbrechers und Mörders. Mit einem Portrait von Leſurques confrontirt, geſtanden die Zeugen, daß ſie ſich früher geirrt, und daß Dubosq der rechte Mann ſei. Er

bestieg das Schaffot mit der Erklärung, daß Lesurques unschuldig verurtheilt sei. —

Nun war nur noch Einer von den Händen der Justiz zu erreichen, und drei Jahre nach Dubosq Hinrichtung wurde Rossi, auch Ferrari und Ligrand geheißen, ein Italiener, in Madrid ergriffen, nach Frankreich ausgeliefert und enthauptet. Als er der Guillotine ansichtig wurde, bekannte er seine Schuld, erklärte aber feierlich Lesurques vollständige Unschuld, was er in einem schriftlichen Bekenntnisse, welches er seinem Beichtiger anvertraute, ausführlich wiederholte.

Dies war der siebente Mann, der wegen eines Verbrechens hingerichtet wurde, das nach den Ergebnissen dreier verschiedener Geschworenen-Gerichts-Versammlungen nur von sechs Personen begangen ward. „Sie tauchten ihre Hände in Menschenblut, sagte Victor Hugo, um damit zu schreiben:

Du sollst nicht tödten!“

XII.

Eine Mutter ermordet ihre Tochter,

um die Schließung einer gemiſchten Ehe zu vereiteln.

Ein Schweizer Criminalfall aus dem Jahre 1842.

Jedoch das Schrecklichſte der Schrecken —
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Schiller.

Mit dieſen Worten unſeres großen Dichters an der Spitze beginnen wir die Erzählung einer der grauenhafteſten Unthaten, zu welcher je der Wahn ein menſchliches Herz geführt hat: die Mutter durchbohrt mit drei Meſſerſtichen die Bruſt ihrer leiblichen Tochter, weil ſie, dem katholiſchen Glauben zugethan, nicht von dem nichtkatholiſchen Geliebten, trotz der mütterlichen Bitte und Abmahnung, ablaſſen will, kalten Blutes und nach reifſter Ueberlegung.

Leider ſind wir außer Stande, aus den gerichtlichen Unterſuchungsverhandlungen den Fall vorzuführen, ſondern können ihn nur einem Buche*) nacherzählen, und zwar nur durch Mittheilung des darin aufgenommenen zweiten Verhörs, welches mit der des Tochtermordes angeſchuldigten Verbrecherin amtlich in Fragen und Antworten abgehalten worden iſt. Der Name der Behörde, welche die Unterſuchung geführt, iſt nur mit „Amt M.“ bezeichnet, der Name der Inquiſitin aber als: Leodegar Hechler von

*) Praktiſche Beiſpiele in Dr. Pfyffer's und J. B. zur Gilgen's Anleitung zur Führung von Unterſuchungen in Straffachen.

Entlebuch angegeben. Indeß ist das Verhörsprotokoll so vollständig und erschöpfend, und gewährt durch das darin enthaltene offene Geständniß eine so klare Anschauung der Sache, daß der Abgang der Einsicht der Akten kaum vermißt wird. Nur erfährt man daraus Nichts über das Alter der Tochtermörderin, ihre früheren Lebensverhältnisse u. s. w., sondern entnehmen daraus nur, daß sie dem Schweizer Bauernstande angehört.

Wir lassen das Verhörsprotokoll wörtlich folgen; und somit tritt dieser Fall zugleich in einer anderen äußeren Form des Vortrages wie die übrigen Mittheilungen des Volks-Pitaval vor das Auge des Lesers.

N., 20. März 1842.

Vor ..... Amt M.

Zweites Verhör mit Leodegar Hechler von Entlebuch.

Frage. Ihr habt gestern eingestanden, daß Ihr Eure Tochter Maria getödtet!

Antwort. Ja, weil ich es habe thun müssen.

Fr. Was war denn eigentlich die Ursache, aus welcher Ihr Eure Tochter aus der Welt geschafft habt?

A. Weil sie, wie ich, in der römisch-katholischen Religion geboren und erzogen ist, und mit einem Berner (einem aus Bern gebürtigen) der reformirt ist, eine Liebschaft hatte und heirathen wollte, was eine Sünde ist. Da habe ich gedacht, wenn sie das thue, so komme sie in die Hölle, und es sei besser, der Leib gehe zu Grunde, als die Seele; und so habe ich sie dann getödtet, wie recht und billig.

Fr. Wann seid Ihr denn auf den Gedanken gekommen, Eure Tochter Maria zu tödten?

A. Schon ungefähr vor 2 Jahren, als das Ketzerwerk mit dem Berner anging, habe ich gedacht: wenn er nicht nachgebe, so müsse das Mädchen herhalten. Die Strafe Gottes hat mich wegen des Dinges schon schwer genug getroffen. Seit der Berner in's Haus gekommen, habe ich kein Glück und keinen Segen mehr gehabt; es sind mir zwei Kühe und ein Roß verdorben, und der Hagel hat mir Alles zerschlagen, was gewiß nur wegen der

Bekanntſchaft meiner Tochter mit dem Berner geſchehen iſt; denn vorher war Alles gut gegangen.

Fr. Habt Ihr deswegen mit Eurer Tochter geſprochen?

A. Freilich; ich habe ihr tauſendmal geſagt: wenn ſie den Berner nicht aufgebe, ſo müſſe ich ſie aus der Welt ſchaffen. Ich habe es aber immer verſchoben, weil ich gedacht habe, der Schutzengel gebe ihr am Ende gewiß noch beſſere Gedanken ein.

Fr. Was war denn aber die Veranlaſſung, daß Ihr Euern Entſchluß gerade an jenem Tage ausgeführt und Eure Tochter aus der Welt geſchafft habt?

A. Das iſt ſo gegangen. Am ſelben Tage, Morgens gegen 6 Uhr, ging ich in den Stall, um zu melken. Während ich dort war, kam die Maria mit dem Berner in die Futtertenne. Da hörte ich denn, wie ſie miteinander weinten, und wie die Maria ihm heilig verſprach, daß ſie nicht von ihm laſſen und lieber mit ihm in die weite Welt gehen wolle, als ihn aufgeben. Da dacht' ich: jetzt iſt es Zeit, ſie wegzuſchaffen; denn jetzt iſt der Schutzengel ganz von ihr gewichen. Wenn ſie heim kommt, ſo muß ſie ſterben!

Ich ging nun ganz leiſe zum Stall hinaus in die Stube, nahm zwei Meſſer aus der Tiſchſchublade und ging damit vor das Haus hinaus und ſchliff ſie an dem dort ſtehenden Schleifſteine recht ſcharf, denn ich dachte: ich dürfe ſie nicht mehr martern als nothwendig; ſie ſei ja doch mein Fleiſch und Blut und gleiche ganz meiner ſeligen Mutter, die immer eine gar fromme und folgſame Frau geweſen.

Während des Schleifens betete ich noch fünf Vaterunſer und Ave Maria für ihr Seelenheil; und als die Meſſer in der Ordnung waren, ſo ſteckte ich ſie in meinen Tchoppenſack und ging damit in die Stube, nahm ein Gebetbuch aus dem Schrank und las darin, bis die Tochter kam.

Ich mag ſo etwa eine Viertelſtunde geleſen haben, ſo kam die Maria auch in die Stube, ſetzte ſich auf die Bank neben dem Fenſter zum Spinnrade und begann zu ſpinnen. Sie redete aber Nichts, und ich ſah wohl, daß ſie geweint hatte.

Jetzt — dachte ich — muß es ſein, ging auf meine Tochter los, zog das eine Meſſer, das größere nemlich, hervor, und gab ihr den erſten Stich.

Fr. Wohin habt Ihr ſie denn zuerſt geſtochen?

A. In die linke Bruſt. Sie machte darauf eine ſtarke Bewegung mit den Füßen, ich weiß ſelbſt nicht wie; das Spinnrad iſt einmal dadurch umgefallen.

Ich ergriff ſie nun mit der linken Hand beim Halſe und zog ſie von der Bank auf den Boden, gab ihr dann mit dem gleichen Meſſer noch einen Stich in den Hals und noch einen anderen in die Bruſt.

Als ſie ſich aber immer noch bewegte, ſo zog ich das zweite Meſſer hervor und ſchnitt ihr die Gurgel ab, damit ſie nicht mehr lange leiden müſſe.

Hierauf ging ich mit den Meſſern in die Küche, reinigte ſie dort an einem an der Thür hangenden Handtuche und legte ſie darauf wieder in die Tiſchſchublade in der Stube.

Fr. Habt Ihr Etwas zu Eurer Tochter geſagt, als Ihr mit dem Meſſer auf ſie zugegangen ſeid?

A. Als ich auf ſie zuging, ſagte ich noch Nichts, damit ſie nicht erſchrecke und Lärm mache, ſondern erſt, als ich bei ihr ſtand, zog ich ſchnell das Meſſer und ſagte während des Stechens zu ihr: „Da haſt du deinen Berner! Es iſt beſſer, der Leib gehe zu Grunde, als die Seele.“

Fr. Hat die Tochter darauf Etwas erwidert?

A. Ja, ſehet, Herr! das iſt gar geſchwind gegangen: Reden und Stechen war Eins.

Als ſie den Stich bekam, rief ſie aus: Jeſus Maria! Weiter konnte ſie Nichts mehr reden, aber bewegt hat ſie ſich wohl noch; ich glaube aber, die Hauptſeele iſt ſchon bald aus ihr geweſen, als ſie den erſten Stich erhalten hatte; denn ich habe expreß gleich anfangs ſtark geſtochen, damit es gleich mit ihr fertig ſei und ſie nicht lange leiden müſſe.

Fr. Wie ſeid Ihr aber auf den Entſchluß gekommen, Euer Kind auf die eben erzählte Art aus der Welt zu ſchaffen?

A. Ich war lange mit mir uneins, wie ich es anfangen wolle. Ich war früher Willens, sie einmal des Nachts während des Schlafens zu erwürgen. Da dachte ich wieder, das gehe auch nicht, denn erstlich könnte sie erwachen, bevor ich ihr den Strick um den Hals gelegt hätte, und zweitens hätte sie dabei lange leiden müssen.

So habe ich lange nicht mit mir einig werden können; endlich dachte ich, sei es am besten, ich ersteche sie, wie ich denn auch gethan habe. Den Entschluß, sie zu tödten, hatte ich schon lange gefaßt; nur wußte ich nicht recht, wie's zu machen.

Fr. Wann habt Ihr denn den Entschluß gefaßt, sie wirklich zu erstechen?

A. Am gleichen Morgen, als ich sie erstochen habe, als ich aus dem Stalle heimkam, nachdem ich sie vorher mit dem Berner in der Futtertenne gesehen hatte.

Fr. War Jemand zu Hause, als Ihr in die Stube tratet?

A. Ja, mein kleiner Bub, der Martin und das jüngere Töchterlein, die Gertrud, ich schickte sie aber gleich fort zu Nachbar Steffens und sagte ihnen: wenn sie um halb 11 Uhr wiederum da seien, so sei es früh genug.

Fr. Warum habt Ihr die Kinder fortgeschickt?

A. Weil ich nicht wollte, daß sie dabei seien, wenn ich die Maria aus der Welt schaffe. Ich habe gedacht, das sei nichts für Kinder; wenn sie so Etwas sähen, so könnten sie Nachts vor Furcht nicht schlafen. Ich hätte ihnen aber nichts zu Leide gethan, wenn sie geblieben wären; denn die laufen noch keinem Berner nach.

Fr. Würdet Ihr die That nichts desto weniger verübt haben, wenn die Kinder nicht weggegangen wären?

A. Das wäre mir am Ende Eins gewesen, ob sie geblieben, oder nicht. Nachdem ich einmal in der Scheune den Entschluß gefaßt: „Jetzt muß sie sterben, sobald sie heimkommt!" so hätte ich ihn ausgeführt, auch wenn die übrigen zwei Kinder zu Hause geblieben. Ich habe aber gedacht, es sei doch besser, sie gehen vorher, obgleich ich fast glaube, sie wären Beide, sobald die Sache angegangen, davon gelaufen; denn so Etwas schaut Niemand gern

an, wenn er nicht muß, und abwehren hätten ſie nicht können, denn ſie ſind noch gar jung und furchtſam.

Fr. Hattet Ihr den Entſchluß, Euch zur Tödtung Eurer Tochter der zwei Meſſer zu bedienen, ſchon gefaßt, als Ihr die Kinder fortſchicktet?

A. Nein. Daß ich ſie den gleichen Morgen noch tödten wollte, ſobald ſie heimkomme, dazu hatte ich, wie geſagt, den Entſchluß im Stalle ſchon gefaßt; aber der Gedanke, die Meſſer zu gebrauchen, iſt mir erſt gekommen, als die Kinder fort waren.

Fr. Wie iſt Euch denn dieſer Gedanke gekommen?

A. Ich will Euch ſagen, wie das gekommen. Ich darf es wohl; denn ich glaube, vor Gott wohl gehandelt zu haben, wenn die Menſchen mich ſchon beſtrafen wollen.

Als die Kinder fort waren, dachte ich anfangs, ich wollte ein kleines Handbeil nehmen, welches im Speicher liegt, und die Maria zu Tode ſchlagen, wenn ſie in die Stube trete. Ich ging zu dem Ende zur Tiſchſchublade, worin gewöhnlich der Speicherſchlüſſel liegt. Wie ich ſie herauszog, fielen mir die zwei Meſſer in die Hände. Die thun es auch! dachte ich und bin dann, wie geſagt, gegangen und habe ſie geſchliffen.

Fr. Warum nahmt Ihr zwei Meſſer?

A. Ich habe gedacht, es ſei beſſer, ich nehme zwei, anſtatt nur eines. Ich meinte nemlich, es wäre möglich, daß mir eins beim Stechen zufällig brechen, oder, falls ſie ſich zur Wehre ſtellen würde, entfallen könnte, und ſo hätte ich dann jedenfalls noch eins.

Fr. Ihr gabt vorhin an: Ihr hättet Euch des zweiten Meſſers bedient, um Eurer Tochter die Gurgel abzuſchneiden. Weshalb thatet Ihr das?

A. Ich dachte, das zweite Meſſer werde beſſer ſchneiden als das erſte, weil es noch nicht gebraucht war, während ich bereits mit dem erſten ſchon mehrere Male geſtochen hatte.

Fr. Wie lange währte es, nachdem Ihr die Meſſer geſchliffen, daß Eure Tochter nach Hauſe kam?

A. Wie gesagt, etwa eine Viertelstunde, nachdem ich die Messer geschliffen, nahm ich das Gebetbuch und las darin. Ich habe etwa eine Viertelstunde gelesen, und da ist sie gekommen.

Es ist dann gleich losgegangen; ich habe nur gewartet, bis sie gesessen und zu spinnen angefangen. Man hätte keine fünf Vaterunser andächtig beten können von der Zeit an, wo sie in die Stube getreten, bis sie den ersten Stich erhalten; und von da an ging es kaum fünf Minuten, bis sie ganz todt war.

Fr. Warum habt Ihr in dem Gebetbuch gelesen?

A. Um mich in meinem Entschlusse zu stärken.

Fr. Habt Ihr außer dem Gebetbuche noch andere Bücher?

A. Ja, noch zwei, eins, ein altes mit Bildern, worauf der Himmel und die Hölle gar erschrecklich schön beschrieben sind, und dann noch einen Katechismus, wie man ihn in den Schulen gebraucht.

Fr. Die katholische Religion, wozu Ihr Euch bekennt, erlaubt aber eine solche That, wie Ihr verübt habt, nicht, sondern verbietet sie vielmehr.

A. Das Licht von Oben herab lügt nicht, das hat mir eingegeben, daß ich Das vollbringen soll, was ich gethan habe.

Fr. Was war das für ein Licht?

A. Das Licht von Oben herab, der heilige Geist oder der Schutzengel. Einer von Beiden ist gekommen und hat mir eingegeben, daß ich die Tochter Maria, wenn sie den Berner heirathen wollte, aus der Welt schaffen solle.

Fr. Das göttliche Gesetz verbietet aber die von Euch begangene That ausdrücklich; mithin kann sie Euch nicht von Oben herab, d. h. von Gott, eingegeben sein.

A. Ich weiß wohl, daß ich gestraft werde; ich leide aber gern.

Fr. Wenn Ihr selbst einsehet, daß Ihr eine strafbare Handlung begangen, so müßt Ihr auch gewärtigen, daß Dasjenige über Euch ausgesprochen werde, was dem Gesetze gemäß ist.

A. Ja, das weiß ich wohl. Mit mir ist es fertig. Ich denke, Sie werden mir wohl den Kopf abhauen; denn wer

eine ſolche Mordthat begangen, mit dem iſt es aus, und ich unterwerfe mich recht gern der Strafe.

Fr. Habt Ihr denn ſchon vor der That gewußt und überlegt, daß Ihr geſtraft werdet, wenn Ihr Eure Tochter umbringt?

A. Ja wohl dachte ich daran und wußte es ſchon vorher. Ich bildete mir wohl ein, daß es auch mein Leben koſten würde.

Fr. Und dennoch konntet Ihr Eure Tochter tödten?

A. Jawohl! denn es hat ſein müſſen.

Fr. Reut Euch die That auch jetzt noch nicht?

A. Nein, das reut mich jetzt noch nicht; denn was man thun muß, braucht Einem nicht zu reuen. Die Seele meiner Tochter iſt jetzt gerettet; ſie iſt im Himmel und ſingt mit den heiligen Engeln.

Fr. Aber wenn Euch ſoviel an dem Seelenheile Eurer Tochter gelegen, habt Ihr denn kein Bedenken getragen, ſie ſo plötzlich zu tödten, ohne ihr vorher Zeit zur Bereuung ihrer Sünden zu laſſen?

A. Ja, eine große Sünde iſt es geweſen, daß ſie den Berner hat heirathen wollen. Aber — das macht Alles Nichts; ſie hat durch ihr Blut alle Sünden abgewaſchen, wie die heiligen Märtyrer, und genießt nun die himmliſchen Freuden.

Auch ich werde bald dort ſein, denn auch ich bin ein Märtyrer, weil ich derowegen das Leben laſſen muß, daß ich die Seele meiner Tochter gerettet habe.

Fr. Das ſind aber Alles unrichtige Gedanken, die Ihr nie in Euch hättet aufkommen laſſen ſollen.

A. Das Licht von Oben ſcheint hell herab, und was dieſes dem Menſchen eingiebt, iſt untrüglich.

Fr. Habt Ihr ſonſt noch Etwas anzubringen?

A. Ich weiß Nichts, ich habe Alles geſagt.

Abgeleſen und beſtätigt.

(Name der Angeklagten, des Unterſuchungsrichters, der Urkundsperſonen und des Aktuars.)

Ueber den weiteren Verlauf der Unterſuchung, die nur mit dem Todesurtheile enden konnte, iſt uns Nichts bekannt. Die

Tochtermörderin war, wie ihre Antworten auf die ihr gestellten Fragen ergeben, eine sonst ruhige, besonnene und für ihren Stand verständige Frau; die Antworten aus ihrem Munde sind unverkennbar wörtlich in's Verhörs-Protokoll aufgenommen; die Fragen bekunden die Meisterqualification des Untersuchungsrichters, und so gewährt die wörtliche Mittheilung des Protokolls den Lesern höheres Interesse und klarere Einsicht in den Charakter der Angeschuldigten und ihrer That, als eine nackte Geschichtserzählung. Der Himmel hat ihr die That eingegeben zur Rettung der Seele ihrer Tochter. Dieser Wahn machte die verständige Mutter zur Mörderin ihrer Tochter. Daß sich ein solcher Wahn bei ihr einbürgern konnte, wird minder überraschen, wenn man den Einfluß und die Einwirkung des Clerus in einem katholischen Schweizer Canton auf den weiblichen Theil der Kirchengemeinde in Bezug auf Eingehung gemischter Ehen berücksichtigt; denn jener Clerus lehrt und predigt als Strafe wider selbe — ewige Verdammniß. —

XIII.

Pauline Nas erſtickt ihr Kind an der Mutterbruſt aus Noth und Verzweiflung.

Abgeurtheilt vom Großherzoglich Heſſiſchen Hofgericht zu Darmſtadt mittelſt Todesurtheils vom 20. November 1844.

Der Volks-Pitaval hat in ſeiner Einleitung unter der Aufſchrift: Wie wird man Verbrecher? bereits zwei Fälle gebracht zum Erweiſe, wie die Geſtaltungen des Lebens und die ſocialen Verhältniſſe ein lauteres Glied der bürgerlichen Geſellſchaft zum Verbrecher ſtempeln können. Der hier folgende Fall bewahrheitet nicht minder, daß „Hülfloſigkeit, Hunger und Noth die großen Mütter der Verbrechen ſind, und der Menſch ſich mit Bewußtſein in den ſtrafenden Arm der Geſetze wirft, weil ſie milder ſind als das Leben, und ſeine Freiheit bereitwillig opfert gegen Brod und Obdach.“ Einen ſolchen Fall will ich erzählen.*)

Nach Biebesheim kam am 30. November 1843 gegen Abend eine fremde Weibsperſon, die ſich durch ihre Papiere als Pauline Nas von Obersheim auswies, mit ihrem kleinen Kinde, welches ſie außerehelich am 6. November unter Zuziehung einer Hebamme zu Eſchollbrücken geboren hatte, weil ſie blutarm war, wies ihr der Bürgermeiſter das Hirtenhaus zum Uebernachten an. Anderen Morgens zeigte ſie demſelben den Tod ihres Kindes an. Man ſchritt zur Beſichtigung der Kindesleiche, die in der ungeheizten Armenſtube auf Stroh lag, mit einem Hemdchen und einigem

*) Nach dem amtlichen Bericht des Kriminalgerichts zu Darmſtadt vom 23. April 1844 erzählt.

Kinderzeug bekleidet. Bläuliche Hautflecken, eine Blutkruste am rechten Nasenloch, Blutunterlaufungen am Kopfe, erkannte der Gerichtsarzt als durch Anwendung äußerer Gewalt entstanden, durch Zusammendrückung des Kopfes mit der flachen Hand; der Hals war sehr beweglich, und durch gewaltsames, überstarkes Vor- und Rückwärtsbiegen des Kopfes entstanden. Die Lungen waren mit schwarzem Blute ausgedehnt angefüllt, sie hatten ein plötzliches Hinderniß gefunden, sich in die linke Herzkammer ergießen zu können, wonach das Kind den Erstickungstod erlitten haben mußte.

Pauline Ras, 26 Jahr alt, ein Vagabundenkind, war von früh auf ihrem Vater, einem von Ort zu Ort mit seinem Schleifkarren und seiner ganzen Familie im In- und Auslande umherziehenden Scheerenschleifer folgend, von ihrer Heimath Wonsheim entfernt; sie war von neun Geschwistern die Aelteste, hatte nie, auch nicht eine Stunde lang auf einer Schulbank gesessen, aufgewachsen wie eine Pflanze auf freiem Felde. Ihre Mutter, nicht vom besten Lebenswandel, dem Trunk ergeben, behandelte die Kinder wie die Hunde, und lebte in stetem Hader mit ihrem Manne; nach dessen Tode, wo Pauline das siebente Lebensjahr erreicht hatte, sie das Scheerenschleifergeschäft ein Jahr hindurch fortsetzte, und dann auf der Landstraße, hart am Wege ihren Branntweinrausch verschlafend, nicht wieder erwachte, sondern, da es sehr kalte Winterszeit war, erfror.

Die Leiche ward auf einem Karren nach Brezenheim gebracht, und ehe sie beerdigt worden, entfernte sich Pauline heimlich, weil man — wie sie angab — ihr zumuthete, zur Nachtzeit allein bei ihr zu wachen. Ohne Geld, um bei Hockenheim das Fährtgeld bezahlen zu können, watete sie trotz der Kälte bis an den Leib im Wasser durch die Nahe, und begab sich dort zunächst zu einer armen Familie, die früher sie und ihre Mutter oft beherbergt hatte.

Vierzehn Tage hindurch hielt dieselbe das verlassene Mädchen bei sich, wo sie eine Seiltänzerfamilie, die das Dorf passirte und vernahm, daß sie elternlos sei, zu sich nahm; sie zog gleich anderen Tages weiter mit ihr von Ort zu Ort, Mägdedienste versehend, während die Uebrigen tanzten und musicirten, durch Holland, Belgien und Frankreich bis Charlesroi, wo sie erkrankte und die Gesellschaft verließ.

Nach ihrer Wiedergeneſung im Hoſpital wollte ſie nach Deutſchland zurück, und erhielt auf dem Polizeiamt Reiſegeld. Sie nahm ihren Weg über Paris, ganz allein und ungefähr dreizehn Jahre alt, wo ſie bei einem deutſchen Wirth einen Dienſt erhielt. Fünfzehn Jahr alt verließ ſie Frankreich, begab ſich nach Heſſen-Darmſtadt und diente an verſchiedenen Orten als Magd.

Ihre letzten Magddienſte verſah ſie zu Meſſenhauſen, wo ſie ſeit dem Jahre 1840 bei verſchiedenen Geſchirrhändlern, welche mit ihren irdenen Waaren auf einem Karrn von Markt zu Markt zogen, ohne Klage diente. Von Pfingſten 1843, wo ſie wegen Schwangerſchaft aus dem Dienſte trat, zog ſie unſtät allein von Ort zu Ort und bettelte, zog dann und wann auf kurze Zeit mit Geſchirrhändlern umher, und meldete ſich in Mainz und Heidelberg, um in eine Gebäranſtalt aufgenommen zu werden; ſie ward aber abgewieſen, hier, weil die Aufnahme erſt kurz vor der herannahenden Niederkunft ſtatt fand, dort, weil Ausländerinnen nicht aufgenommen werden.

Sie kam bis Eſchollbrücken, ward hülfsbedürftig von dem Ortsvorſtand bei einem Strumpfweber untergebracht, und kam dort nieder. Fünfzehn Tage auf Koſten der Gemeinde verpflegt, trieb ſie ſich bettelnd umher, bis ſie nach Biebesheim kam, wo ſie beim Dorfhirten und Nachtwächter einquartirt wurde.

Die ganze Familie ſchlief in einer Kammer, und für Pauline ward dann ein Strohlager bereitet, worauf ſie, ihr Kind im Arme, ſchlief. Morgens, als die Frau des Dorfhirten aufgeſtanden und in der Küche beſchäftigt war, rief Pauline ſie mit ängſtlicher Stimme, ſchnell hereinzukommen, und mit den Worten: Mein Kind iſt todt, was mache ich jetzt? zeigte ſie der Eintretenden das todte Kind auf dem Strohlager. —

Verhaftet und dreimal verhört, ohne zu geſtehen, machte ſie im vierten Verhöre Geſtändniſſe, indem ſie ſagte:

Ich bitte um gnädige Strafe, ich will Alles ſagen, wie es iſt; ich will Ihnen die reine Wahrheit ſagen. In dem Hirtenhauſe war das Kind unruhig, ich gab ihm die Bruſt, es trank nicht recht, beruhigte ſich nicht und ſchrie fort. Ich genirte mich vor den Hirtenleuten, denn in Goddelau, wo ich die dritte Nacht

vorher übernachtete, raiſonirte der Wirth und verfluchte mein Kind, weil es auch ſo ſchrie. Ich nahm daher mein Kind, welches an meiner linken Seite lag, und drückte es einigemal ſtark wider meine Bruſt; darüber iſt das Kindchen ſtill geworden. Es regte ſich nicht mehr; ich war voll Schlaf und ſchlief gleich ein. Als ich Morgens erwachte, lag es todt neben mir. Ich kann nicht anders annehmen, als daß es durch mich um's Leben gekommen; vorſätzlich hab' ich's nicht umgebracht, es kann aber ſein, daß ihm, als ich es an meine Bruſt drückte, der Athem ausgegangen, es iſt aber auch möglich, daß ich mich im Schlafe auf das Kind gelegt und es ſo erſtickt habe.

Als man ihr erklärte, daß ihrer Angabe nicht voller Glaube geſchenkt werden könne, ward ſie bereit, „die reine Wahrheit zu ſagen und Alles zu geſtehn, wie es mit dem Kindchen gegangen."

Denken Sie, begann ſie, meine traurige Lage, ich wußte nicht, wo ich Nahrung für mich und das Kind hernehmen ſollte. Als ich nach meinem Kindbette von Eſchollbrücken weiter wanderte und vor dem Orte angekommen war, kniete ich unter freiem Himmel nieder, und that ein heiliges Gebet zu unſerm lieben Herrgott, er möge mir beiſtehen und das Kindchen zu ſich nehmen. Ich wußte nicht wohin und woher. Die Frau des Strumpfwebers hatte mir ſechs Kreuzer geſchenkt, weiter hatte ich keinen Heller. Ich hatte gar Nichts, als mein Kind und ein Paar armſelige Kleider; mein Geld war ausgegeben, ich wanderte weiter, konnte nicht einmal mehr Schlafgeld bezahlen, ich wußte mir nicht mehr zu helfen. Hie und da erhielt ich Etwas zum Lebensunterhalt geſchenkt. So traurig auch meine Lage war, ſo wollte ich mich mit meinem Kinde immer noch fortſchaffen.

Wenn nur unſer Herrgott das Kindchen zu ſich nähme! das war mein ewiger Gedanke, denn wo ſollte ich auch hin? Der Vater meines Kindes wollte nichts davon wiſſen und iſt auch, wie ſeine ganze Familie, blutarm. Nach Obersheim konnte ich auch nicht, denn dort hätte mich Niemand aufgenommen; überall war mein Kind zuviel.

Auch in dem Hirtenhauſe flehete ich zu Gott, er möge es zu ſich nehmen. So kam mir auf einmal der Gedanke,

mein Kindchen umzubringen. Ich dachte: unser lieber Herrgott wird für mich noch Gnade haben. In dem Elend und Kummer hätte ja mein Kind nicht aufkommen können, ich wußte nicht, was ich anfangen sollte; ich sage Ihnen noch einmal: ich hätte mich und das arme Kind nicht mehr ernähren können. Mich immer so fort zu betteln, konnte ich nicht, und da faßte ich den Gedanken: dem Kindchen ist es besser so, als wenn es in dem Elend umkommt, und als es neben mir lag, habe ich es wider mich gedrückt. Ich drückte es dreimal wider meine Brust und mit der Hand wider den Schlaf, und da ist es ausgeblieben.

Mein Kind, das leugne ich nicht, habe ich umgebracht; in meiner Lage dachte ich aber doch noch Gnade bei Gott zu finden. Ich hätte mein Kind nicht umgebracht, wenn ich für dasselbe und mich zu leben gehabt hätte. Jetzt sehe ich, was ich begangen, deutlicher ein; ich bereue meine That, und hätte ich es noch einmal zu thun, so würde ich es nicht thun; ich würde mich lieber fortgebettelt haben, und wenn ich verhungert wäre. Es ist dies mein erstes Verbrechen, und hoffe ich noch Gnade zu finden.

Ich faßte das Kind mit der Hand am Kopf und drückte es in meine linke Brust, es dehnte sich noch, ich drückte es noch einmal in meine Brust, es fiel darauf ganz matt in meinen Arm zurück, darauf drückte ich es noch einmal mit der Hand an den Schläfen. Vorher schon war das Kind aber ruhig, ich dachte indeß, der Druck an die Schläfen werde es völlig tödten, wenn es noch nicht völlig todt sein sollte. In meiner schrecklichen Lage hatte ich einmal den bösen Gedanken, und da setzte ich die That fort, bis das Kind ganz todt war. Die ganze That kann keine halbe Stunde gedauert haben. Das erste Mal drückte ich das Kind vielleicht ein Vaterunser lang, das zweite Mal dauerte es länger; da kann ich vielleicht eine kleine Viertelstunde lang das Kind an meine Brust gedrückt haben, das dritte Mal drückte ich fest, aber nicht lange, denn es schien mir gleich, daß es gar kein Leben mehr habe. Es geschah zwischen drei und vier Uhr. Dann schlief ich in Folge meiner Müdigkeit ein, bis zu der Zeit, wo ich die Hirtenfrau hereingerufen habe.

Ich dachte, die Sünde sei nicht so groß, wenn ich es umbringe, so lange es noch klein sei, als wenn ich es später gethan hätte. Wer weiß, wie es dem Kinde noch gegangen wäre; es hätte ja auch noch ein Krüppel werden können. Wäre ich nicht in der großen Armuth gewesen, und hätte gewußt, was ich mit dem Kinde anfangen sollte, so hätte ich es nicht gethan.

Das Urtheil brach über „Inquisitin, wegen mit Vorbedacht verübter Tödtung ihres vier und zwanzigtägigen Kindes" den Stab. Der Großherzog milderte im Gnadenwege die erkannte Todesstrafe in lebenswierige Zuchthausstrafe, wobei der Verurtheilten eröffnet wurde, daß, wenn sie sich eine Reihe von Jahren in der Strafanstalt durchaus untadelhaft betragen, alsdann eine fernere Begnadigung in Erwägung genommen werden solle. Dies solle nach Ablauf von acht Jahren erfolgen.

Ohne Heimath, ohne Verwandte, ohne Zufluchtsort, ohne Verdienst und Erwerbsquelle, von allen Hülfsmitteln zur Gewinnung ihres Unterhalts entblößt, arm, in ärmlicher Kleidung, der Winter vor der Thür, das Kind, sie an Arbeit hindernd, ohne Dienst und Unterkommen, obdachlos die Welt durchirrend, hülflos und bedrängt, in Elend, Noth und Verzweiflung, in der Erziehung verwahrlost, ohne Schul- und Religionsunterricht — das war die Lage, in der sich die Unglückliche befand, als sie den Mordgedanken faßte, dessen Bestrafung sie im Entdeckungsfalle wohl kannte, aber von der Größe der Strafe, die sie gesetzlich erwartete, keine Kenntniß hatte, indem sie selbst äußerte: „ich wünsche, daß ich meine Strafe bald bekomme, damit ich wieder die Freiheit erlange; denn ich will meine jungen Jahre nicht im Arrest zubringen."

Trotz ihrer Lebensverhältnisse war sie nicht so verwildert, wie man glauben sollte, sie scheint Achtung vor fremden Eigenthum gehabt zu haben, und scheint auch wenig mit Polizeibehörden in Conflikt gekommen zu sein. Möglich, daß sie nach überstandener achtjähriger Zuchthaushaft ein nützliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft später geworden, deren segensreichen Wohlthaten sie in Folge ihrer Geburt und Lebensweise früher nicht theilhaftig gewesen. Uns fehlen — was wir bedauern — die Nachrichten darüber.

XIV.

Ein Pfarrer als Postwagendieb und sechsmaliger Mordbrenner.

Durch das Bezirksgericht zu Baden und das Obergericht zu Aarau am 5. und 6. August 1834 zum Tode verurtheilt und enthauptet.

Im Dezembermonat 1833 wurde zweimal kurz nacheinander der von Aarau nach Zürich zur Nachtzeit fahrende Postwagen mittelst gewaltsamen Erbrechens des hinteren Deckelkastens um namhafte Summen beraubt, und im darauf folgende Jahre brachen zu Wohlenschwyl, Birchard und Mügewyl Feuersbrünste aus, wodurch acht Gebäude eingeäschert wurden und zwei Menschen ums Leben kamen.

Wer verübte diese Verbrechen? — Der Pfarrer Peter Welti zu Wohlenschwyl. Das wider ihn gesprochene Todesurtheil des Obergerichts des Kantons Aargau enthält ganz kurz zusammengestellt die Sache, also lautend:

Aus den freien Geständnissen und den damit übereinstimmenden Thatumständen geht hervor, daß Peter Welti von Ittenthal, gewesener Pfarrer von Wohlenschwyl, 35 Jahre alt, katholischen Glaubensbekenntnisses, von unbedeutendem Vermögen, wegen beschwerten Diebstahls und mehrfach beschwerter Brandstiftung verführt, schon im Frühjahr 1832, als er die Pfarre zu Wohlenschwyl bezogen, sich in einem nicht unbedeutenden Schuldenstande befunden, theils von seinen früheren, der wissenschaftlichen Bildung geweihten Jahren her, theils in Folge von Geldanleihen, die er bei dem Antritt der Kaplaneipfründe von Stetten und nachher der Pfarrpfründe von Wohlenschwyl, öfter auch im Drange einer schwelge-

rischen und unsittlichen Lebensweise erhoben, die ihn mit gänzlichem häuslichen Verfall zu bedrohen angefangen.

Um sich nun aus dieser mißlichen Lage zu retten, kam er zu dem Entschlusse, den täglich, aber nächtlicher Weile von Aarau nach Zürich fahrenden Postwagen zu plündern.

In dieser Absicht begab er sich am 13. Dezember 1833 früh Morgens halb 2 Uhr von Hause bis zu einem Hügel in der Nähe von Eckwyl, hielt sich daselbst an der Straße versteckt, eilte, als gegen 2 Uhr der Postwagen heranfuhr, demselben nach und nahm, nachdem er den Deckel des am hintern Theile des Wagens angebrachten Kastens durch Aufreißen des Schlußeisens geöffnet, aus einem zugesiegelten ledernen Beutel eine Summe von 1250 Francs an Geld heraus und begab sich damit zu Hause.

Einige Tage darauf, am 19. Dezember, wiederholte er den Postengriff auf dieselbe Weise und am selben Orte, und erbeutete 471 Francs; er befriedigte aus dem Gesammtbetrage von 1721 Francs einige seiner am meisten andringenden Gläubiger.

Durch den Erfolg dieser beiden Unternehmungen noch mehr aufgemuntert, versuchte er noch zweimal dasselbe Verbrechen; beide Versuche schlugen aber fehl.

Seiner Geldverlegenheiten dadurch noch immer nicht enthoben, gerieth Welti nunmehr auf den Gedanken, seine eigene Pfarrwohnung zu Wohlenschwyl, da er seine darin befindliche fahrende Habe bei der schweizerischen Brandversicherungsgesellschaft um 3000 Francs versichert hatte, in Brand zu setzen, um durch den erwarteten Ersatz dieser Summe den Anforderungen der ungestümen Gläubiger zu genügen.

Um aber jeden, auch den fernsten Verdacht hierbei von sich abzulenken, richtete er am 10. Januar 1834, Abends gegen 6 Uhr, seinen Angriff nicht unmittelbar auf das Pfarrhaus, sondern beschlich die Wohnung seiner Nachbaren, Jakob Meyer und Caspar Saxer, und legte in einer hinteren Ecke der Scheune derselben ein Stück brennenden Schwammes, um die Scheune zu entzünden.

Bald darauf, als er sich wieder in die Pfarrwohnung begeben, brach das Feuer aus und äscherte die Wohnung bis auf den

Grund ein. Als jedoch das Pfarrhaus trotz der Nähe des Feuers nicht auch in Brand gerathen sei, begab sich Welti auf die entgegengesetzte Seite seines Hauses und zündete daselbst auf gleiche Weise die Behausung des Jakob und Martin Florian Wirth an, die gleichfalls von den Flammen ganz verzehrt wurde, und in welcher ein Kind von 10 Jahren seinen Tod fand.

Als nichts desto weniger das Pfarrhaus unversehrt blieb, begab sich Welti auf den Estrich seines Hauses und leerte daselbst seine brennende Pfeife in einen Strohsack aus. Aber als dieses zu brennen begann, und dadurch über dem Dache des Pfarrhauses Rauch entstand, ward das Umsichgreifen der Gluth durch die herbeieilende Menge verhindert und der brennende Strohsack auf die Straße hinuntergeschleppt.

Bei diesem Brande wurden 18 Personen ihres Obdachs und mehrentheils auch ihrer Habe beraubt. Aber auch Welti, wegen seines eigenen unvorsichtigen Benehmens mit stündlich stärkerem Verdacht vom Gerichte forkan als Brandstifter vermuthet, ward von dieser Zeit an in noch weit schlimmere Lage als zuvor versetzt, aus welcher er keinen Ausweg zu finden wußte, als durch Verübung neuer Verbrechen, den Anschein von den bereits begangenen von sich abzulenken, und die ohnehin schon in Angst und Schrecken versetzte Gegend auf den Gedanken einer Mordbrennerbande, welche jene verübt habe, zu leiten.

In Ausführung dieses von der Verzweiflung eingegebenen Vorsatzes, begab er sich am 6. Februar, Morgens 5 Uhr, zuerst nach Mügewyl und zündete dort das Haus des Hans Huber mittelst Einschiebung eines Stückes brennenden Schwammes am hinteren Dachtheile an, weckte die Hausleute mittelst Klopfens am Fenster und rettete selbst das Vieh aus dem Stalle.

Das Feuer griff rasch um sich, und geriethen außer dem angezündeten Hause noch vier andere in Brand. Die Schwester des Huber kam in den Flammen um, ihr Bruder und ihre Schwester erlitten starke Brandwunden.

Zwölf Tage später, als aus der Scheune der Gebrüder Seiler zu Wohlenschwyl Stroh genommen, zündete Welti das unter dem Hausdache gelagerte Stroh an, die Scheune ging in Flammen

auf. Drei Tage nachher brannte, gleichfalls von ihm angezündet, die nahegelegene Wohnung des Heinrich Wüſt ab.

Nach dieſem letzten Vorfalle war Welti bereits ſo ſehr der allgemeine Fingerzeig geworden, daß eine Unterſuchung ſofort gegen ihn eingeleitet ward, in welcher er, nach mehrmaligen Entweichungsverſuchen aus der Haft, nur nach langem Leugnen ſich der bisherigen abgefeimten Ausflüchte begab, und das freie Geſtändniß ſeiner Reihe von Miſſethaten ablegte, wodurch er einen Schaden von 52,503 Francs angerichtet hatte.

„Mit tiefverwundetem reuevollen Herzen ſehe ich meine großen Verbrechen ein, und erkenne, als dem Recht und der Gerechtigkeit angemeſſen, daß die Strafe dem Verbrechen folgt.“

Alſo der Mordbrenner Welti.

Nach der Beſtimmung des peinlichen Geſetzbuchs (Satz 170):

„Wenn bei einer Brandlegung durch das Feuer ein Menſch umgekommen, wenn der wirklich ausgebrochene Brand zu wiederholten Malen gelegt, wenn außer dem angezündeten Gebäude auch noch andere aufgezehrt wurden, ſo iſt die Strafe der Tod des Thäters;“

wurde Welti mit dem Tode durch das Schwert verurtheilt.

Dieſes Urtheil wurde ſofort rechtskräftig, da das Obergericht zugleich Gericht letzter Inſtanz war.

Zwei Tage nach Erlaſſung des Urtheils verordnete der Landamann und kleine Rath des Kantons, daß in Folge deſſelben der Verurtheilte ſeines Pfarramts zu entſetzen und das Urtheil ſeinem ganzen Inhalte nach vollſtreckt werden ſolle.

Dies geſchah in den erſten Tagen des Septembermonats.

XV.

Wer war der Giftmiſcher?

Ein unaufgeklärter dreimaliger Gattenmord.

Entſchieden durch Kriminalurtheil der Juſtizkanzlei zu O. im Jahre 1846.*)

Im Jahre 1816 verehelichte ſich in heirathsfähigem Alter Marie Louiſe, die Tochter des Krämers A. zu O., mit dem Gaſtwirthe K. Die anfangs glückliche Ehe von zwanzigjähriger Dauer hatte anderen Verlauf und anderes Ende. Zweimalige Feuersbrunſt ſchmälerte das von beiden Gatten zuſammengebrachte, verhältnißmäßig nicht unbedeutende Vermögen, und der Schrecken darüber griff die geiſtigen Kräfte des Ehegatten an; er, der früher als ruſſiſcher Kriegsgefangener in Sibirien große Leiden erlebt, ward trübſinnig und mußte, gleich einem Kinde, unter Aufſicht gehalten werden, wo er im Jahre 1836 einen unbewachten Augenblick benutzte, um in ſtrenger Dezemberkälte aus dem warmen Bette zu entwiſchen, in den Brunnen hinabgeſtiegen und darin, bis an die Kehle im Waſſer, längere Zeit zu weilen, bis er, von der ihn ſuchenden Gattin aufgefunden, vermittelſt eines um die Bruſt geſchlungenen Strickes wieder emporgezogen wurde, und trotz ſorglicher Pflege wenige Stunden darauf verſchied; nachdem er zuvor ſeine ruhige Beſinnung wieder gewonnen und weinend ſeiner Gattin verſichert hatte, wie er ſelbſt einen Grund für ſeine Handlungsweiſe nicht anzugeben vermöge.

---

*) Nach den amtlichen Verhandlungen, beſonders der klaſſiſchen Vertheidigungsſchrift, einem wahrhaften Muſter kriminaliſtiſch-juridiſchen Scharfſinnes bearbeitet.

Nächſter Nachbar des K.ſchen Gaſthauſes, täglicher Stammgaſt in dortiger Schenkſtube und eifriger Verehrer der jetzt verwittweten Gaſtwirthin, war bereits ſeit Jahren der Cantor des Ortes — er wird Beau genannt. Alle in dem ſpäter gegen die Gaſtwirthin, wegen Verdachts des Gattenmordes anhängigen Kriminalprozeſſe vernommenen Zeugen bekundeten einhellig: „der Cantor ſei in die Frau K. ganz weg geweſen.“ Ein Gerücht beſagte, ſeine Huldigungen hätten bei Lebzeiten ihres Mannes Erhörung gefunden; dieſe Nachrede entkehrte indeß des Beweiſes, und ward auch deshalb unwahrſcheinlich, weil, während ſonſt der Genuß die Leidenſchaft zu ertödten pflegt, Beau's Begierde fortwährend ſich ſteigerte, und er nicht im Stande war, vor ſeinem ſpäter näher zu erwähnenden Tode dem Drange zu widerſtehen, noch einmal ſeine Geliebte zu ſehen und mit einem zärtlichen Kuſſe Adieu für dieſe Welt zu ſagen.

Beau's Liebe war eine leidenſchaftliche. Früher ſelbſt verheirathet, darauf ſeit Jahren Wittwer, trug er der Wittwe K. ſeine Hand an, aber vergeblich. Die Wittwe, älter geworden, gab weniger auf leidenſchaftliche Zuneigung, als auf andere Eigenſchaften des Mannes, auf einen verſtändigen Haushalter mit einigem Vermögen. Und ſo ſchritt ſie mit einem, ihr von ihren Verwandten empfohlenen anderen Bewerber S., nachdem alle Bewerbungsverſuche Beau's geſcheitert waren, 1837 zur zweiten Ehe. Der Cantor ſpielte bei der kirchlichen Trauung die Orgel, und die Gemeinde begriff nicht, weshalb er, ſonſt ſo takſeſt im Spiel, heute ſo wild auf die Taſten ſchlage.

Die glücklich und zufrieden begonnene Ehe hatte indeß ſchon am 16ten Tage nach der Heirath durch plötzliches Abſterben des Mannes ein Ende. Es war am Tage der Kirchweih in einem nahe gelegenen Orte, wo der junge Ehemann mit einem Verwandten zuſammen zu treffen beabſichtigte, der bei ihm vorkommen und ihn abholen wollte, indeß ausblieb, worauf S. ſich eines anderen beſann und nicht hinging, vielmehr ſeine Frau mit den Kindern zur Kirchmeß gehen ließ.

Letztere ſchickte ſich dazu an, aß mit den Kindern vorher noch Butterbrod, woran auch ihr Ehemann Theil nahm. Gleich-

zeitig trat der Nachbar, Cantor Beau, der auch in neuerer Zeit seine täglichen Besuche nicht eingestellt hatte, in das Zimmer, auch seinerseits ein Frühstück fordernd. Der junge Ehemann holte zwei Glas Schnaps herein, und während sich die Frau um 11 Uhr mit den Kindern auf den Weg begab, durch den Garten begleitet von ihrem Manne, war Beau allein in der Stube, woselbst Brod und Butter auf dem Tische standen.

Als Jener zurückkehrte, setzte er sich am Tische neben Beau nieder, und Jeder verzehrte sein Frühstück und Schnaps, worauf sich Letzterer nach Hause begab.

Gegen 1 Uhr kehrte die Ehefrau S. von der Kirchmeß zurück, traf indeß ihren Mann, gleich nach dem mit Beau genossenen Frühstücke unwohl geworden, an. Mehrfaches Erbrechen und Leibschmerzen veranlaßten ihn, sich zu Bett zu begeben. Ein zufällig in's Haus kommender Chirurg wurde befragt, er verordnete ein auf den Magen zu legendes Senfpflaster, welches auch gleich von der Ehefrau angewandt wurde. Als anderen Vormittags 11 Uhr der Chirurg sich wieder einfand, traf er den Patienten sehr krank an und gab ihn verloren, und wirklich verschied er nach Verlauf einer Viertelstunde. Die Wittwe wollte ihrem zweiten Mann dieselbe Ehre zu Theil werden lassen, die sie dem ersten hatte angedeihen lassen: die Leiche blieb fünf Tage lang über der Erde stehen, jedem zur Ansicht frei.

Nach des Ehemanns Tode fiel sein Vermögen seinen Verwandten zu, und die Wittwe mußte sich, um einen männlichen Beistand in der Wirthschaft zu gewinnen und Behufs Verbesserung ihrer Vermögensverhältnisse nach einem nicht ganz unbemittelten Manne umsehen.

Wiederum war es der Cantor, der wiederholt während des Wittwenstandes dringend und ungestüm um die Hand der Wittwe anhielt. Aber seine Verhältnisse paßten ihr nicht, er konnte die Küsterei nicht aufgeben, war Freund des Branntweins und eignete sich nicht zum Vorstand einer Schenkwirthschaft. Zudem mochte sie noch andere Eigenschaften von ihm wissen, indem sie einer Freundin, die ihr zuredete, ihn zu nehmen, erwiderte: „den habe ich kennen gelernt, den nehme ich nicht."

Sie erwiderte Beau's Zärtlichkeit mit der größten Kälte, und befahl ihrer Magd, wenn Beau sie besuche, stets im Zimmer zu bleiben, oder einen Vorwand aufzunehmen, um sie hinaus zu rufen.

Unterdessen knüpfte die Wittwe auf Andringen ihrer Verwandten mit einem anderen Bewerber, dem pensionirten Wachtmeister C. an. Er galt für grob und heftig; die Bauern, bei welchen er im Quartier gelegen, seufzten über die „Wuth und Desperation seines Charakters." Wie es hieß, hatte er sich einiges Vermögen erspart und bezog 80 Thaler jährliche Pension. Die Wittwe willigte ein, und der Cantor war zum zweitenmale in der verzweifelten Lage, einem siegenden Nebenbuhler zur Hochzeit auf der Orgel aufzuspielen.

Im Beginn der neuen Ehe besuchte Beau nach wie vor das Haus, er lud auch den neuen Gatten zum Essen zu sich ein, indeß warnte die Ehefrau ihren Mann, nicht in seines Feindes Haus zu gehen, namentlich dort nicht Speisen zu sich zu nehmen.

Ueber das Mißlingen seiner Pläne scheint Beau, von Gewissensbissen gefoltert, zur Verzweiflung gebracht zu sein. Man hat — nach Zeugenaussagen — ihn am Tage vor seinem Tode: „Rabenstein, o Rabenstein!" und „Morgen um diese Zeit werden die Leute etwas Anderes von mir sagen," für sich murmeln hören und mit den Augen gen Himmel blicken; Andere sahen ihn händeringend und für sich hin seufzend in seinem Garten auf- und abgehen. Noch einmal ging er zur Ehefrau C., nahm mit einem heißen Kusse „Abschied für diese Welt," und war folgenden Tages (22. Juni 1838) unmittelbar nach dem Genusse einer Tasse Kaffee in seinem Hause verschieden; er hatte allem Anscheine nach selbstmörderisch durch Gift seinem Leben ein Ende gemacht.

Der Wachtmeister brachte es indeß nicht zu einer friedlichen Ehe, er verletzte seine Frau durch Grobheit, schmutzige Reden und harte Behandlung der Vorkinder. Sein gehofftes Vermögen war nicht vorhanden, die Wirthschaft ward lässig betrieben, die Schulden mehrten sich, Klagen und Executionen häuften sich, der Ausbruch des Concurses schien unvermeidlich. Dazu kam, daß der alte Invalide hinfällig und krank wurde; eine Lähmung der Hände und Füße trat ein, nach sechs Wochen langem Siechthum endete

er am 20. September 1843 durch einen ruhigen Tod die fünfjährige Ehe.

Der Arzt, der den kranken Wachtmeister behandelte, scheint den Tod desselben nicht erwartet zu haben. Er gab dem Verdacht einer Vergiftung Raum, den er in einer Anzeige an das Amt aussprach, welches die Untersuchung gegen die Wittwe einleitete. Sofort stellten sich verdächtige Umstände heraus, indem nicht nur erweislich Fliegengift in Besitz der Eheleute E. und selbst im Krankenzimmer gewesen, sondern auch die Beerdigung der Leiche sehr bald stattgefunden — obwohl gegen den Wunsch der Wittwe auf Anordnung des Pfarrers. Die Wittwe wurde am 22. September 1843 zur Haft gebracht, und schmachtete von jenem Tage an drittehalb Jahre, hinwelkend in einem kellerartigen Verließ mit halbdunkelm Dämmerlicht, in Folge der, durch die Verwicklung der Sache und insbesondere durch die Schwierigkeit der ärztlichen und chemischen Prüfungen so lange währenden Untersuchung wegen Giftmordes, welche das Urtheil der Justizkanzlei zu O. dahin entschied, daß die Angeschuldigte „von dem Verdachte, an der höchst wahrscheinlich durch den Cantor Beau verübten Vergiftung ihres zweiten Ehemanns, auf strafbare Weise, sei es als Miturheberin, Gehülfin oder Begünstigerin des Verbrechens Theil genommen, als auch den Tod ihres dritten Ehemannes, während dessen Krankheit, durch Beibringung von Gift bewirkt zu haben, von der Instanz zu entbinden, da der, dieser verbrecherischen Handlungen wegen auf ihr lastende, dringende Verdacht durch die stattgehabte Untersuchung nicht entfernt, der Hergang der Sache aber nicht vollständig hat aufgeklärt werde können."

Die Untersuchung gegen die Wittwe E. erstreckte sich nicht allein auf diese beide Todesfälle, sondern auch wegen des Todes ihres ersten Mannes und Beau's wurde nachgeforscht. Alle auftretenden Zeugen sind von der Schuld der Wittwe nicht allein von vornherein überzeugt, sondern ein großer Theil läßt der Fantasie und Selbsttäuschung so freien Spielraum, daß einer derselben eine unheimliche Aehnlichkeit der Angeschuldigten mit einem in seiner Jugend gesehenen Wachsbilde der Giftmischerin Gesina Timm bemerkt haben will. Ja — man zog sogar noch zwei frühere Todesfälle

von Personen, eines Artilleristen und des eigenen Vaters der Angeklagten, die unter ihrer Pflege gestorben, mit hinein; der Verdacht stellte sich indeß als durchaus grundlos in beider Hinsicht dar.

Was den Tod des ersten Ehemannes der Angeschuldigten sodann betrifft, so hat sich nicht das Mindeste, sie Beschwerende ergeben.

Das Absterben des zweiten Ehemannes war dagegen Gegenstand ausführlicher Untersuchung. Die Wittwe entsann sich nämlich, und es bildete sich bei ihr selbst der Verdacht einer absichtlichen Vergiftung desselben aus, wie sie von Beau unter dem Vorwande, daß dieser Ratten im Hause habe, veranlaßt sei, an eine Bekannte, die Frau eines Chirurgen, um Gift zu schreiben. Es war zwar diese Bestellung vergeblich gewesen, indem dieselbe das verlangte Gift nicht übersandte.

Dahingegen hatte Beau später wieder unter dem Vorwande einer beabsichtigten Rattenvergiftung, wenige Tage vor dem Tode des zweiten Ehemannes, Gift von einer Apotheke gefordert und erhalten, und wie die Wittwe vernahm, daß keine Ratten in Beau's Wohnung seien, so lag der Verdacht gegen den Küster nicht fern.

Im Laufe der Untersuchung ergab sich eine weitere Verbreitung und freilich auch ein hinreichender Grund solchen Gerüchts. Die chemische Untersuchung der wieder aufgegrabenen Reste der Leiche des zweiten Ehemannes ergab das Vorhandensein von Arsenik und Kupfer, und nach dem gerichtsärztlichen Gutachten soll er durch Arsenik in Form des sogenannten Fliegensteins vergiftet sein; wogegen von großer Bedeutung die Ermittelung war, daß der dortige Boden durchgängig Arsenik enthalte, und daß insbesondere der Kirchhof, als Reservoir mannichfacher, seit Jahrhunderten angesammelter metallischer und nach und nach gänzlich oxydirter Sargbeschläge, sehr reich mit Arsenik und zwar in aufgelöster Form geschwängert ist, da bekanntlich alles Eisen eine geringe Quantität Arsenik enthält.

Angenommen, der zweite Ehemann sei durch ihm beigebrachtes Gift gestorben, so kann man aus den Verhandlungen nur dahin gelangen, daß nicht seine Frau, sondern Beau der Giftmischer

gewesen. Seit Jahren eifriger Bewerber um die Angeschuldigte, „ganz weg in dieselbe," hatte er Alles aufgeboten, die zur Wittwe gewordene Frau zu besitzen. Alle Versuche waren gescheitert; die Verwandten wollten sich zur Begünstigung seiner Bewerbung nicht verstehen, der siegende Nebenbuhler durch Geld sich nicht abkaufen lassen. Hingerissen von Leidenschaft, unfähig seiner Liebe zu entsagen, aufgestachelt durch den täglichen Anblick der zwischen seiner Angebeteten und dem Nebenbuhler herrschenden Zärtlichkeit, kam der Verschmähte auf verzweifelte Gedanken. Er verschaffte sich Gift, und acht Tage darauf war der Ehemann seiner Angebeteten eine Leiche.

Es stellten sich bei ihm, unmittelbar nach jenem Frühstücke, welches Beau einige Minuten unbewacht bei sich gehabt, alle Zeichen der Vergiftung ein. Nach dem Tode des Ehemannes bewirbt sich Beau auf's Neue, abermals verschmäht, beabsichtigt anscheinend neue Verbrechen gegen den neuen Gatten seiner Angebeteten, und macht allem Anscheine nach selbstmörderisch, wiederum durch Gift, seinem Leben ein Ende.

Der Verdacht gegen die Angeklagte zerfällt in Berücksichtigung der Thatsachen, daß sie nicht für sich, sondern für Beau Gift von der Chirurgenfrau verlangte, daß sie, als sie erfahren, Beau habe keine Ratten im Hause, gerade die Erste war, welche einen desfalls erwachenden Argwohn gegen die Bekannte äußerte. Zudem brachte sie selbst den Verdacht, daß ihr Ehemann vergiftet sei, zuerst zur Sprache. Eben so wenig läßt sich ein nur einigermaßen vernünftiger Grund ermitteln, weshalb sie schon während der ersten sechzehn Tage ihrer neueingegangenen Ehe den Tod ihres Mannes gewünscht hätte.

An dem Tode Beau's ist die Angeklagte durchaus schuldlos, auch nicht im entferntesten Grade hat sich eine Spur von Verdacht ergeben.

Rücksichtlich des Todes des dritten Ehemannes, des Wachtmeisters E., gründete sich der Verdacht gegen dessen Wittwe auf eine beim Gericht angebrachte Denunciation des Arztes, der den Verstorbenen während seiner Krankheit behandelt hatte. Es ergab sich indeß gegen die Angeschuldigte nichts, wohl aber, daß der Arzt dem Verstorbenen als Arznei: Phosphor und Morphium in

Massen verordnet hatte, der gewöhnliche käufliche Phosphor fast immer mit Arsenik geschwängert ist, wie denn auch der zur Arznei verwandte Phosphor in der Apotheke bei der chemischen Untersuchung unzweifelhaft Ablagerungen von metallischem Arsenik ergab. Nach dem chemischen Gutachten „blieb durchaus unentschieden, ob außer der Arznei noch sonst Arsenik in den Körper des Verstorbenen gekommen sei, indem alle vorgefundenen Arsenikspuren lediglich aus der Schwängerung der Medicin mit diesem Stoffe zu erklären sind," während der den Verstorbenen behandelnde Arzt eine acute Arsenikvergiftung am Nachmittage des 19. Septembers behauptet.

Der Gerichtshof, welcher das vorläufig die Angeklagte freisprechende Urtheil erließ, sieht sie als Miturheberin, Gehülfin und Begünstigerin der höchst wahrscheinlich durch den Cantor Beau verübten Vergiftung des zweiten Ehemannes und als Mörderin durch Gift ihres dritten Ehemannes an; der Hergang der Verbrechen habe aber nicht gründlich aufgeklärt werden können.

Rücksichtlich des ersten Giftmordes ist bereits oben die Uebereinstimmung der Ansicht des Vertheidigers mit der des Gerichtshofes dahin dargethan, daß derselbe von Beau verübt sei, und es bleibt nur noch übrig zu erwägen, ob die Angeschuldigte darum gewußt, Miturheberin gewesen, dabei geholfen oder die That begünstigt habe.

Eine derartige strafbare Theilnahme glaubt der Gerichtshof darin gefunden zu haben, daß sie um Gift an eine Bekannte sich schriftlich gewandt habe, Reue über die übereilte neue eheliche Verbindung gehabt und ihre Auflösung gewünscht, weil ihr zweiter Ehemann nicht das erwartete Vermögen besessen, anfangs bei seinem Tode mit einer gewissen Geflissenheit den Verdacht eines Verbrechens von Beau, wie von sich abzulenken sich gemüht, dagegen nach Beau's plötzlichem Tode sich geäußert habe: „Beau habe erst ihren Mann und dann sich vergiftet;" auch sei einigermaßen verdächtig, daß sie keine amtliche Untersuchung des auffallenden Todes ihres zweiten Mannes beantragt habe.

Wie leicht diese Argumente in der „Wagschale der Göttin Gerechtigkeit" wiegen, um die Schuld der Angeklagten aufzubürden, bedarf kaum der Erwähnung.

Bei dem Tode des dritten Mannes nimmt das Urtheil eine absichtliche Arsenikvergiftung ohne Weiteres an, und trifft, nach der Ansicht des Gerichts, der Verdacht der Giftmischerei die Angeklagte allein, weil sie durch Beau einige Tage vor dem Absterben ihres Ehemannes Fliegenstein erhalten, den Letzterer auf drei Scherben zubereitete, die im Krankenzimmer aufgestellt worden. Ihre nichtglückliche Ehe mit ihm und der während derselben stattgefundene Verfall ihres Vermögens seien erhebliche Motive zu der verbrecherischen Handlung, ihrem Manne auf dem Krankenlager von jener Mischung etwas zugleich mit der Arznei einzuflößen. Ein letzter Schluß wird dem Charakter der Angeklagten entnommen, da sie allgemein als schlau, verschmitzt und raffinirt geschildert werde.

Also die Motive des gerichtlichen Urtheils!

Wir lassen beide von uns vorgetragene Ansichten neben einander stehen und überlassen dem Leser, sich sein eigenes Urtheil über diesen, nicht aufgehellten Kriminalfall zu bilden.

XVI.

Mord des Ehemanns

und

Zerstücklung seines Leichnams durch die Ehefrau.

Ein gräßlicher Kriminalfall; abgeurtheilt vom Fürstlich Lippe'schen Kriminalgericht zu Detmold am 14. September 1850.

Die unlängst in allen Zeitungen mitgetheilte Nachricht von dem Funde einer Strohtasche, welche ein unbekanntes Frauenzimmer an einem Pfeiler der Themsebrücke zu London niedergesetzt, und worin sich Theile eines zerstückelten menschlichen Körpers vorgefunden, hat die Fantasie und Neugier aller Zeitungsleser im höchsten Grade in Anspruch genommen. Die eifrigsten Bemühungen der Londoner Polizei, dem unmenschlichen Verbrecher auf die Spur zu kommen, sind bisher durchaus fruchtlos gewesen.

Zu dieser furchtbaren Unthat in der Weltstadt London hat das Dorf Wöbbel im Fürstenthume Lippe-Detmold ein Seitenstück aufzuweisen, den Fall eines Gattenmordes und der Zerstücklung der Leiche, der sich gerade vor acht Jahren daselbst ereignete. Die Schilderung dieser grauenhaften That sei den nachfolgenden Seiten des Volks-Pitavals anvertraut.

Der Fall bewahrheitet den Ausspruch des alten Rabbi Ben Akiba in Gutzkow's Trauerspiel: Uriel Acosta: „Alles schon dagewesen!" —

Am 6. März 1850 nahm der Knecht eines Pächters am Ufer des unmittelbar am Dorfe Wöbbel vorbeifließenden Emmerbaches, auf der Oberfläche des Wassers schwimmend und durch

Mord des Gatten und Vernichtung des Leichnam's.

einen Dornenstrauch festgehalten, ein Stück Leinen wahr, welches ihm wie ein Hemd erschien. Er zog mit einem Haken dasselbe auf das Ufer, und entdeckte darin die Brust eines Menschen; bei genauerer Besichtigung ergab sich, daß dieser Körpertheil den Rumpf eines Menschen, oder genauer, den oberen Theil eines Rumpfes bildete, indem die untere Bauchgegend von den Hüften an nebst den Schenkeln und Unterbeinen und ebenso der Kopf und beide Arme fehlten.

Die nähere, sofort durch den Gerichtsarzt vorgenommene Untersuchung stellte heraus, daß das Leinen ein zum Theil zerschnittenes Hemd war, an dem Rumpfe des Halses mit einem Bändchen in einen Knoten zugebunden, und daß die Hemdärmel an der Stelle abgetrennt waren, welche den Stummeln beider Arme entsprach. Ein eingenähtes Zeichen im Hemde fand sich nicht.

Der Gerichtsarzt erklärte, daß der Rumpf nach der Beschaffenheit der Haut und der sich am Halse zeigenden Barthaare, Theil eines männlichen Körpers sei, daß Kopf, beide Arme und die untere Hälfte des Bauches nebst Schenkeln und Beinen durch ein schneidendes Instrument abgetrennt seien, und daß die Zeit, in welcher der Rumpf im Wasser gelegen, die Dauer von einigen Tagen nicht überschreiten könne.

Nachträglich wurden auch zwei Menschenarme und der Unterleib mit den Schenkeln im Emmerflusse aufgefunden. Auch diese Theile wurden einer Besichtigung durch den Gerichtsarzt unterzogen, der eine Obduction sämmtlicher gefundener Körpertheile vorschriftsmäßig vornahm und in Verbindung mit dem Amtschirurg sein Gutachten dahin abgab, daß eine Verblutung des Getödteten stattgefunden und in Folge deren der Tod desselben erfolgt sei.

Die mittlerweile stattgefundene Vernehmung mehrerer Personen gab zu der Vermuthung Anlaß, daß die aufgefundenen Theile des menschlichen Leichnams dem Colonen Christian Hötger angehörten. Man glaubte dies an der röthlichen Farbe der Haare am Halse und in den Achselhöhlen zu erkennen.

Damit brachte man den Umstand in Verbindung, daß Hötger seit dem Abend des 4. März nicht mehr gesehen worden. Sein Bruder, gleichfalls im Dorfe wohnend, sagte geradezu aus, er

zweifle nicht daran, daß sein Bruder Christian ermordet worden sei, obwohl er Niemanden damit bezüchtigen könne. Uebrigens habe zwischen seinem Bruder und dessen Ehefrau schon länger kein gutes Verhältniß obgewaltet, und Letztere soll ihrem Ehemann, als er im verflossenen Jahre, seine Reise nach Holland zum Grasmähen, wie im Lippeschen und mehreren Theilen Westfalens üblich ist, angetreten, auf der Straße nachgerufen haben: „sie wünsche, daß er nimmer wiederkehre."

Damit steht die Aussage eines anderen Zeugen in Verbindung, wonach ihm die Ehefrau Hötger 50 Thaler versprochen habe, wenn er auf einer gemeinschaftlich mit ihrem Manne unternommenen Reise ihn in's Wasser stoße.

Man schritt — dieses Alles vorgängig — zur Vernehmung der Ehefrau Hötger nunmehr.

Sie gab an: ihr Ehemann sei am 4. März mit ihren Schwägern, den Colonen Hötger und Richter am Amte zu Schieder gewesen und von dort gegen Abend heimgekehrt, habe sich aber dann noch im Dorfkruge aufgehalten, sei in etwas berauschtem Zustande nach Hause gekommen, habe sich wieder entfernt, sei gegen 7 Uhr abermals zurückgekehrt, mit ihr und einer den Tag über beschäftigten Näherin zu Abend gegessen, und sei darauf, nachdem er statt der schon abgelegten Stiefel, Schuhe angezogen, nochmals ins Dorf gegangen.

Von diesem Ausgange sei er bis zur Stunde noch nicht zurückgekehrt. —

Da diese Aussage den Verdacht nicht beseitigte, daß die Ehefrau Hötger um das Verschwinden ihres Mannes wisse und daß der Letztere gewaltsam um's Leben gekommen, so schritt die Behörde zu einer sorgfältigen Untersuchung des Hötger'schen Hauses.

Während sich in der Wohnstube nichts Auffallendes vorfand, fanden sich in der Schlafkammer auf dem Fußboden, im Bette und an anderen Gegenständen zahlreiche Blutspuren, unterhalb des Bettes sogar geronnenes Blut. Ebenso ließ ein auf dem Zaune am Hause gefundener frisch gewaschener Sack Blutmale erkennen. Nach Angabe der Hötger sollten diese Blutspuren von Nasenbluten, Fingerverletzung u. s. w. herrühren.

Der durch diese Entdeckungen gegen die Hötger gesteigerte Verdacht wurde durch die Ermittelung noch dringender, daß dieselbe am Abende des 4. März auf dem Wege nach der Emmer mit einem Packen unter dem Arme gesehen worden war. Die auch an diesem Tage wiederum im Hötger'schen Hause beschäftigte Näherin bekundete, daß die Hötger den Tag über viel außerhalb der Wohnstube zugebracht, und eine unruhige Geschäftigkeit gezeigt, auch über die Abwesenheit ihres Mannes mit Hindeutung auf einen Selbstmord gesprochen habe. Auch wollte diese Zeugin am Vormittage in dem Hötger'schen Hause ein Hacken vernommen haben, daß sie für Holzhauen gehalten. Am Abend war die Hötger zu drei verschiedenen Malen ausgegangen, und ängstlich keuchend wieder zurückgekehrt.

Am Tage darauf sei, nach Aussage derselben Näherin, der Bruder des Vermißten in das Haus gekommen und habe, nachdem die Ehefrau Hötger auf seine Frage: wo ihr Mann sei? entgegnet: er sei schon seit Montag abwesend, gesagt: sie hätten ihn soeben auf einem Schiebkarren hingeschoben; der Kopf sei ihm ab; worauf die Hötger lachend versetzt habe:

„dann hat ihn der Teufel unter Händen gehabt; das hat er nicht besser verdient."

Zudem ermittelte sich, daß die Hötger am Abende des 4. März mehrere ihrer weiblichen Bekannten aufgefordert, die Nacht zu ihrer Gesellschaft in ihrem Hause zuzubringen, und sich auch hiebei ängstlich und aufgeregt gezeigt habe, und ein Nachbar bekundete, sie auch Tages darauf in ungewöhnlich früher Tagesstunde bereits außer dem Hause gesehen zu haben.

Bei der vorgenommenen Obduction des Leichnams hatte die Ehefrau Hötger die gleichgültige Zuschauerin abgegeben, als am 11. März sie den mit ihrer Bewachung im Gefängnisse beauftragten Polizeibeamten ein Geständniß der Ermordung ihres Mannes ablegte, welches sie am folgenden Tage auch vor Gericht wiederholte und welches kurz dahin ging, daß sie in Folge eines zwischen ihr und ihrem Ehemann am 4. März Abends nach dem Nachhausegehen der Näherin entsponnenen Zwistes in der Schlafkammer, woselbst sie zuerst körperlich von ihm mißhandelt worden,

ihn im Zorn mit einem Stück Holz von hinten mehrmals auf den Kopf geschlagen habe, während er, vor dem Bette stehend, im Begriff gewesen, seine Beinkleider über die Füße abzuziehen, und daß er in Folge dieser Schläge zu Boden gestürzt sei.

Sie habe dann die Kammer verlassen, und als sie nach einer Viertelstunde wieder hinein gegangen, wahrgenommen, daß er todt sei. Bestürzt über diesen unerwarteten Tod, habe sie den Leichnam etwas weiter unter das Bett geschoben und die Nacht mit ihren Kindern in der Wohnstube zugebracht.

Um die That zu verbergen, habe sie sich am andern Morgen entschlossen, den Körper zu zerstückeln, um ihn in einzelnen Stücken zu gelegener Zeit fortzuschaffen. Sie habe sich nicht anders zu helfen gewußt und diesen Vorsatz ausgeführt, indem sie mit Hülfe eines Rasirmessers, womit sie die weichen Theile durchschnitten, und mit einer Barte, womit sie die Knochen durchgehauen, zuerst den Kopf vom Rumpfe, dann beide Arme zwischen Schultern und Ellenbogen, darauf den Oberleib vom Unterleib, endlich beide Beine unterhalb der Kniee, getrennt; des Abends aber diese verschiedenen Theile in einem Aschenlaken nach und nach in vier Gängen an den Emmersbach getragen und in's Wasser geworfen habe.

Als zweifellos stellte sich im Laufe der Untersuchung heraus, daß die Hötger weder Helfershelfer, noch Mitwisser bei ihrer Mordthat gehabt hatte; und so konnte nur ein umfassendes, mit den äußeren Umständen übereinstimmendes Geständniß derselben über das begangene Verbrechen vollständiges Licht verbreiten.

Indeß hielt sie anfänglich ihre Aussage dem Hauptinhalte nach hartnäckig fest, und wäre vielleicht dabei geblieben, wenn nicht Umstände hinzugetreten, welche die ungewöhnliche Geistesstärke dieser Frau erschüttert und den Bemühungen der Untersuchungsrichter in die Hände gearbeitet hätten.

Dahin gehörte eines Theils der Eindruck, welchen, nach mehrwöchentlicher einsamer Haft, das Wiedersehn ihrer Wohnung, des Schauplatzes ihrer verbrecherischen That, und ihrer Kinder auf sie machte, als sie am 4. April nach dem Dorfe Wöbbel geführt wurde, um daselbst die Erzählung des Herganges der Tödtung bei unmittelbarer Anschauung der Localitäten zu wiederholen.

Anderen Theils wurde ihre Festigkeit durch Visionen erschüttert, die sie im Gefängnisse beunruhigten, indem sie wähnte, die Seele ihres Mannes habe keine Ruhe, weil er ohne vorherige Versöhnung mit ihr gestorben sei.

Schon bei der erwähnten Vernehmung zu Wöbbel änderte sie ihr Geständniß dahin ab, daß sie nicht mit einem Holze, sondern mit der Art den Mord begangen habe. Nach einer mit dem Pfarrer von Cölln gehabten Unterredung gestand sie im Verhöre, um das sie bitten ließ, daß sie durch das unglückliche Verhältniß, worin sie mit ihrem Manne gelebt, zu dem Entschlusse gekommen sei, sich durch seinen gewaltsamen Tod von ihm zu befreien; ebenso gestand sie, schon früher einen mißlungenen Versuch, ihn zu morden unternommen zu haben.

Hören wir nunmehr das vollständige Geständniß der Gattenmörderin über ihr Leben und ihre entsetzliche That! Karoline Hötger, die Tochter des Colonen Köstering, zu Wöbbel im Jahre 1819 geboren, mithin zur Zeit der That etwa 31 Jahre alt, als Schülerin nach dem Zeugnisse des Pfarrers, der sie in ihrem vierzehnten Lebensjahre confirmirte, wohlbegabt und gelehrig, durch ordentlichen Schulbesuch und Fleiß, wie durch Achtsamkeit, Folgsamkeit und sittliches Betragen sich auszeichnend, blieb nach der Confirmation im elterlichen Hause als einzige Tochter ihrer Eltern, die in Unfrieden mit einander lebten, welches unselige Familienverhältniß den ungünstigsten Einfluß auf sie übten, besonders da die Mutter dem Trunke ergeben war. Wegen ihrer körperlichen Schönheit hieß sie als Mädchen im Dorfe „die schöne Karoline."

Ihr späterer Ehemann, Christian Hötger, war ihr Vetter, der Sohn einer Schwester ihres Vaters, und diente als Knecht auf dem von Donop'schen Gute zu Wöbbel. Aus dem vertraulichen Verhältnisse Beider ging ein Kind hervor, welches indeß bald starb; doch scheint trotz dieses vertrauten Umganges ihre Neigung zu dem Vetter schon damals nicht aufrichtig gewesen zu sein; auch wünschten ihre Eltern ihre Ehe mit demselben nicht, wozu sie sich — nach ihrer eigenen Aussage — auch lange Zeit nicht habe entschließen können.

Indeß brachte das zwischen ihnen fortgesetzte vertrauliche Verhältniß eine abermalige Schwangerschaft zu Wege, und die Heirath ward vollzogen, die nach siebenjähriger Dauer durch den Tod des Ehemannes endete, während welcher Zeit sie außer dem zweiten außerehelich erzeugten und ebenfalls gestorbenen Kinde, noch drei Kinder gebar, wovon zwei zur Zeit der That noch lebten.

Obwohl in guten Vermögensverhältnissen lebend, war die Ehe nicht glücklich; die Schuld wird der Ehefrau Hötger beigelegt. Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit gegen ihren Mann waren die Haupturſachen; launig und unzufrieden mit ihrer kleinen, der des Vaterhauses allerdings wenig entsprechenden häuslichen Einrichtung, selbst dem Branntwein ergeben, entfremdete sie den Mann durch unfreundliches Betragen vom Hause, so daß auch er sich an das Wirthshausleben gewöhnte.

Er selbst war sehr gutwillig und früher mäßig; nur aus Verdruß über das Betragen seiner Frau sich dem Trunke ergebend. Sie wußte nichts gegen ihn vorzubringen, außer daß er nicht theilnehmend genug gegen sie gewesen und häufig ausgegangen sei, während sie allein im Hause habe sitzen müssen.

Der eigentliche Grund hat aber — nach Ansicht der Zeugen — darin gelegen, daß sie als Tochter eines wohlhabenden Bauern, ihre eheliche Verbindung als eine Mißheirath ansah, und sich doppelt getäuscht fühlte, als sie von ihrem Manne nicht die aufmerksame Behandlung erfuhr, welche sie vermöge ihres besseren Standes beanspruchen zu dürfen glaubte.

Als nun ihr Ehemann immer kälter und verschlossener gegen sie wurde, und — wie sie sagte — soweit ging, ihr mitunter mit körperlicher Mißhandlung zu drohen und stets Schweigen zu gebieten, verwandelte sich ihr stets genährter Aerger in bittersten Groll, der sie auf den Gedanken brachte, besser mit ihren Kindern allein leben zu können.

Wiederholt versuchte sie deshalb sich eigenmächtig von ihrem Ehemanne zu trennen und ging auch den Pfarrer zu Wöhbel zur Forderung einer Ehescheidung an; allein alle diese Schritte blieben erfolglos.

Da ſchritt ſie zum Verbrechen des Mordes. —

Den erſten Mordverſuch unternahm ſie im Jahre 1848 während ihrer Schwangerſchaft mit ihrem jüngſten Kinde. Nach ihrer Angabe verſetzte ſie damals zur Nachtzeit ihrem im Bette neben ihr ſchlafenden Manne mit derſelben Barte, welche ihr auch ſpäter zum Mordwerkzeuge diente, heftige Hiebe auf den Kopf, wälzte ihn, davon betäubt, aus dem Bette und der Schlafkammer auf die Hausflur, um ſagen zu können, ihr Mann ſei in einem Anfalle von Epilepſie auf das dort liegende Holz gefallen und ſei an der dadurch erhaltenen Kopfwunde verblutet.

Der Verſuch mißlang indeß, indem ſich der Geſchlagene von der Betäubung erholte. Sie rief gefaßten Sinnes die mit ihr im Hauſe wohnende Ehefrau Rey zu Hülfe, verband mit derer Hülfe ihren Mann und brachte ihn wieder ins Bette. Ob er ſelbſt die Angabe ſeiner Frau damals geglaubt, iſt unermittelt geblieben; indeß will ſein Bruder von ihm die Aeußerung gehört haben: „ſeine Frau habe ihn unter Händen gehabt.“ Bei dieſem Mordverſuche, wie bei dem ſpäteren wirklichen Morde iſt ſie — nach ihrer Ausſage — mit Beten an die That gegangen. Auch will ſie nach dieſem Verſuch das eheliche Leben mit ihrem Manne fortzuſetzen verſucht haben; aber ſie erneuerte auch zugleich Trennungsverſuche ſtets ohne Erfolg.

So ſtieg denn der bereits fehlgeſchlagene Mordplan auf's Neue in ihrer Seele auf und erreichte am Mittag des 3. März ſeine Vollendung. Es fand damals ein heftiger Wortwechſel zwiſchen den Eheleuten ſtatt, in Folge deſſen Hötger ſeiner Frau, wie ſie angiebt, mit der Hand an den Kopf ſchlug und ihr mit Stockſchlägen drohte.

Der Mordplan reifte während des Nachmittags und des folgenden Tages in ihr. Sie hatte ſich durch den mißlungenen Verſuch überzeugt, daß ihre Körperkraft nicht hinreichte, ihren Ehemann durch bloße Hiebe auf den Kopf zu tödten, weshalb ſie beſchloß, ſeinem Leben durch Halsabſchneiden ein Ende zu machen. Zugleich überlegte ſie, wie ſie die That vor Entdeckung verbergen könne, und kam zu dem Entſchluſſe, den Leichnam, welchen ſie

fortzuschaffen nicht im Stande sei, zu zertheilen und stückweise in den Emmerbach zu bringen.

Am Abend des Tages, wo ihr Ehemann von Schieder zurückgekehrt war, hatte er sich in den Dorftrug begeben und Kegel geschoben. Etwas berauscht in seiner Wohnung ankommend, aß er mit seiner Familie und der Näherin, legte noch in Gegenwart der Letzteren einen Theil seiner Kleider ab und ging, als jene sich entfernt, in die der Wohnstube gegenüber liegende Schlafkammer und zu Bett.

Mit den beiden Kindern, die eingeschlafen waren, blieb die Hötger in der Wohnstube, begab sich indeß kurz nachher mit dem Lichte in die Kammer, um nachzusehen, ob er eingeschlafen sei. Bei dieser Gelegenheit verhing sie das einzige Fenster der Schlafkammer, um gegen etwaiges Lauschen von Außen gesichert zu sein, mit einer Schürze.

Sie traf ihren Ehemann im Schlafe, worauf sie in die Wohnstube zurückging, zur Stärkung ein kleines Glas Branntwein trank, aus dem Wandschranke das Rasirmesser ihres Mannes zu sich steckte, von der Hausflur die Barte aufnahm und sich abermals in die Schlafkammer begab, wo sie das Licht zur rechten Hand von der Thür auf einen Stuhl setzte.

Hötger lag schlafend auf der rechten Körperseite an der vorderen Seite des zweischläfigen Bettes, mit dem Gesichte der Thür zugewandt. Da ergriff sie die Barte und versetzte mit der Rückseite derselben dem Schlafenden mit aller Kraft auf die linke Seite des Kopfes in die Gegend der Schläfe 4 bis 5 Schläge.

„Ich sah — so lautet ihr zu Protokoll genommenes Geständniß — daß sich aus den Stellen, die ich getroffen, Blut ergoß, und glaube, daß der Körper meines Mannes sich unter diesen Hieben etwas nach vorn krümmte, so daß der Kopf wenig vom Kopfkissen herunter nach der Mitte der vorderen Bettseite sank. Hier lag er aber ganz regungslos. Ich warf nun das Oberbett, womit mein Mann sich bedeckt hatte, zurück, und stieg in der Mitte über ihn weg in das Bett, brachte dann den Körper durch Schieben und Heben unmittelbar an den Bettrand, indem ich den Kopf voraus brachte, der schlaff am Bette hinunter hing. Darauf

ließ ich den Körper, indem ich mit den Händen das Kamisol anfaßte, auf die Erde gleiten, so daß er vor das Bett, mit dem Gesicht nach der Thür gekehrt, zu liegen kam."

„Ich stieg hierauf aus dem Bette, nahm das Rasirmesser und brachte meinem Manne einen Schnitt in die vordere Halsseite bei, durch welchen, wie ich sah, die Kehle oder Luftröhre durchschnitten ward. Durch diese Schnittöffnung entstand nun ein Schnarchen, welches einige Zeit andauerte. Da ich sah, daß er sich sonst nicht mehr regte, so begab ich mich mit dem Licht aus der Kammer, und beschäftigte mich auf der Hausflur und in der Küche, horchte jedoch mehr an der Schlafkammerthür, ob das Schnarchen fortwähre. Es kann noch eine halbe oder ganze Viertelstunde gedauert haben, länger aber auf keinen Fall."

„Als ich nichts mehr hörte, ging ich mit dem Licht in die Wohnstube, sah aber nachher noch einmal in die Schlafstube und fand, daß der Leichnam sich in derselben Lage befand, in welcher ich ihn verlassen hatte. Den oberen Theil des Körpers hatte ich gleich nach dem Halsschnitte etwas unter das Bett geschoben, so daß nur der untere Theil des Körpers vor dem Bette, der Thür gegenüber, hervorsah."

Nach vollendeter That fühlte die Gattenmörderin das Bedürfniß, mit ihren Kindern zu sprechen; sie weckte daher das Aelteste, begab sich dann ohne Licht mit beiden Kindern in die Schlafkammer und brachte die Nacht in demselben Bette zu, unter welchem der noch wohl kaum erkaltete Leichnam des von ihr gemordeten Ehemannes lag, und dessen Blut seinen Dunst in dem kleinen Gemache verbreitete.

Schon vor Tagesanbruch brachte sie die Kinder in die Wohnstube und begab sich, als die Näherin eingetroffen, an die Arbeit des Zerstückelns der Leiche. Dazu bediente sie sich des Rasirmessers und einer Axt; als Unterlage aber gebrauchte sie einen früher zum Einmachen des Kohls benutzten großen Stein, der in der Kammer lag. Sie behauptete zwei Stunden mit der Zerstückelung zugebracht zu haben, indem sie erst den Kopf, darauf die Arme, dann den Leib und zuletzt die Unterbeine abgeschnitten und abgehauen habe. Nach ihrer späteren Aussage hat sie in

umgekehrter Reihenfolge verfahren, bei den Beinen begonnen und beim Kopf geendet.

Der also in sieben Theile zerlegte Körper blieb den Tag über in der Kammer liegen, nach eingetretener Dunkelheit schob die Mörderin zuerst das obere Rumpfstück in einen alten Sack, trug die Last weg und schüttelte den Sack an dem sehr steilen und ziemlich hohen Ufer der Emmer in den Fluß aus. Ebenso verfuhr sie mit dem unteren Rumpf- und Schenkeltheile, dem Kopfe und den Beinen, welche letzteren Theile sie beim dritten Gange mit dem Kopfe zusammen nahm. Die Arme, die noch mit den Aermeln des Hemdes und Kamisols bekleidet waren — sie hatte nämlich diese Kleidungsstücke an dem Leichnam gelassen und sie bei der Zerstücklung mit durchschnitten — warf sie unterhalb der Dorfmühle von der dort befindlichen steinernen Brücke in das Wasser.

Als sie also die Leiche stückweise aus dem Hause entfernt hatte, begab sie sich wieder nach der Wohnung, worin sich die Näherin noch befand, die bald darauf wegging.

Nun war sie allein mit den Kindern, und es fing an, sie zu grauen, weshalb sie sich, aber erfolglos, bemühte, eine ihrer weiblichen Bekannten aus der Nachbarschaft zu bewegen, ihr die Nacht Gesellschaft zu leisten. Bevor sie zu Bette ging, begab sie sich nochmals mit einer Laterne an die Emmer, sich zu überzeugen, daß die hineingeworfenen Körpertheile nicht etwa obenauf schwimmend wahrzunehmen seien. In der Frühe des folgenden Tages wurde dieser Gang zum selben Zweck wiederholt.

Von der Zeit ihres Geständnisses an trug sie in den Verhören meist Zeichen tiefer Zerknirschung und Scham zur Schau; aber der alte Haß und Groll gegen ihren ermordeten Ehemann loderte jedesmal wiederum auf, so oft die Rede auf die ihr von ihm widerfahrene Behandlung kam. Im Schlußverhöre, worin sie ihr Geständniß in allen Punkten wiederholte, erklärte sie auf Befragen, wie sie wohl gewußt, daß es strafbar sei, einen Menschen zu tödten, daß sie aber an das weltliche Gericht nicht gedacht habe, auch noch nicht wisse, welche Strafe sie zu erwarten habe.

Das am 14. September 1850 vom Gesammt-Kriminalgericht zu Detmold gesprochene Urtheil lautete:

„Es ist die Inquisitin Karoline Hötger wegen des an ihrem Ehemann Christian Hötger verübten Mordes zur Strafe mittelst Enthauptung vom Leben zum Tode zu bringen."

Unter vielen Thränen hörte die zum Tode Verurtheilte das ihr vor versammelten Gericht verkündete Urtheil an. Als sie befragt wurde, ob sie sich gegen dasselbe vertheidigen lassen wolle, bat sie, ihr das Urtheil noch einmal vorzulesen, und bejahte dann, als dies geschehen, die Frage, obwohl ihr vom Gerichtsvorstande, der dazu eine höchste Autorisation erhalten hatte, eröffnet wurde, daß der Landesherr auf den Grund des Umstandes, daß er beabsichtige, ein Gesetz über die Abschaffung der Todesstrafe zu erlassen, und weil im Lande Lippe seit 58 Jahren kein Todesurtheil vollzogen worden, geneigt sei, ihr das Leben zu schenken und die Strafe in lebenswierige Kettenstrafe zu verwandeln.

Die Aburtheilung in zweiter Instanz erfolgte durch die Juristenfacultät zu Berlin, die in dritter Instanz durch das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht der Herzogthümer Braunschweig und der Fürstenthümer Schaumburg-Lippe, Lippe und Waldeck zu Wolfenbüttel. Beide bestätigten das Urtheil des Kriminalgerichts zu Detmold.

Vor Eröffnung des zweiten Urtheils war die Hötger inmittelst aus dem Untersuchungsgefängnisse in die Landesstrafanstalt abgeführt, um dort, ohne vorerst den Regeln einer bestimmten Gattung von Sträflingen unterworfen zu sein — mithin auch ohne die Zuchthauskleidung zu tragen — zweckmäßiger beschäftigt werden zu können.

Die hierdurch hervorgebrachte Zerstreuung hatte ihre früher sehr gedrückte Stimmung ersichtlich gehoben. Sie vernahm das Urtheil mit großer Fassung und fast ohne bemerkbaren Eindruck, berieth sich mit ihrem Vertheidiger über die ferneren Schritte sehr unbefangen und entschuldigte sich vor der Wiederzurückführung in

die Haft naiv genug bei dem Unterſuchungsrichter, daß ſie in ſo unordentlicher Kleidung erſcheine, indem man ſie unvorbereitet bei der Arbeit, der Wäſche, weggeholt habe.

Am 15. März 1851 wurde ihr das dritte Urtheil verkündet. Sie erſchien diesmal im ſchönſten Putze, da man ihr zur Toilette Zeit gelaſſen hatte, und nahm ſomit die letzte Gelegenheit wahr, ſich noch einmal mit den ſchönen Kleidern zu ſchmücken, die ſo weſentlich zu ihrem Unglück mit beigetragen hatten, da es, wie ſie in einem Verhöre angab, ihr zum größten Kummer gereicht hatte, durch die Liebloſigkeit ihres Gatten an der Kommunion verhindert worden zu ſein, und deshalb keine Veranlaſſung gehabt zu haben, den Dorfbewohnern ihre beſten Kleider zu zeigen.

Sie vernahm auch diesmal die Vorleſung des Urtheils mit Faſſung, nur eine Thräne im Auge zerdrückend, und erklärte auf Befragen, daß ſie die Gnade des Landesherrn anrufen wolle. So wurde die Mörderin durch den Fürſten aus den oben angedeuteten Motiven begnadigt.

„Die ſchöne Karoline" verließ dann das Gerichtsgebäude, um nun ſtatt des Prunks das graue Kleid der Kettenſträflinge und ſtatt des glänzenden Bernſteinhalsbandes das eiſerne Geſchmeide mit Fußſchellen anzulegen.

XVII.

Die Bäuerin und ihre Spießgeſellen beim Giftmord.

Verhandelt am 21. bis 26. Januar 1858 vor dem Schwurgerichte zu Münſter.

Das Verderbniß tritt in der Gegenwart von Tag zu Tag mehr in allen Klaſſen und Schichten der Bevölkerung auf, und findet nirgend mehr Grenze und Scheidung. Selbſt der Giftmord, die bisherige Prärogative der Verbrecherwelt der „beſſeren Stände“ greift um ſich in den „niederen Kreiſen“ bis in die vielgerühmte „ländliche Unſchuld“, fern von dem geſteigerten Lebensgewirre und der moraliſchen Corruption großer Städte, hinab, und ſie wird bald eine Tradition in der Geſchichte des Menſchengeſchlechts ſein; denn ſchon treten verbrecheriſche Handlungen in die Oeffentlichkeit und verfallen dem Arme der Gerechtigkeit, die auf dem Lande, in Dörfern verübt worden, welche dem großen Weltverkehre entrückt ſind, und wetteifern mit den hervorragendſten Erſcheinungen ſtädtiſcher moraliſcher Verſunkenheit und verbrecheriſcher Verſumpfung. Was in den Städten aus den Tiefen des Laſters emporſteigt, iſt meiſt Raffinement der Ueberlegung, Folge der Noth und des Elends, des Egoismus und der Verkettung widriger Lebensgeſchicke, ungezügelter Leidenſchaft, der Vergnügungsſucht, des Schwindels, und maßlos geſteigerter ſogenannter Bedürfniſſe; daher Mord, Raub, Lug und Trug, Wechſelfälſchung und dergl. Auf dem Lande fehlen zum größten Theile alle dieſe Motive der ſogenannten Civiliſation, und ſind hier Rohheit und Entſittlichung die Hauptquellen der ſkandalöſen Verbrechen; man greift auch hier zu mörderiſchen Waffen, ſelbſt zum Giftmiſchen zur Erreichung verbrecheriſcher Zwecke.

Ein ſolcher Giftmiſcherprozeß war vom 21.—26. Januar 1858 der Gegenſtand der Verhandlungen vor dem Schwurgerichte zu Münſter; die ſcheußliche Unthat hatte ſich in einem kleinen Dorfe Holthauſen mit Namen im verfloſſenen Jahre zugetragen in einer bäuerlichen Familie. Die Ehefrau, die Magd und der Knecht ſtanden, angeſchuldigt, gegen das Leben des Ehemanns und Dienſtherrn ſich zum Giftmorde verbunden und den Tod deſſelben durch Gift herbeigeführt zu haben, vor den Gerichtsſchranken; lebenswierige Kerkerſtrafe traf Frau und Magd. Der Knecht wurde freigeſprochen.

Liefern wir zunächſt eine Charakteriſtik der drei betheiligten Perſonen und dann die Erzählung des giftmörderiſchen Vorganges, der, durch poſitive Beweiſe in ſeinem ganzen Sachverhalte zwar nicht aufgeklärt, dennoch dem vorurtheilsfreien, geſunden Auge den Fall in ſeinem wahren Zuſammenhange vorführt.

Auf der Anklagebank ſitzen die Wittwe des Kolonen Krämer, geborene Luiſe Sundermann, 31 jährigen Alters, ſeit dem Jahre 1850 mit dem Getödteten verheirathet, Mutter zweier Kinder, von welchen das Letztere noch nach dem Tode ihres Mannes von ihr im Gefängniſſe geboren wurde; ſie wird als eine Frau von roher Gemüthsart und grober Sinnlichkeit geſchildert, und ſoll mit dem mitangeſchuldigten Knecht Ernſt Jakob Ridder in unerlaubtem Verhältniſſe gelebt haben; ihn bezeichnet die Ortsbehörde als einen trunkſüchtigen, boshaften und rohen Menſchen, mit nicht geringer Verſtellungskunſt begabt, und ſchließlich die unverehlichte Friederike Schowengerd, 19 Jahre alt, zur Zeit der Mordthat Magd im Krämer'ſchen Hauſe, wie Ridder Knecht im Dienſt der Eheleute Krämer. Sie iſt von beſchränkten Geiſteskräften und nach dem Zeugniſſe des Ortspfarrers zur Zeit ihres Schulbeſuchs faſt bildungsunfähig geweſen. Auch mit ihr ſoll Ridder in vertrautem Umgange gelebt haben.

Das Verbrechen, des alle Drei gemeinſchaftlich beſchuldigt werden, iſt nach der Anklageakte des Staatsanwaltes folgendes:

Der Kolon Krämer zu Holzhauſen, einem Dorfe im Kreiſe Tecklenburg, zur Zeit ſeines Todes 51 Jahre alt, Beſitzer eines

ziemlichen Vermögens, übrigens ein wunderlicher, einfältiger, von Geiz und Sorgen um sein Durchkommen geplagter Mann, heirathete 1850 die Mitbeschuldigte Marie Sundermann. Die Ehe war von vorn herein eine unglückliche; denn alsbald brach Unfriede unter den Eheleuten aus. Besonders hatte die Ehefrau Krämer wegen großer Altersverschiedenheit nie Zuneigung zu ihrem Manne gehabt, will die Heirath nur auf Anderer Zureden eingegangen und mit einem jungen Manne verlobt gewesen sein. Auch darüber soll Zwist entstanden sein, daß ihr Ehemann sich weigerte, ihr das Kolonat auf den Fall seines Todes zu übertragen.

Im Jahre 1852 kam der Angeklagte Ridder als Knecht auf das Kolonat des Krämer. Sofort nach seinem Eintritte stieg der Unfriede zwischen den Eheleuten. Das vertraute Verhältniß, welches sich zwischen der Frau Krämer und dem Ridder bildete und bald offenkundig wurde, weckte die Eifersucht des alten Krämer, der im October 1852 bei dem gesteigerten Hausunfrieden die Hülfe der Polizei gegen Ridder in Anspruch nahm, indem er behauptete, er sei seines Lebens im eigenen Hause nicht mehr sicher. Auf polizeiliche Anordnung wurde nunmehr der Knecht aus dem Hause entfernt. Nach seiner Entfernung scheint sich das eheliche Verhältniß eine Zeit lang gebessert zu haben, indem der Umgang der Frau mit dem Knecht dadurch unterbrochen wurde.

Als aber später derselbe als Knecht bei dem Kolonen Altebolz zu Holzhausen in Dienst getreten, soll der Umgang auf's Neue stattgefunden haben. Dadurch wuchsen die Zerwürfnisse in der Krämer'schen Familie in einem solchen Grade, daß kein Tag ohne Zank und Streit im Hause verging; die Frau verfluchte ihren Mann und äußerte den Wunsch, daß er nicht gesund nach Hause kommen möge; er solle sich einen Strick um den Hals legen und sich erhängen.

Während der Dienstzeit des Ridder beim Kolonen Altebolz wohnte dort auch die Friederike Schowengerd als Dienstmädchen; mit ihr unterhielt Jener ein vertrautes Verhältniß. Im Januar 1856 verließ derselbe diesen Dienst, und jetzt nahm Krämer ihn zum zweitenmal als Knecht in's Haus. Neun Wochen darauf

verließ auch die Schowengerd ihren Dienst, bot sich dem Krämer an und wurde angenommen.

Sie trat — nach Behauptung der Anklage — bald auf die Seite der Frau Krämer und stand dem alten Krämer feindlich gegenüber; Krämer selbst klagte noch bei seinen Lebzeiten über sie, und das Verhältniß im Hause war zu der Zeit ein solches, daß man schon allgemein für das Leben des Alten fürchtete.

Am 25. November 1856 starb plötzlich derselbe; er war am 21. zum Kohlenberge gefahren, Tags darauf zurückgekehrt und hatte Abends über Schmerzen im Leibe geklagt, war angeblich am anderen Tage (Sonntag) wieder aufgestanden, hatte gegessen und getrunken, sich dann wiederum niedergelegt, am Montag besinnungslos geworden und am Dienstag gestorben, ohne daß ärztliche Hülfe eher als nach seinem Tode in Anspruch genommen ward

Der Verdacht gegen die drei Angeschuldigten veranlaßte die Leichenöffnung bereits am 28. November; sie ergab, daß der Verstorbene wahrscheinlich an einer Entzündung seinen Tod gefunden, die, von der Speiseröhre ausgehend, durch den Magen bis in den Darmkanal sich erstreckt hatte. Ob diese Entzündung in Folge von Giftgenuß stattgefunden, war nicht zu entscheiden, da giftige Stoffe bei der Leichenöffnung nicht nachgewiesen wurden, worüber nur eine chemische Prüfung Auskunft zu geben vermochte.

Diese wurde sofort an den Eingeweiden vorgenommen. Eigentliche Giftstoffe wurden nicht entdeckt, nur in einem Theile des Mageninhalts und der Gedärme wurden $2\frac{1}{4}$ Gran metallischen Queckſilbers gefunden, welches nach Erklärung der Sachverständigen bei Lebzeiten in den Körper des Krämer gekommen, dasselbe aber, wenn es nicht in zu großer Menge gegeben werde, nicht giftig wirke, wohl aber Queckſilber in Form von Oxyd eher als Sublimat, in nicht zu kleinen Gaben genommen. Bei der geringen Quantität des vorgefundenen Queckſilbers wagten die Sachverständigen keine bestimmte Entscheidung, in welcher Form dasselbe in den Körper gekommen, neigten sich aber der Ansicht zu, daß es als metallisches Queckſilber gegeben sei.

Mit Rücksicht auf diese chemische Untersuchung und den Leichenbefund gutachteten die Sachverständigen, daß der Kolon

Krämer in Folge Entzündung der Speiseröhre, des Magens und des Darmkanals unter Erscheinungen von Stick- und Schlagfluß gestorben, und daß eine Vergiftung nicht nachgewiesen werden könne.

Inmittelst war wegen der sich häufenden Verdachtsmomente gegen die Wittwe Krämer und den Ridder die Untersuchung eingeleitet, und dieselben am 20. Januar 1857 zur Haft gebracht. Gegen die Schowengerd hegte man keinen Verdacht, weshalb sie wiederholt als Zeugin über die Vorfälle im Krämer'schen Hause, namentlich während der Krankheit des Krämer, vernommen wurde. Da sie in ihren Aussagen schwankte, veranlaßte man die Zuziehung eines Geistlichen, welcher derselben dringend ans Herz legte, die Wahrheit in der damals noch so zweifelhaften Sache auszusagen. Nunmehr legte dieselbe ein Geständniß dahin ab, daß sie im Auftrage der Ehefrau Krämer für 4 Silbergroschen Quecksilber aus der Albers'schen Apotheke geholt und dieses der Ehefrau Krämer übergeben habe. In der Woche vor dem Tode des Krämer, und zwar am Donnerstage (20. Nov.), habe die Frau Krämer ihr das Quecksilber wiedergegeben, und sie aufgefordert, dasselbe dem Krämer in den Kaffee zu mischen; sie habe das im Beisein der Ehefrau Krämer gethan, und der Krämer habe nachher den Kaffee ausgetrunken. — Nunmehr wurde auch die Schowengerd zur Haft gebracht, und die Untersuchung auch auf sie ausgedehnt. Im Laufe derselben behauptete der Mitangeschuldigte Ridder, daß ihm die Schowengerd nach dem Tode des Krämer gestanden habe, daß sie denselben mehrfach Köpfchen von Zündhölzchen, 7 oder 9 Kästchen voll, ins Essen gegeben habe. Dieses bestritt die Schowengerd zwar fortwährend, da jedoch das Resultat der ganzen Beweisaufnahme einen dringenden Verdacht herausstellte, daß der alte Krämer am Genusse von Gift gestorben sein müsse, wurden die ganzen Verhandlungen an das dasige Medicinal-Kollegium abgegeben, um durch dasselbe feststellen zu lassen, ob der Tod des Krämer durch Gift und eventuell durch welche Art von Gift erfolgt sei; das Coll. med. sprach sich in seinem Gutachten dahin aus:

„daß der Tod des Krämer mit Rücksicht auf Art und Verlauf der Krankheit, auf die Ergebnisse der Leichenöffnung

und die sonstigen ermittelten Umstände wahrscheinlich durch ein ätzenden Gift bewirkt sei, und daß die Annahme der Vergiftung durch Phosphor durch viele Gründe unterstützt werde; — metallisches Quecksilber gehöre als solches nicht zu den Giften, nur in größeren Massen genommen, könne es in Folge der durch seine spezifische Schwere hervorgebrachten mechanischen Wirkung schädlich werden; im fein zertheilten Zustande könne es durch Eingehung chemischer Verbindungen im Magen giftige Eigenschaften erhalten; — der Genuß des angegebenen Quantums metallischen Queckſilbers habe eine schädliche Wirkung nicht gehabt."

Gestützt auf dieses Gutachten, und die anderweit ermittelten verdächtigenden Umstände, behauptet die Anklage, daß die Angeklagten Schowengerd und Ridder sich des Giftmordes an dem Kolon Krämer, die Wittwe Krämer der Theilnahme an diesem Verbrechen durch Anstiftung schuldig gemacht habe. Als Ueberführungsmomente hebt sie namentlich das Verhältniß der drei Angeklagten zu einander gegenüber dem verstorbenen Krämer hervor; sodann mehrfache Drohungen von dem Angeklagten Ridder und Wittwe Krämer; das Benehmen derselben kurz vor und nach dem Tode des Krämer; Aeußerungen über den erfolgten Tod u. s. w.

Alle drei Angeklagten, nach Verlesung der Anklage befragt, bekennen sich der That nicht für schuldig. Sie geben im wesentlichen Folgendes an:

1. Die Schowengerd, welche einräumt, mit dem Ridder in einem vertrauten Verhältnisse zu stehen, ist ohne weitere Veranlassung als die, daß sie einen neuen Dienst gesucht, nach ihrer Angabe bei Krämer Magd geworden. Der verstorbene Krämer war nach ihrer Behauptung ein eigener Mann, der viel schimpfte; sie hat sich daher auch wohl mit ihm gezankt und einmal mit einer Heugabel geschlagen; im Uebrigen will sie ihm aber nichts zu Leide gethan haben. In Betreff des demselben gegebenen Queckſilbers erzählt sie so: Etwa drei Wochen vor dem Tode des Krämer war Ridder bei dem Kolon Nehsker auf einige Zeit zur Hülfe bei der Cichorienfabrikation beschäftigt: die Frau Krämer sagte mir, ich solle zu dem Ridder gehen, und ihn bitten, mir

4 Sgr. zu geben; jedoch brauche ich nicht zu ſagen wofür; dann ſolle ich aus der Apotheke in Lengerich, jedoch nicht aus der Albers'ſchen, für dieſes Geld Queckſilber holen, und dabei ſagen, daß es für die Läuſe gebraucht werden ſolle. Ich wußte nicht, wozu die Frau Kr. dieſes Queckſilber gebrauchen wollte, darauf bin ich dann auch zu Ridder gegangen, er hat mir 5 Sgr. gegeben, und nun ging ich nach Lengerich, dort kaufte ich aus der Apotheke des Albers, weil ich eine andere nicht wußte, für 4 Sgr. Queckſilber. Ich bekam vier Päckchen, welche in eine Düte gethan wurden. Dieſes Queckſilber gab ich am Abende der Frau Kr. (Der anweſende Gutachter Albers erläuterte, daß auf ſolche Weiſe oftmals aus ſeiner Offizin Queckſilber geholt werde.)

Am Donnerſtage vor dem Tode des Kr. gab mir die Frau Kr. dieſes Queckſilber und ſagte mir, ich ſolle es dem Kr. in den Kaffee thun; weßhalb ich dieſes thun ſollte, weiß ich nicht; die Frau Kr. verſprach mir dafür einen Hut und ein Kleid. Ich habe dann das Queckſilber in eine Taſſe gethan und Kaffee dazu, die Frau war dabei, dann wurde die Taſſe dem Krämer hingeſtellt, er trank darauf auch alles aus, und die Frau lachte dabei vor ſich hin; nachher ſagte ſie mir, er hat alles rein ausgetrunken.

Auf Vorhalt, ob ſie nicht auch Köpfchen von Schwefelhölzern dem Krämer ins Eſſen gegeben, was Ridder geſagt habe, bleibt ſie fortwährend dabei, daß es nicht wahr ſei.

Ueber die letzte Krankheit des Kr. erzählt ſie etwa Folgendes: Der Krämer war oft krank und klagte über ſeine Knochen. Als er am Sonnabend (22. Nov.) von dem Kohlenberge zurückkam, klagte er auch, daß ihm die Knochen ſo wehe thäten. Am Sonntage war ich nicht zu Hauſe, und weiß nicht, ob er etwas gegeſſen hat; am Montag Morgen hat er Brod mit Milch gegeſſen, des Mittags aßen wir Kartoffeln, Kappes und Speck, die Frau hat dem Kr. etwas zu eſſen gebracht, und hat Ridder ihm das Fleiſch zerſchnitten. Am Abend wurde Kr. ſehr ſchlecht, er konnte nicht mehr ſprechen; ich bin in der Nacht bei ihm aufgeblieben, und da ich meinte, daß er Durſt hätte, gab ich ihm Milch zu trinken; wenn ich ihm dieſe geben wollte, ſo ſchien es mir, als ob er ſich hätte erbrechen wollen. Das ſagte ich der Frau und da meinte

dieſe, ich ſolle ihm Zuckerwaſſer geben, er konnte aber nicht mehr trinken, und da nahm ich eine Feder und habe ihm die Lippen beſtrichen. Am Dienſtage lag Kr. ſo ſtille vor ſich hin, er ſagte gar nichts mehr und des Nachmittags war er todt.

Die Antworten erfolgen von der Sch. faſt alle auf längeres Befragen, und wiederholt lautet die Antwort: das weiß ich nicht oder das kann ich nicht mehr ſagen.

2. Die Wittwe Krämer läßt ſich in folgender Weiſe über das ihr zur Laſt gelegte Verbrechen vernehmen.

Ich habe im Jahre 1850 auf Zureden anderer Perſonen den Kolonen Krämer geheirathet, er war um 25 Jahre älter als ich. Schon gleich nach der Heirath fühlte ich mich unglücklich. Bereits am zweiten Tage nach der Hochzeit gerieth mein Mann mit mir in Streit und meinte, ich arbeitete nicht genug; auch gönnte er mir kein Eſſen, und als ich zum erſten Male in Wochen war, ließ er mir nicht einmal Pflege angedeihen. Sowohl mit mir, wie mit dem Hausgeſinde ſchimpfte er häufig.

Mit Ridder habe ich nie in einem verbotenen Verhältniſſe gelebt. Als er zuerſt im Jahre 1852 in unſerem Dienſte war, mußte er allerdings denſelben wieder verlaſſen, weil man es alſo wollte, jedoch hat er ihn ſelbſt im Januar 1856 wieder als Knecht genommen, da er ein guter Arbeiter war, und mein Mann andere Dienſtboten nicht bekommen konnte. Ich habe dabei nicht mitgewirkt.

Ueber den Geſundheitszuſtand ihres verſtorbenen Mannes befragt, ſagte ſie:

Mein Mann litt oft und klagte über Knochenſchmerzen; er blieb häufig des Abends auf dem Lande und da mußte er ſich wohl erkälten. Einige Zeit vor ſeinem Tode war mein Mann auch krank, und klagte wieder über Knochenſchmerzen, damals habe ich den Dr. Heitmann aus Lienen zu Rathe gezogen, und iſt mein Mann dann wieder geſund geworden. — Der Schowengerd habe ich niemals den Auftrag gegeben, daß ſie für mich Queckſilber holen ſollte, auch habe ich ihr nicht geſagt, daß ſie meinem Manne Queckſilber in den Kaffee geben ſolle. Sie lebte oft mit meinem Manne in Streit, und da mag ſie ihn wohl ſelbſt etwas gegeben

haben. Am Donnerstage (20. November) blieb mein Mann bis spät Abends auf dem Lande, um Rübensamen zu säen; Ridder war damals von Nehsker zu unserem Hause zurückgekehrt. Am Freitage fuhr mein Mann zum Kohlenberge, wo er noch gesund war. Als er am Sonnabend (22.) Abends zurückkehrte, sagte er, daß ihm die Knochen so wehe thäten und deshalb aß er auch nichts, auch in der Nacht klagte er; dagegen stand er am Sonntage wieder auf, trank mit uns Kaffee und blieb beim Ofen sitzen, nachher legte er sich wieder zu Bette; am Nachmittage hat er wieder mit uns Kaffee getrunken. Am Montage (24. Nov.) hat er wiederum Milch und Weißbrod genossen, er klagte sehr über Schmerzen, wollte jedoch nicht, daß ein Arzt gerufen werden solle, denn der, meinte er, könne ihm doch nicht helfen. An diesem Montage schlachteten wir ein Schwein, mein Mann stand auf und ist auch auf den Hof gegangen. Mittags brachte ich ihm von unserm Essen, und Ridder half ihm beim Essen. Als ich des Abends wieder bei ihm am Bette war, gab er mir auf meine Fragen keine Antwort; ich glaubte wohl, daß er recht krank sei, mochte aber doch keinen Arzt rufen, weil er das nicht hatte haben wollen. In der Nacht blieb die Schowengerd bei ihm auf; Ridder meinte, es sei gut, damit er keinen Durst leide. In dieser Nacht hat er erst Milch und dann Zuckerwasser bekommen. Am andern Morgen fuhr Ridder das Schwein, welches Tages vorher geschlachtet war, nach Lengerich zum Verkaufe; bei seinem Weggehen sagte er mir, er wolle bald zurückkommen und dann nach Glandorf reiten, um einen Arzt zu holen. Am Mittage war mein Mann sehr schlecht. Es kamen mehrere Nachbarn in unser Haus, und dann habe ich dieselben ersucht, doch zum Arzte zu gehen. Es ging dann auch Jemand, um den Doktor aus Lienen zu holen; als dieser kam, war mein Mann aber bereits todt. — — Sie bleibt auf wiederholtes Anfragen dabei, daß sie weder ihrem Manne etwas gegeben, noch daß sie die Schowengerd dazu beauftragt habe; wenn ihr einzelne, sie verdächtigende Aeußerungen vorgehalten werden, so bestreitet sie dieselben gemacht zu haben, meint auch mitunter, daß sie damals so verwirrt gewesen sei, daß sie nicht gewußt, was sie gethan.

3. Der Mitangeklagte Ridder, welcher im Allgemeinen noch am zusammenhängendsten die Vorfälle im Krämer'schen Hause erzählt, will auch völlig unschuldig an dem Tode des Krämer sein. Er bestreitet hartnäckig mit der Frau Krämer im vertrauten Verhältnisse gelebt zu haben, wenn ihm Zeugenaussagen vorgehalten werden, aus welchen mit unzweifelhafter Gewißheit hervorgeht, daß wirklich zwischen Beiden ein Verhältniß bestanden, so weiß er die von Zeugen bekundeten Thatsachen entweder vollständig zu leugnen, oder sie so darzustellen, als ob sie die unschuldigsten von der Welt gewesen. Nicht weniger leugnet er, mit der Schowengerd in einem ähnlichen Verhältnisse gestanden zu haben. Die Ursache des Unfriedens im Krämer'schen Hause will er nicht gewesen sein, vielmehr soll der Grund desselben in dem wunderlichen Wesen des alten Krämer gelegen haben, der mit Niemanden habe Ruhe halten können. Der alte Krämer soll ihn im Januar 1856 veranlaßt haben, wieder zu ihm als Knecht zu ziehen; weshalb aber die Schowengerd den Dienst bei Altenholz verlassen und neun Wochen nach ihm zu Krämer gezogen, weiß er nicht. Er will im Krämer'schen Hause ordentlich seine Arbeit gethan und mitunter der Frau Krämer, welche von ihrem Manne nichts habe erhalten können, Geld geliehen haben. Auch Ridder erzählt, wie der Krämer häufiger krank gewesen, über Kolik geklagt, aber einen Arzt nicht habe brauchen wollen, weil derselbe zu viel fordere. Ueber die letzte Krankheit des Krämer erzählt er im Wesentlichen Folgendes:

Etwa drei Wochen vor Krämer's Tode ging ich zum Kolon Nehsker, um bei der Cichorienfabrikation behülflich zu sein. Eines Sonntags, ich meine am ersten meines Aufenthalts daselbst, kam die Schowengerd zu mir und forderte 5 Sgr., die ich ihr gab, und wofür, wie ich später gehört habe, Quecksilber gekauft sein soll. Am Donnerstage (den 20. Nov.) kam ich von Nehsker zu Krämers zurück; Krämer selbst war bis spät Abends auf dem Felde gewesen, als er zu Hause kam, wurde ihm sein Essen gegeben und bemerkte ich, daß er beim Essen so spütterte (ausspie) und die Schowengerd fragte, ob sie Pfeffer in's Essen gegeben habe, sie meinte, daß Zwiebeln darin seien,

und trug die Reste desselben weg. Am andern Morgen (Freitag) fuhr Krämer zum Kohlenberge, kehrte Sonnabend Abend zurück und klagte, daß er sich müsse erkältet haben, es thäten ihm die Knochen weh. Am Sonntag Morgen trank ich mit der Familie Krämer Kaffee, ging nach Lienen und kehrte erst am Abend spät zurück. An diesem Abend kochte mir die Frau Krämer Kaffee, wovon noch der Krämer mittrank. Am Montag Morgen wurde auf früheres Anordnen des Krämer ein Schwein geschlachtet. Krämer selbst blieb im Bette liegen und konnte beim Schlachten nicht behülflich sein, weil er sich sehr schlecht fühlte; jedoch genoß er am Morgen noch Milch und Brod. Später stand er auf und war ich ihm behülflich, daß er in den Hof kam; er klagte sehr und ging in gebückter Stellung, als wenn er Leibschmerzen gehabt hätte. Am Mittage brachte ihm die Frau Krämer Essen ans Bett, und ging ich noch hinzu und sagte, er möge doch essen; am Abend wurde Krämer sehr krank, er konnte anscheinend nicht mehr sprechen und hörte auch nicht, wenn wir ihn anriefen. Deshalb wachte die Schowengerd bei ihm, welche angewiesen wurde, ihm Milch zum Trinken zu geben. — Am folgenden Dienstag Morgen früh fuhr ich mit dem Wagen und dem geschlachteten Schweine nach Lengerich, um dasselbe dort zu verkaufen. Es war bis dahin zum Kr. ein Arzt nicht geholt, weil Kr. auf Befragen immer erklärt hatte, er wolle keinen Arzt. Als ich jedoch wegfuhr sagte ich zur Frau Kr., ich wolle bald wiederkommen und dann den Arzt von Glandorf holen. In Lengerich habe ich mich länger aufgehalten und wurde sehr betrunken, so daß mich auf dem Rückwege noch mein Bruder begleiten mußte. Erst gegen Abend kamen wir nach Kr. Hause zurück und da erfuhr ich, daß Kr. bereits todt sei. Ich habe bei der Nachricht noch sehr geweint, und bin an das Bett des Todten gegangen, denn ich hatte in dem Kr. einen guten Herrn verloren. Ob Kr. Gift oder sonst etwas bekommen, kann ich nicht sagen, nur einige Zeit nach dem Tode, als die Eingeweide in Lengerich untersucht wurden, sagte mir die Schowengerd: „Junge, sollte das wohl was zu bedeuten haben, ich habe dem Konrad (alter Kr.) von den Schwefelstückenköpfchen ins Warmbier gegeben; die Köpfchen abgeschnitten und ins Süppchen gethan."

Ich fragte ſie, ob man denn daran ſterben könne, worauf die Sch. antwortete, es wären mal Reiſende geweſen, welche Milch getrunken hätten, worin ſolche Köpfchen geweſen, und die ſeien daran geſtorben. Sie ſagte mir auch, daß ſie 7 oder 9 Käſtchen mit Schwefelhölzern dem Kr. ins Eſſen gegeben habe u. ſ. w.

Die Schowengerd, nachdem ihr dieſe Ausſage wieerdholt vorgehalten, läugnet dem Kr. jemals Schwefelhölzer gegeben zu haben, auch will ſie dem Ridder ſo etwas niemals mitgetheilt haben.

An dieſe Vernehmung der Angeſchuldigten ſchloß ſich die Verleſung der Leichenobduktion und demnächſt die Vernehmung des Sachverſtändigen Chemikers Albers, Apotheker zu Lengerich.

Er führt aus, wie er durch die Unterſuchung eines Theiles des Kothes des verſtorbenen Kr. etwa $2^1/_4$ Gran Queckſilber aufgefunden, welches aber als metalliſches Queckſilber in den Körper des Krämer zu deſſen Lebzeiten gekommen ſein müſſe, da, wenn es als Sublimat genoſſen ſei, ein Theil deſſelben vom Blute reſorbirt, ſich in demſelben, den Nieren ꝛc. gefunden haben müſſe, was jedoch nicht der Fall geweſen. Uebrigens ſind giftige Stoffe bei der Analyſe nicht aufgefunden; die Nieren enthielten nur Normalkupfer, ebenſo das Blut. — Da die Frage, ob das Auffinden eines giftigen Stoffes im Körper, die Annahme, daß Jemand an Gift geſtorben ſei, bedinge, für den vorliegenden Fall von der größten Erheblichkeit war, führt der Sachverſtändige zu deren Erläuterung Folgendes aus: An ſich werde in der Regel durch chemiſche Analyſe das Vorhandenſein von Giften im Körper eines Getödteten konſtatirt, dieſes namentlich faſt immer bei metalliſchen (z. B. Arſenik), auch wohl bei Pflanzengiften (Strichnin, Morphin, Nikotin ꝛc.). Anders dagegen verhalte es ſich bei der Phosphorgiftung. Der Phosphor, in Verbindung mit Luft, verbrenne, wenngleich langſam und unſcheinbar; durch dieſen Verbrennungsprozeß bilde ſich, durch Verbindung des Phosphors mit Sauerſtoff, phosphorige Säure. Die Verbrennung erfolge aber um ſo raſcher, je kleiner der Phosphor zertheilt ſei. Die giftige Wirkung des Phosphor beſtehe nun aber darin, daß er, genoſſen, ſofort den Verbrennungsprozeß beginne und dadurch eine Entzündung der mit ihm in Berührung kommenden Eingeweide hervor-

rufe. Wenn der Tod nach Phosphorgenuß, insbesondere bei großer Gabe, schnell erfolge, so werde sich in der Regel noch ein Theil unverbrannten Phosphors im Körper finden, welcher aufzufinden sei; wenn aber der Tod erst mehrere Tage nach dem Genusse erfolge, so werde, da sich in der Regel Erbrechen einstelle, ein Theil der Phosphorsubstanz entleert sein, und der übrige sich im Körper schon in phosphorige Säure verwandelt haben, welche nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft nicht aufzufinden sei. Neuere Beobachtungen hatten dieses unzweifelhaft nachgewiesen. — Wenn nun gleich die Analyse nicht nachgewiesen habe, daß Phosphorsubstanz noch im Körper des Krämer vorhanden gewesen, so dürfe man dennoch nicht sagen, daß eine solche Vergiftung nicht stattgefunden habe ꝛc. Diesem Gutachten schloß sich der Experte Dr. Hoffbauer und der Medicinal-Assessor Wilms an.

Es wurde nunmehr zur Vernehmung der Zeugen, welche den Krämer in den letzten Tagen seines Lebens gesehen, geschritten. Aus ihren Depositionen ergab sich, daß Krämer vom Montag bis Dienstag besinnungslos gelegen, daß er anscheinend gewürgt habe, als ob er erbrechen wolle, sein Athem war beengt, und stieg wie ein weißer Dunst aus seinem Munde, den Kopf hatte er fortwährend krankhaft hin und her bewegt. Bezeichnend für diese ganze Untersuchung war die Deposition des Wundarztes Heitmann, welcher im August 1856 den Krämer auf Ansuchen der Frau ärztlich behandelt hatte. Bei dieser Gelegenheit hatte die Frau Krämer geäußert, an ihrem Manne sei nichts gelegen, er (der Doktor) könne wohl dazu beitragen, daß derselbe nicht wieder aufstehe. Auf dem Rückwege hatte Ridder den Heitmann begleitet und äußerte, an dem Krämer sei nichts gelegen, wenn der auch sterbe, er werde noch das ganze Kolonat ruiniren.

Nachdem durch diese Zeugen, in Verbindung mit den Aussagen der Angeschuldigten, die Krankheitsgeschichte des Verstorbenen, so weit möglich, festgestellt war, geben die Obduzenten und zwar der Dr. Hoffbauer sein Gutachten dahin ab: Aus dem Befunde an der Leiche, nämlich der eigenthümlichen linselartigen Entzündung der Speiseröhre, Magen und Darmkanal, der Krankheitsgeschichte

des Verstorbenen, wie sie von den Zeugen dargestellt sei, komme er nunmehr zu dem Schlusse, daß die höchste, fast an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Krämer an dem Genusse von ätzendem Gifte, wahrscheinlich Phosphor, gestorben sei. Ganz ähnlich spricht sich der Kreiswundarzt Krummacher aus, der dabei noch bemerkt, daß er gleich Anfangs der Ueberzeugung gewesen, es habe eine Vergiftung durch ätzendes Gift stattgefunden.

Der Herr Medizinalrath Falger, als Beisitzer des Coll. med. zur Begründung des von diesem Kollegium erstatteten Gutachtens in Verbindung mit dem Herrn Medizinalassessor Wilms, zur Verhandlung zugezogen, schließt sich dem, von den Obduzenten jetzt abgegebenen Gutachten an, dasselbe noch wissenschaftlich begründend. Herr Wilms erklärte außerdem, daß Phosphor ein scharf ätzendes Gift sei, welches schon in kleiner Dosis tödtlich wirke; Fälle von Phosphorvergiftungen, theils durch den an den Zündhölzchen befindlichen Phosphor, theils durch Phosphorlatwerge (Rattengift), seien neuerdings mehrfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen und die Fälle nicht selten, in welchen man den Phosphor selbst im Körper des Getödteten nicht habe auffinden können.

Nachdem hierdurch die Vernehmung der Sachverständigen allerseits als erschöpft erachtet, wendet sich der Vorsitzende an die Angeklagte Schowengerd, und macht ihr bemerklich, wie schwer das Gewicht der Anklage jetzt auf sie falle; der Mitangeklagte Ridder bezüchtige sie, dem Krämer Schwefelhölzchen gegeben zu haben, und durch die Sachverständigen werde bestätigt, daß derselbe an solchem Gifte gestorben sei, was sie denn darauf zu erwiedern habe.

Nach kurzem Bedenken legt nunmehr die Schowengerd folgendes Geständniß ab: Ja, es ist wahr, die Frau hat mir gesagt, ich sollte ihm (Krämer) Schwefelhölzchen geben, ich habe ihm auch welche gegeben, und zwar noch eher als ich ihm das Queckſilber gab; einmal gab ich ihm welche ins Warmbier. Die Frau sagte mir, ich solle den Schwefel von den Sticken abkneifen und ins Essen thun. Ein anderes Mal sagte sie mir, als Krämer

nach Lienen war, ich ſolle ihm entgegen gehen, ihren Mantel und Hut umthun, damit er mich nicht kenne, Branntwein in eine Flaſche nehmen, und ihm davon zu trinken geben. Dieſes aber habe ich nicht gethan.

Die Krämer zur Gegenäußerung aufgefordert, erklärt: Es iſt nicht wahr, ſie (Schowengerd) hat zu Ridder geſagt, ſie wolle ihm (Krämer) was geben. Mir ſelbſt ſagte ſie einmal im Garten, ſie wolle ihm was geben, ſie wiſſe wohl, was ſie ihm geben müſſe, ſie wolle ihm Schwefelhölzchen geben. Ich habe das von ihr nicht verlangt. Mein Mann hat mir mehrmals geſagt, daß die Schowengerd ihm nachſtelle. — Sie hat mir mehrmals geſagt, daß ſie ihm Schwefelhölzchen geben wolle.

Schowengerd: Die Frau hat mir erzählt, daß die Leute daran ſtürben, wenn man Schwefelhölzchen in Kaffee gebe; damals hatte ich dem Krämer die Schwefelhölzchen ſchon gegeben. Ich habe für 3 Pfennige Schwefelhölzchen gekauft, und die Köpfchen von allen genommen; an welchem Tage ich ſie ihm gegeben habe, weiß ich nicht, ich glaube, ich habe ihm zweimal welche gegeben. Die Frau ſagte mir, als ich nach Lienen Butter brachte, ich ſolle Schwefelhölzchen mitbringen, ich wußte nicht wozu, dann ſagte ſie mir, ich ſolle die Köpfchen abkneifen und ins Eſſen thun. Sie verſprach mir dafür ein Tuch und ein neues Kleid. — Mit Ridder habe ich nicht darüber geſprochen, daß die Schwefelhölzer ins Eſſen gethan werden ſollten. — Auf wiederholten Vorhalt, wie ſie doch habe wiſſen müſſen, daß ſolche Subſtanzen ſchädlich für Krämer geweſen, erwidert ſie, ich habe das nicht gewußt.

Auch der Frau Krämer wurde bedeutet, warum ſie denn Niemanden etwas davon geſagt habe, wenn ihre Magd ſolche Anſchläge gegen das Leben ihres Mannes gehegt, und ihr dieſelben mitgetheilt habe. — Hierauf vermag ſie eine genügende Antwort nicht zu geben.

Hieran ſchloß ſich die Vernehmung der Zeugen, durch deren Ausſage feſtgeſtellt wird, daß Ridder und die Angeklagte Krämer wirklich in einem ſehr vertrauten Verhältniſſe geſtanden haben. Als beſondere Ueberführungs-Momente geben dieſelben unter andern an:

Ein früherer Knecht, Namens Schallenberg: Vor mehreren Jahren sei eines Nachts ein Kötter Mietekotte ins Krämer'sche Haus eingestiegen, um zu stehlen. Er sei herzugekommen, als der alte Krämer den Dieb gefaßt gehabt und von diesem auf die Erde geworfen sei. Der Dieb habe ein Messer gehabt und solches dem Krämer auf den Hals gesetzt, Zeuge sei hinzugesprungen, habe ein Gewehr ergriffen und dem Mietekotte die Knochen entzwei geschlagen. Als darauf Mietekotte in Folge der erhaltenen Verletzungen im Hause des Krämer gelegen habe, sei ihm, Zeugen, von demselben erzählt, daß die Frau Krämer schlecht handle, sie habe ihn gedungen, ihren Mann für 200 Thaler und einen neuen Anzug todt zu machen. Zeuge habe dieses der Frau Krämer vorgehalten, worauf diese gesagt, man könne wohl mal was mit einem tollen Kopfe sagen. — Ridder habe ihm mal bei der Arbeit gesagt, er, Ridder, wolle, daß er Jemanden für Geld kriegen könne, der den Krämer um die Ecke bringe.

Die Dienstmagd Lehmberg, welche bis Herbst 1856 bei Krämer wohnte: Das Verhältniß im Hause war sehr traurig, die Frau schimpfte sehr und fluchte häufig ihrem Manne. Mir sagte sie, ich solle den alten Krämer nur schlagen. Auch ihr vierjähriges Kind hetzte sie gegen ihren Mann und sagte, wenn das erst 14 Jahre alt sei, dann solle dies den Alten in die Ecke drücken. — Eines Sonntags war ich zu Hause, Krämer war unwohl und fragte mich, ob ich ihm was ins Essen gegeben habe, es habe ihm so schlecht geschmeckt. — Ich selbst habe einmal geglaubt, daß man mir was ins Essen gegeben habe, ich wurde unwohl, und als ich darauf die Frau Krämer fragte, ob sie mir etwas ins Essen gegeben habe, sagte diese zwar nein, die Schowengerd möge es wohl gethan haben, sie lachte aber dabei.

Der Kolon Finkener, Nachbar des Krämer, deponirt, wie eines Sonntags Mittags der Krämer zu seinem Kötter gekommen und gesagt habe, Ridder habe bei Tische Streit angefangen, und da habe er weglaufen müssen.

Kolon Altehölz, auch ein Nachbar des Krämer: Der Ridder diente bei mir als Knecht und war fleißig, nur verließ er

wohl mal Nachts mein Haus, und dann hieß es, der alte Krämer sei zum Kohlenberge gefahren. Um das nächtliche Fortgehen des Ridder zu verhindern, vernagelte ich die Kuhstallsthür, durch welche er sich entfernte, hierüber wurde er böse, verließ meinen Dienst im Januar 1856 und zog zu Krämer.

Der Krämer Appelbaum: Ich fuhr mal mit Krämer und seiner Frau nach Hilter; auf dem Wege sprach die letztere über ihren Mann und schimpfte auf ihn, sie sagte, er stehle und habe auch einen falschen Eid geschworen. Auf dem Rückwege nach Holzhausen sprach sie wieder über ihren Mann und meinte, wenn sie nur noch so lange lebe, daß sie einen anderen Mann bekomme. Dabei fragte sie auch, ob man sie auch wohl vom Hofe wegjagen könne, wenn ihr Mann mal plötzlich sterbe. — Nach dem Tode ihres Mannes sagte sie mir, jetzt wolle sie den Ridder heirathen, damit das Sprechen der Leute aufhöre. (Bei der Deposition dieses Zeugen wird die Wittwe Krämer heftig und wirft demselben vor, daß er immer schlecht von ihr gesprochen habe.)

Kolon Nehsker: Einige Wochen vor dem Tode des Krämer arbeitete Ridder in meiner Cichorienfabrik; einmal äußerte er, der Krämer ruinire den ganzen Hof, seine Pferde strenge er übermäßig an, und hierüber habe er ihm die Kur gemacht; ein anderes Mal erzählte er, der Krämer habe oft Kolik, sei gemüthskrank; solche Personen stürben wohl oft unvorhergesehen; dabei fragte er mich, ob die Frau auch wohl vom Hofe müsse, wenn ein solcher Fall eintrete.

Aehnlich bekunden mehrere Zeugen, die mit Ridder bei Nehsker arbeiteten, daß er gesagt, der Krämer leide an Kolik, Gemüthskrankheit, solche Personen thäten sich wohl ein Leides an; derselbe behandle seine Pferde schlecht und wäre er werth, daß man nach ihm statt nach der Scheibe schieße. — Sodann bekunden:

Die Frau des Kötters Grähler, Nachbarin des Krämer: Die Frau Krämer sagte mir, daß ihr Mann, als er am 22. Nov. nach Hause gekommen, sie noch ausgeschimpft habe, und doch habe sie ihm noch Kaffee gekocht. Ein anderes Mal sagte sie, wenn ihr Mann auch sterbe, bekomme sie doch die halbe Stätte. Am Beerdigungstage des Krämer sagte die Frau, sie habe so viel für

den Aasbalg über gehabt, der aber nichts für sie. — Einige Zeit nach der Obduction habe die Frau gesagt, das Abgefall werde wohl bald in Lengerich gar gekocht sein ꝛc.

Kötter Grähler: Er war stets Streit bei Krämer; noch in der letzten Zeit vor dem Tode des Krämer, sagte die Frau: Kördchen (Conrad) du ärgerst mich nicht lange mehr. — Nach Krämer's Tode war ich mal dort im Hause, die Frau Krämer und Ridder spotteten über die Untersuchung und sagten, sie müßten wohl bald nach Lengerich und das Abgefall, wenn es gahr sei, ausessen. — Ridder sagte einmal, sie würden wohl nichts in Lengerich auffinden, Krämer sei bange für sein Leben gewesen, und ein anderer habe ihm nichts gegeben. — Von der Schowengerd will Zeuge erfahren haben, daß Krämer schon am Sonntage (23. November) keinen Verstand mehr gehabt habe.

Der Kolon Striedelmeyer, Schwager des verstorbenen Krämer: Mein Schwager klagte mir häufig, daß er mit seiner Frau im Unfrieden lebte, mit seiner ersten Frau hatte er — glaubt der Zeuge — auch nicht ganz friedlich gelebt. Auch über die Schowengerd beklagte er sich; namentlich erzählte er mir mal folgenden Vorfall: er sei eines Tages von Lienen nach Hause gekommen, habe die Schowengerd allein im Hause getroffen und sie gebeten, ihm sein Essen zu geben, die Schowengerd habe ihm dasselbe verweigert, und nun sei Streit entstanden, wobei sie geäußert, wir wollen es dich alten Teufel jetzt wohl bald ablehren; die Schowengerd habe bei dieser Gelegenheit gesagt, seine, Krämer's, Frau habe verboten, ihm etwas zu essen zu geben. Auch hat mir mein Schwager erzählt, daß seine Frau so böse sei, weil er ihr das Kolonat auf den Todesfall nicht übertragen wolle. — Ich habe jetzt das 5 Jahr alte Kind des Krämer als Vormund bei mir, dasselbe sagte mir einmal, Mama sagte immer zu Papa, der jetzt auf dem Kirchhofe liegt: Geh' hin, du alter Teufel, thue dir einen Strick um den Hals und hänge dich auf. Das Kind war angelernt, den Vater „Donnerschlag" u. s. w. zu rufen.

Der Wilhelm Ridder, Bruder des Angeklagten: Am Todestage des Krämer kam mein Bruder mit dem Schweine vor meiner Wohnung hergefahren und erzählte mir, daß sein Bauer

ſo krank ſei, der werde wohl ſterben; er wolle erſt nach Lengerich und dann zum Arzte nach Glandorf gehen. Erſt gegen Abend kam mein Bruder von Lengerich zurück, er war ſo trunken, daß ich ihm beim Nachhauſefahren behülflich war, warum er mich bat. Auf dem Wege ging mein Bruder nochmals in ein Wirthshaus. Als wir bei Krämer's ankamen, fragte er die Frau, wie es dem Krämer ginge; ſie ſagte, der ſei ſeit einer halben Stunde todt. Darauf fing mein Bruder an zu weinen und ſagte: O, Herr, ich armes Kind! Er wollte noch an das Bett des Krämer gehen, wobei er äußerte, ich hätte den Bauer doch noch gerne behalten. Die Frau Krämer äußerte darauf, er habe ſich ja gerade wie ein Kind, zog ihn in die Stube und gab im Kaffee zu trinken.

Durch die Verleſung des Vernehmungs-Protokolles einer inzwiſchen verſtorbenen Zeugin vom Holte wird konſtatirt, daß Ridder am Sonntage (23. Nov.) bei derſelben war, ſich mehrere Vorhemdchen beſtellte und auf die Frage, wie dieſelben gezeichnet werden ſollten, äußerte, man möge ſie Ridder oder Krämer zeichnen, das ſei einerlei. — Sodann deponirt noch ein Zeuge Möllers: Am Todestage des Krämer traf ich den Ridder in Lengerich, der theilte mir im Geſpräche mit, unſer Bauer muß ſterben; ich fragte, wie er das wiſſe, worauf er erwiderte: Schlag der Donner, der hat ſeine Laſt. — Bei der Beerdigung des Krämer fragte ich Ridder, du haſt ja wohl gewußt, daß der Bauer ſterben müſſe? er erwiderte, ja, der hatte auch ſeine Laſt, aber ich hätte nicht gedacht, daß er es ſo ſchnell gemacht hätte.

Mehrere andere Zeugenausſagen ſind von geringer Erheblichkeit; nur eine Frau bekundet noch, daß der verſtorbene Krämer am Sonnabend Abend (22. Nov.) noch an ihrem Hauſe geweſen und geklagt habe, daß er ſo unwohl ſei, ſein Urin ſei wie Blut ꝛc.

Hiermit war die Beweisaufnahme für dieſes Verbrechen erſchöpft. — Der Fall, die Anklage wegen Meineides gegen die Frau Krämer, hatte geringeres Intereſſe. Der Eid, ein Manifeſtationseid, iſt von derſelben in der Vormundſchafts- und Nachlaßregulirung abgeleiſtet, und ſtellt die Beweisaufnahme feſt, daß

ſie mehrere Vermögensobjecte in dem von ihr eidlich manifeſtirten Inventare wiſſentlich ausgelaſſen hat.

Noch im Laufe der Verhandlung wurde Seitens des Vertheidigers der Schowengerd zur Kenntniß des Gerichtshofes gebracht, daß ein Sachverſtändiger geäußert habe, Krämer könne nicht füglich an dem Phosphor geſtorben ſein, welchen ihm die Schowengerd geſtändlich am Mittwoch oder Donnerſtag gegeben habe; wahrſcheinlich habe er noch am Sonnabend eine Doſis Phosphor erhalten. Ein anderer Sachverſtändiger erklärte, daß einzelne Fälle beobachtet ſeien, in welchen Krankheitserſcheinung und Tod erſt mehrere Tage nach dem Phosphorgenuſſe eingetreten ſeien; unter andern ſei ein Fall bekannt, wo eine Mutter ihrem Kinde Phosphorlatwerge eingegeben, das Kind noch 2 Tage nachher die Schule beſucht habe und erſt am achten Tage geſtorben ſei.

Die Geſchworenen verneinen die ihnen geſtellte Frage, ob alle drei Angeklagte gemeinſchaftlich mit Vorſatz und Ueberlegung den Krämer getödtet (Mord), bejahen aber gegen die Schowengerd die Frage dahin, daß ſie vorſätzlich demſelben Stoffe beigebracht, welche die Geſundheit zu zerſtören geeignet waren und den Tod des Krämer zur Folge hatte. Ebenſo bejahen ſie mit Rückſicht auf die Wittwe Krämer die Frage auf Theilnahme durch Anſtiftung zu dieſem Verbrechen und wegen Meineides.

Gegen Ridder wurde die Frage in Bezug ſeiner Theilnahme an dem Verbrechen mit 7 gegen 5 Stimmen von den Geſchworenen bejaht, worauf aber der Gerichtshof bezüglich ſeiner der Minorität der Geſchworenen beitrat.

Das Urtheil erkannte gegen die Wittwe Krämer und die Friederike Schowengerd auf lebenslängliche Zuchthausſtrafe, gegen Ridder auf Freiſprechung.

XVIII.

Er wurde gerädert.

Kriminalgeſchichte aus dem Feſtungsgarniſonleben vor dem Jahre 1807.

Die nachfolgende Mittheilung führt in jene Zeit zurück, wo der große König noch das preußiſche Zepter mit kräftiger Hand hielt. Das Heer war nach Exercierreglement und Soldatenkatechismus erzogen. In einer großen Reihe von Kapiteln und Paragraphen handelten die Kriegsgeſetze für „Seiner Königlichen Majeſtät in Preußen Armee“ von Stockſchlägen, Spießruthenlaufen und dergleichen. Dem angehenden Tambour wurde zu allererſt der blutige Spießruthenmarſch mit ſeiner eintönigen Weiſe eingeübt, weil das Ruthenlaufen ſchier tagtäglich vorkam wie Kommisbrod. Das Regiment war ſtreng aber ehrlich, und „ausgediente Unteroffiziere“ wurden Schulmeiſter und Erzieher der Jugend, die ihr mit dem Korporalſtock en miniature das Abc einbläuten zum ewigen Gedächtniß, und auf „Kopf in die Höh'“ und „Bruſt heraus“ ein großes Stück hielten. Darum ging es dazumal auch in Preußen überall geradezu he-

Jene Zeit iſt der Hintergrund, auf welchem uns das nachfolgende Bild aus dem Soldaten- und Werberleben entgegentritt; Zopf- und Kamaſchenthum und „Ordreparíren“ ſtanden auf der einen Seite, muſterhafte Manns- und Kriegszucht und That des Muthes und Heldenſinnes auf der anderen Seite; denn der gewaltige Geiſt des Königs waltete über dem Ganzen, Alles durchdringend, Alles belebend.

Der Zopf war damals die Hauptzierde des Soldaten, und es charakteriſirt jene Periode, daß der damalige Kurfürſt von

Heſſen als preußiſcher General und Inhaber des zu Hamm garniſonirenden Regiments bei ſeiner jährlichen Inſpection einen ſtets in der Rocktaſche bereiten Maßſtab hervorholte, die Bataillonsglieder durchſchritt, und Zopf um Zopf genau nach Strich und Linie maß. Und wenn er dann alle Zöpfe von Bataillon zu Bataillon gemeſſen, war er mit der Parade zufrieden, und ſchloß ſeine Rede an die Offiziere des Regiments, die im geſchloſſenen Kreiſe um ihn ſtanden, mit den Worten: Nichts ſchwerer als ein reglementsmäßiger Zopf! So trieb das damalige Heerweſen mit Haarbuckeln und Zöpfen Prunk. —

Die Kriegsmacht des heiligen römiſch-deutſchen Heeres war in der ſogenannten Reichsarmee vereinigt, deren man ſeit den Tagen des alten Fritz mit manchem Witz und Reim ſpottete:

Die ganze heilige Reichsarmee —
Reißaus-Armee —
Läuft wie der Haſ' durch Klee und Schnee.

war unter andern einer der vielen Spottreime darauf. Und wahrlich! dieſe deutſche Kriegs- und Heeresmacht verdiente dieſen Spott; denn ſie war Alles, nur keine Armee, wie ſie ſein ſollte. Friedrich der Große, der „Marquis von Brandenburg mit ſeiner Potsdamer Wachtparade" hatte ihren Ruf in zahlloſen Schlachten für alle Zeiten vernichtet; daſſelbe war der Armee der „großen franzöſiſchen Nation" unter dem Marſchall Soubiſe bei Roßbach widerfahren. Das franzöſiſche Lager enthielt ganze Magazine von Galanteriewaaren, wohlriechenden Eſſenzen, Sonnenſchirmen, Schminktöpfchen und Toiletten für die Helden und ihre Schönen, und Bälle, Concerte und Aſſemblées wurden gegeben. Es wimmelte im Roßbacher Lager von Läufern, Kammerdienern, Köchen, Zofen und dergl. Und gegenüber ſtand das Lager der Preußen, klein und feſt, ohne Modebedürfniſſe und Maitreſſen, aber mit bewährten Kriegern voll Muth und Ausdauer. Und Schlacht und Flucht begannen zu gleicher Zeit, und die beſiegten Franzoſen büßten 1500 Todte und an Gefangenen 8 Generale, 250 Offiziere und 6000 Gemeine, 63 Kanonen, 15 Standarten und 5 Fahnen ein, wogegen das preußiſche Heer nur 91 Todte und 274 Verwundete zählte.

Wenn zu jener Zeit dem lieben einigen Deutschland von einer auswärtigen Macht eine Kriegserklärung gemacht ward, oder der Kaiser als Oberhaupt des Reiches aus dynastischem Interesse dem guten Deutschland einen Feind über den Hals brachte, oder irgend ein Reichsstand feindlich bedroht wurde, so forderten die Reichsgesetze, daß ein Heer gerüstet und ins Feld gestellt werde, wozu „alle und jede Stände des Reichs" Mannschaft, Feldzeug und Geld beizutragen verpflichtet waren. Sobald es hieß: die Reichsarmee muß zusammen, so durchfuhr ein panischer Schrecken alle Kreise des heiligen römisch-deutschen Reiches, und Klagen und Jammer ertönten überall. Da fürchtete jede Mutter ihren Sohn, jede Bauerndirne ihren Hans zu verlieren, und die Burschen scheueten die Uniform, als wär's eine Züchtlingsjacke.

Es ward sodann auf Ausschreiben der Fürsten in allen Kreisen zur Aushebung geschritten; und das „Reichscontingent" ward zusammengebracht. —

Gleichzeitig wurden Werbeoffiziere und Werbeunteroffiziere ausgesandt; und in besonders großer Zahl fanden sich preußische Werber in den übrigen deutschen Reichsländern ein.

In jener Zeit war auf dem Boden eines solchen Reichslandes, auf fürstlich Münster'schem Landesgebiete an der Landstraße, die zur preußischen Stadt Hamm an der Lippe führte, ein Wirthshaus gelegen, weit und breit bekannt. Es war Mittag, und der Wirth und das Wirthsmädchen mit Aufräumen der Wirthsstube beschäftigt.

Der Wirth trat ans Fenster und schaute die Landstraße hinunter. Tummle Dich, Mädchen! rief er alsogleich und schlug dabei freudig in die Hände — es kommen Gäste, dort biegen sie schon ein, um bei uns einzukehren. Es sind ungarische Doktoren, ich schau's an ihren blauen Mänteln, breitkämpigen Hüten und dem Medikamentenkasten auf dem Rücken. Die haben Geld, verdienen Geld und lassen Geld aufgehen, echte unbeschnittene Kremnitzer Ducaten. Dabei kann ein Wirth ehrlich bleiben und ehrlich mit doppelter Kreide anschreiben; 's geht nichts über die doppelte Kreide: das ist eine köstliche Erfindung. Der Himmel vergelte es reichlich dem Erfinder! Tummle dich, sag' ich, sie kommen! — Ehrlich währt am längsten. —

Und wie ſie das Trinken verſtehen! meinte das Wirthsmädchen.

Das eben iſt's, entgegnete der Wirth. Die haben eine Gurgel, die zieht wie ein Magnet. Und die Dukaten — die ſchönen Kremnitzer! Still! ich höre ſie ſchon auf der Hausflur. Die Stubenthür öffnete ſich und herein traten zwei Männer in ungariſcher Quackſalbertracht, wie ſie damals durch's heilige römiſch-deutſche Reich zu ziehen pflegten mit Kräutern, Pflaſtern, Pillen, Latwergen, Mixturen und anderen Heilmitteln gegen Alles und für Alles. Heut zu Tage ſind ſie ſammt ihrer Arzneikunde ausgeſtorben; denn die deutſche Medicinalpolizei hat ſie längſt mit Gensdarmen über die Grenze in ihre Heimath transportirt, und ſo ſind auch dieſe poetiſchen Geſtalten der Vorzeit vor den Maßnahmen unſerer nüchternen Zeit gewichen.

Die beiden Gäſte in genanntem Koſtüm machten ſichs bequem; ſie warfen die Mäntel ab, löſten die Tragriemen ihrer Medicamentenkaſten, ſetzten die Hüte ab und ſchritten einigemal auf und ab durch die Stube, während Wirth und Wirthsmädchen zu ihrer Bedienung hinauseilten. Beide waren ſtattliche Männer, groß und kräftig und maßen wenigſtens 6 Fuß, vielleicht noch einige Zoll darüber. Eine hellblaue Jacke mit gelben Schnüren, weite Pumphoſen von gleicher Farbe, über den Knöcheln zuſammengebunden, Schnürſtiefeln an den Füßen, waren ihre Kleidung; ihr Geſicht ſchmückte ein martialiſcher Schnurrbart, und ein langer Zopf ſchlug den Rücken. Ein breiter Gurt, darin ein Paar Piſtolen ſteckten, umgab die Hüften; kurz an der ungariſchen Quackſalbertracht fehlte keine Nadel.

Und dennoch waren Beide — weder Ungarn, noch Quackſalber, ſondern Königlich preußiſche Werber, wie ſie dazumal das Reich durchzogen, um, gleichviel auf welche Weiſe, durch Handgeld, Liſt und Gewalt, Rekruten zu werben für das Heer des großen Königs; denn die Zeit, in welcher ſich die Geſchichte begab, die ich hier erzähle, war viele Jahre nach dem ſiebenjährigen Kriege, nach der Schlacht oder richtiger nach der denkwürdigen Flucht der Franzoſen bei Roßbach.

Der Wirth hatte Weinflasche und Gläser gebracht und sich ehrerbietig wieder entfernt; und die beiden Werber saßen am Tische und ließen sichs wohl schmecken.

Fuchtel und Spießruthen! begann der Aeltere, indem er den Schnauzbart strich, ich bin des Werbehandwerks müde. In dieser Quacksalbertracht stecke ich nicht lange mehr. Hier im Münsterlande versuche ich zum letztenmal mein Glück; es hat guten ergiebigen Rekrutenboden, den besten nächst den Universitätsstädten.

Gellendes Peitschengeklatsche drang durch das offene Fenster herein, als er kaum diese Worte gesprochen hatte. Ein Paar hochbeladene schwere Frachtwagen mit stattlichem Gespann hielten vor dem Wirthshause zum goldenen Stern. Alsbald trat ein Kärrner in die Wirthsstube, grüßte und machte sichs bequem, indem er seine kurze Maserholzpfeife sammt Tabackspäckchen unter dem blauen Fuhrmannskittel hervorholte, das darüber geschlagene Halstuch ablegte und seine Pfeife mit dem köstlichen Taback von „Hermanus Oldenkott en Zoonen tot Amsterdam" stopfte, dann aus der Tasche seiner kurzen gelbledernen Beinkleider Stahl, Schwamm und Stein nahm und ein lebhaftes Funkenpelotonfeuer unterhielt, bis der Schwamm brannte.

Während draußen das Halsglockengeläute seiner Pferde, Holsteiner Race, ertönte — denn der Kärrner war ein Bremer Fuhrmann — und das Gespann ungeduldig stampfend das schmucke mit Messingzierrathen reich versehene Geschirr schüttelte, ließ sich der Kärrner Taback und echt Münsterischen sogenannten alten Klaren wohlschmecken, und unterhielt sich mit den beiden verkappten preußischen Werbeunteroffizieren.

Da haben soeben wieder, erzählte der Kärrner im Verlauf des Gesprächs, die preußischen Werberhunde einen guten fetten Bissen geschnappt.

Dem alten Werbeunteroffizier ward's bei diesen Worten heiß unter der Weste, als er von Hunden und Bissen hörte; doch mußte ers ruhig hinnehmen, denn er befand sich ja auf Münsterischem Grund und Boden, und mußte zu Manchem schweigen, wozu er im Schutze der Grenzpfähle mit den preußischen Landesfarben nicht geschwiegen hätte. Zudem hatte die Münster'sche

Regierung geſchärfte Befehle wider die preußiſche Werberei erlaſſen, da man ſeit Kurzem ohne Glimpf wahre Werbzüge durch das Münſterland gethan und Leute, beſonders großen Schlages, förmlich geraubt hatte.

So? entgegnete der alte Schnurrbart, ſeinen Grimm verbeißend. — Und worin beſtand der fette Biſſen?

In drei Bauerburſchen, erwiderte der Fuhrmann, wahre Goliaths an Wuchs und Knochen. Gebunden ſchleppten ſie den Fang eben über die Grenze. Einige Münſter'ſche Dragoner waren hart hinter ihnen her; aber der Grenzpfahl ſchützte die Seelenverkäufer vor ferneren Verfolgungen. Unverrichteter Dinge mußten die Berittenen zurückkehren. Es thut mir leid um die Burſchen, denn wie ſie behandelt werden, überſteigt Alles. War ich doch jüngſt Zeuge eines Schauſpiels, daß man in Preußen Spießruthenlaufen heißt. Zwiſchen zwei Reihen Soldaten, die alle, gewaltige Prügel in den Händen, aufgeſtellt waren, wurde das Opfer langſam geführt; ein Unteroffizier, die Spitze des Spontons ihm zukehrend, ſchritt voran. Schlagt auf den Kerl! ſchrie der Feldwebel, weil er ſo dumm geweſen und ſich wieder hat fangen laſſen. Noch ſeh' ich, wie ihm das Blut vom zerfetzten Rücken floß, noch gellt mir der Spießruthenmarſch in den Ohren wieder:

Warum biſt Du weggelaufen?
Darum mußt Du Spießruthen laufen,
Darum kriegſt Du was.

Na, fiel der Alte ein, wußte der Eſel denn nicht voraus, daß, wenn er deſertire, und man ihn wieder packe, man ihm den Rücken ſtreichen würde? Warum lief er weg! Iſt doch ſo Mancher preußiſcher Soldat geworden und nicht weggelaufen, hat vielmehr treu ausgehalten und tapfer gefochten, und iſt avancirt zum Lieutenant, Hauptmann, Oberſt, Feldmarſchall. Wer war der große Feldmarſchall Dörfflinger? Nichts anders als ein windiger Ziegenbock von Haus aus; ein Schneidergeſelle mit Bügel und Scheere fing er an und hörte auf als Feldmarſchall mit Schwert und Kommandoſtab. Jeder iſt ſeines Glückes Schmied; wer Reißaus nimmt, ſei es in Kriegs- oder Friedenszeiten, vom

Schlachtfelde oder aus der Garnison, verdient Strafe, er iſt ein Wort- und Eidbrüchiger. Iſt der mehr werth als Spießruthenlaufen?

Da fielen plötzlich draußen zwei Piſtolenſchüſſe.

Fuchtel und Spießruthen! rief, ſich vergeſſend, der alte Werbeunteroffizier, was iſt das?

Er ſtürzte an's Fenſter, ſein Kamerad folgte ihm, und kaum hatten ſie hinausgeſchaut, als ſie in Haſt die Stube verließen.

Kurioſe Kerls — die ungriſchen Quackſalber! — ſagte der Kärrner, der auch an's Fenſter getreten. Was ſich die um die Geſchichte da kümmern. Alle Wetter! Münſter'ſche Dragoner ſetzen dort im ſchnellſten Trabe wiederum über die Heide; die ſind wiederum preußiſchen Werbefüchſen auf der Spur und brennen ihnen auf den Pelz, damit ſie die geraubte Beute los laſſen.

Als der Kärrner alſo am Fenſter ſtand, trat der Wirth ein; der war des Lobes der ungriſchen Doktoren voll und übervoll, und wähnte, ſie ſeien hinaus geeilt, um den etwa Verwundeten Hülfe zu leiſten.

Da würden ſie ihre Pflaſterkaſten mitgenommen haben, meinte der Kärrner. Ohne Salbe kein Pflaſter und ohne Pflaſter keine Hülfe. — Ne, Freundchen, ich habe andere Anſicht, denn ich habe eine feine Naſe, die zu Zeiten Lunte riecht, noch ehe ſie angezündet iſt. Unter uns geſagt, Freund Wirth, die Kerle kommen mir verdächtig vor; in den ungriſchen Jacken ſtecken — und dabei zog er den Wirth an ſich heran und raunte ihm in's Ohr — preußiſche Werber!

Der Wirth ſtand da, wie aus den Wolken gefallen. Fuhrmann, flüſterte er dem Kärrner ins Ohr, das wären ja preußiſche Piſſe! Alle Hagel und Korkſtöpſel, wär's möglich? Na, dann begreif' ich, daß ſie unſeren Münſter'ſchen Dragonern zu gelehrt ſind, und ſie nichts gegen dieſe vermaledeiten Kerle ausrichten können. —

Der Wirth zum goldenen Stern und der Bremer Frachtkärrner hatten geraume Zeit ſich über dieſen Gegenſtand geheim und leiſe unterhalten, als die beiden Gäſte in den ungriſchen Quackſalber-

jacken wieder in die Wirthsſtube traten. Sie ſchienen an ſtarkem Durſt zu leiden und forderten zwei Flaſchen Wein auf einmal. Das gefiel dem Wirthe gar gut; doch betrachtete er im Hinausgehen Beide gar aufmerkſam, ſo daß es ihm nicht entging, wie der Alte vor der Stirn und auf der linken Wange Blutflecken habe. Wer aber darüber ſtill ſchwieg und nichts ſagte, war Niemand anders als der kluge Wirth zum goldenen Stern, der es bei ſeinen Gäſten nie verdarb, beſonders bei ſolchen nicht, die zwei Flaſchen auf einmal forderten.

Schnell wie ein Läufer vor der Gallakaroſſe des Fürſtbiſchofs von Münſter, kam er gleich darauf wieder mit den verlangten Flaſchen in die Stube gerannt und wünſchte mit allem Reſpect: Wohl bekomm's, meine Herren Doktoren!

Iſt's nicht Kirmeß im Dorfe, Herr Wirth? fragte der jüngere vermeintliche Ungar.

Zu dienen, Herr Doktor! lautete die Antwort des Wirthes.

Giebt's nichts zu tanzen im Dorfe? fragte Jener.

Aufzuwarten, Herr Doktor! erwiderte der Wirth.

Da kommen wir wie gerufen, ſprach der Alte halblaut zu ſeinem Kameraden; 's kann Kanonenfutter geben. Im Dunkel des Abends benutzt man den rechten Augenblick, und ein Paar Burſchen ſind unſer, wenn's gut geht.

Und nachdem die Gäſte die Flaſchen geleert, bezahlten ſie die Zeche und gingen fürbaß in's Dorf, wo es herrlich herging und in Freuden. Buden reihten ſich an Buden mit Nürnberger Spielzeug und Kuchen, Band und Putz für die Dorfmädchen, Bier und Schnaps für die Burſchen. Aus den Fenſtern des Wirthshauſes im Dorfe ſchallte Tanzmuſik.

Die lockte unſere ungriſchen Preußen, und ſie traten in den Tanzſaal, wo die Dorfmuſici luſtige Walzer auf Baß und Geigen ſtrichen, und die Paare durch den Saal ſprangen. Ueppige Dirnen und ſchlanke kräftige Burſchen gab's dort in Menge; der kundige Blick der Werber hatte bald in beider Sorte die Beſten herausgeſpürt. Bald ſcherzten ſie mit den Dirnen, bald tranken ſie mit

den Burſchen; ihr Augenmerk auf Jene war ein heiteres, auf dieſe ein ernſtes; obwohl der Alte auch mit den Burſchen manchen munteren Schnack und luſtige Kurzweil trieb, und aus dem reichen Schatze ſeiner Soldatenabenteuer im Frieden wie im Kriege manch Stückchen zum Beſten gab. Auch manches heitere, wie ernſte Soldatenlied ſang er mit ſeiner tönenden, vollen Baßſtimme. Vor allen Liedern gefiel aber der jungen Burſchenſchaft ſein Säbellied, welches er öfter wiederholen mußte. Dann hörte ſelbſt der raſcheſte Walzer auf, und der Muſik ward von männiglich ein Schweigen geboten, wenn der Alte ſeine Lieblingslieder anſtimmte und mit ſeiner ſonoren Baßſtimme vortrug. Dann ward den Burſchen ganz ſoldatiſch um's Herz; und ſie hätten gern gleich mit dem Säbel in den Feind gehauen.

Da ertönte wieder die Walzermuſik, und die Paare ſtürmten durch den Saal; denn von Ernſt zu Luſt iſts nur ein Schritt in der Bruſt des Menſchen.

Unterdeſſen hatten ſich mehrere preußiſche Werber in allerlei Verkappungen und Verkleidungen im Dorfe eingefunden. Als Tyroler Murmelthierführer, als Orgeldreher, Keſſelflicker, Mäuſefallenkrämer wandelten ſie durch die dichtgedrängte Menge der Landleute im Dorfe umher, nur nach günſtiger Gelegenheit ſpähend, im Guten oder Böſen, mit Liſt oder Gewalt einen guten Fang zu thun.

Ein Wagen, in welchem ſie gekommen, hielt mit vorgeſpannten Pferden in der Nähe des Wirthshauſes, um vorkommenden Falls gleich bereit zu ſein, die Beute aufzunehmen und fortzubringen. Die preußiſche Grenze war zudem in der Nähe, und ſo konnte ein ſolcher Streich ſchnell und ohne große Gefahr ausgeführt werden.

Die beiden Werbeunteroffiziere, die in der ungriſchen Quackſalbertracht ſteckten, hatten ſich bald verſtändigt und einen gemeinſamen gewaltſamen Werbecoup verabredet. Sie hatten die kräftigſten größten Bauernburſchen aufs Korn genommen, und ließen ſie nicht aus den Augen. Sobald es dunkel geworden — ſo war die Abrede — ſollten die Unteroffiziere ſie unter irgend einem

Vorwande vom Tanzſaale locken, ſwo dann die übrigen Werber geſammt auf der Lauer ſtehend in der Nähe des geſchirrten Wagens ſie in Empfang nehmen, ihnen ein warmes Pechpflaſter auf den Mund drücken und ſchnell auf die Räder ſchleppen ſollten.

Wirklich bot auch der alte Unteroffizier ſammt ſeinem Kameraden Alles auf, um zum Ziele zu gelangen. Er hatte ſich ſchier heiſer erzählt und geſungen, die tollſten Schnurren und luſtigſten Lieder aufgetiſcht, bis der Abend hereingebrochen war. Da ſuchte er ſie auf andere Weiſe an ſich zu feſſeln, und es gelang ihm dermaßen, daß ſie des Tanzes gar nicht mehr gedachten, noch der Dirnen, die darüber in Groll und Grimm wider den alten vermeinten Ungar entbrannten. Karten und Würfel wurden hervorgeholt, ein Tiſch in die eine Ecke des Saales gerückt, und zwiſchen den darauf ſtehenden brennenden Lichtern rollten die Würfel, flogen die Karten, daß es eine Luſt war. Dabei machte der Alte den Wirth, und ſein Kamerad kredenzte den Burſchen ein Glas nach dem andern, um ſie zur Ausführung ihres Planes reif zu machen. Und ſie waren ganz und gar — reif, als es ſpät Abends geworden, und der Hauptcoup ausgeführt werden ſollte. Der ging denn auch ganz glücklich von Statten, die Burſchen wurden in die Wagen geſchroten, und ſpornſtreichs ging es über die Grenze aufs preußiſche Gebiet hinüber.

Bald war „der rothe Kragen“ angethan, und die Eingekleideten waren Angehörige „der Armee Seiner Königlichen Majeſtät in Preußen“ und lernten Exerciren, Marſchiren u. dergl.

Aus jener Zeit, wo die Werber durch ihre „Kniffe und Piffe“ Ausländer für das Heer warben, theile ich eine Mittheilung eines alten Freundes mit, die ein düſteres Bild aus dem Werbe- und Feſtungsgarniſonleben vor dem Jahre 1807 vor Augen führt.

In der Feſtung .... — ſo lautet die Aufzeichnung meines alten Freundes über ein Begebniß ſeiner Knabenzeit — ſtand eines Tages ein Soldat vor dem Poſthauſe Schildwacht. Sein ſchönes, offenes Geſicht flößte Zutrauen ein, aber ſein ruhiger Ernſt nahm mir den Muth, ihn anzureden. Um ſeine Aufmerk-

ſamkeit auf mich zu lenken, machte ich einige in der Nähe ſeines Poſtens von ihm nicht zuzulaſſende Kinderſtreiche, die er mir ſehr liebevoll, doch feſt verbot, und dann wiederum vor dem Schilderhauſe auf- und abſchritt. Zum Unterhalten mit mir vermochte ich ihn nicht, was dem munteren Knaben bei Anderen ſonſt ſo leicht ward.

Indeß gelang es mir durch Bekanntſchaft des in meinem elterlichen Hauſe im Quartier liegenden Unteroffiziers folgende Auskunft über ihn zu erhalten. Er erzählte mir:

Der bezeichnete Soldat heiße Schmidt, und ſolle, wie man munkelte, eines Predigers Sohn ſein. Ob er ſchon ganz ſeine akademiſchen Studien beendigt oder nicht, wiſſe er nicht; es wäre ein ſtiller, ordentlicher Menſch, ſpräche aber mit Niemandem, und hielte mit Keinem Kameradſchaft. Sein Feldwebel, Erdmann, ſei ihm ſehr aufſäſſig, weil er ihn nicht dazu bringen könne, bei ihm zu ſchreiben, wie er verlangte, da er eine ſehr ſchöne Hand ſchrieb. Schmidt ſolle ihm geantwortet haben, er ſei Soldat des Königs von Preußen auf ſechs Jahre, aber kein Schreiber. Ferner erzählte der Unteroffizier:

Schmidt wäre in demſelben Gaſthofe abgeſtiegen, wo ein angeblicher junger Kaufmann logirte, der ſich ihm angeſchmiegt und am andern Tage eingeladen hatte, mit ihm eine Flaſche Wein in einem angenehm gelegenen Wirthshauſe vor der Stadt zu trinken, wo er ihm tapfer zugetrunken, dann Händel mit ihm angefangen und zur Stadt gelaufen ſei, um ihn arretiren zu laſſen. Ein dabei gegenwärtig geweſener, anſtändig gekleideter Mann hätte ſich des Schmidt liebevoll angenommen, ihm bemerkt, daß die Sache gefährlich für ihn ablaufen könne, und dabei den Vorſchlag gemacht, ob er mit ihm eine kleine Reiſe nach Holland machen wolle, wozu er jeden Augenblick ſeinen Wagen erwarte. Auf Schmidt's Einwendungen, daß er ſeinen Koffer in dem Gaſthofe der Stadt nicht zurücklaſſen könne, daß er zu wenig Geld bei ſich habe, erwiderte ſein neuer Freund, daß dieſes nur Kleinigkeiten wären, daß er ſolches durch ein Billet abmachen könne, welches der ihm langjährig bekannte ehrliche Wirth gern beſorgen würde, und was den Mangel an Geld beträfe, ſo ſolle ihm die Reiſe nichts koſten, auch wolle er ihm für die kurze Zeit

des Ausbleibens gern mit einem halben Dutzend Dukaten zu kleinen Bedürfnissen aushelfen, wofür er ihm einen Schein geben, und wenn sie zurückkämen, das Geld zurückgeben sollte.

In der Angst nahm Schmidt den freundschaftlichen Vorschlag an; es wurde der Wirth gerufen, der natürlich, als Komplice des Werbe-Offiziers und des Werbe-Unteroffiziers, zu Allem Ja sagte, das Vorfahren seiner zweiräderigen Chaise besorgte, die nun für die Equipage des Fremden galt und den Werbe-Unteroffizier mit seinem Rekruten nach Wesel brachte, wo er ihn im Ordonnanzhause absetzte. Am andern Morgen, wo Schmidt eingekleidet werden sollte, protestirte der junge Mensch, man zeigte ihm den Empfangschein von sechs Dukaten, nannte es Handgeld, und als er fortfuhr zu widersprechen, bekam er Prügel und wurde eingekleidet. Nun ist er zwar noch sehr betrübt, das giebt sich aber mit der Zeit, bemerkte der Unteroffizier.

Zu „alten preußischen Zeiten" war der Feldwebel die Seele der Kompagnie; man nannte ihn den Vater. Der Kapitain bekümmerte sich eigentlich um Nichts, daher stand sich ein solcher nach dem Kapitain in pekuniärer Hinsicht auch am Besten in der ganzen Kompagnie; denn bei Offizieren machte er den Banquier, die Beurlaubten brachten ihm Schinken, Speck, Würste, versorgten sein Haus wie seine Tasche, wofür sie sich Nachsicht und Schonung verschafften. Dagegen hatten es die „Garnisöner" um so schlimmer. Die bei den Bürgern arbeitenden „Freiwächter" konnten ebenfalls noch etwas für den Herrn Feldwebel aufbringen, den sogenannten „Unvertrauten" (Eingesperrten) aber, ohne weitere Freiheit als bis an den Wall, war dieses unmöglich, und da der Feldwebel zum eigenen, wie zum Vortheile des Kapitains so viele Beurlaubte und Freiwächter als möglich ernannte, so waren die Unvertrauten in stetem Dienste.

Da der Schmidt nun nicht die Schreiberstelle bei dem Feldwebel Erdmann annehmen wollte, zeigte ihm dieser mit einem Herzen voll Rache seine Allmacht. Nicht Tag noch Nacht hatte er Ruhe, die schwierigsten Dienstleistungen, alle nur zu ersinnenden Chicanen erdrückten den schweigenden Dulder, der sich die sechs Dienstjahre ruhig auszuharren vorgenommen, wähnend, daß man

ſein Wort halten und ihn in ſeinem dreißigſten Jahre entlaſſen würde.

Da der Feldwebel Erdmann den „Kerl“, wie er ſagte, auf dieſem Wege nicht zahm zu machen vermochte, griff er zu einer andern Prozedur: er ließ ihm nämlich auf Wachen und Poſten auflauern und ihn überraſchen; war er einen Augenblick nicht aufmerkſam, zog vor einem ihn vorſätzlich überraſchenden Portepeeträger — wozu ſchon damals die Feldwebel gehörten — nicht raſch genug das Gewehr an, worauf man bei Andern gar nicht achtete, ſo wurde er abgelöſt, eingeſperrt, oder erhielt Prügel.

Ein halbes Jahr, vielleicht etwas länger, mochte Schmidt dieſes Höllenleben mit aller Reſignation erduldet haben, als es ihm deutlich wurde, daß ſolches ſechs Jahre zu überſtehen über ſeine Kräfte ging. Schon damals hatte er ſich vorgenommen, ſich zu entleiben, und zu dieſem Behuf ſchon einen Schuß Pulver vorräthig, nur konnte er noch zu keiner Kugel gelangen. Da aber ſein Feldwebel ſeine Anſtrengungen verdoppelte und Schmidt auf die empörendſte Art ungerechter Weiſe wieder zerprügelt worden war, faßte er den Vorſatz, den Wütherich Erdmann nieder zu ſchießen, wodurch er ſich, wie er glaubte, denſelben Tod durch die Kugel zuziehen würde. Mit dieſem feſten Vorſatze ging er in ſein Quartier.

Der Kaſernen gab es damals zu wenige in der Stadt, als daß ſie die Garniſon von drei Regimentern und einiger Artillerie hätten faſſen können, daher waren die Soldaten bei den Bürgern einquartiert. Auch Schmidt hatte ſein Quartier bei einem Bürger, und zum Beobachter ſeiner Schritte einen Vertrauten, einen Freiwächter mit einem Thorpaſſe, welcher den Tag über in Arbeit war. Hierauf gründete Schmidt ſeine Ausführung; denn der Feldwebel kam jeden Tag vor der gewöhnlichen Viſitation ſelbſt, und beſtellte ihn zum andern Tag zu irgend einem Dienſte. Schmidt lud ſein Militairgewehr, ſetzte auf das Pulver, anſtatt der mangelnden Kugel, den Gewehrkratzer, und erwartete ſo den wohlbeleibten Feldwebel. Gegen Abend wurde ſein Name vor ſeinem Quartier gerufen; in der höchſten Gemüthsbewegung mochte er die ihm ſonſt ſo kennbare Stimme verkannt haben; er

antwortete nicht, stellte sich aber zum Schuß bereit. Nach wiederholtem Rufen, als der Rufende keine Antwort erhielt, stieg er, wie Schmidt erwartet hatte, die Treppe hinauf; so wie er die Thür öffnet, fällt der Schuß, und — Schmidt hatte nicht den verhaßten Feldwebel, sondern den von ihm geschätzten visitirenden Unteroffizier erschossen. Einen zweiten Schuß besaß er nicht, sonst hätte er aus Schmerz, daß er den braven Unteroffizier statt des verruchten Feldwebels getroffen, wie er im Verhöre sagte, auch seinem Leben gleich ein Ende gemacht.

In natürlicher Folge wurde Schmidt sogleich auf die Hauptwache gebracht, und da Veranlassung und Vorfall mit allen Nebenumständen in der Stadt von Mund zu Munde gingen, und keine Bemäntelungen Seitens der Militairbehörde die klare Absicht der Einwohner zu mildern im Stande waren, so machte dieser Vorfall daselbst mehr Sensation, als alles Spießruthenlaufen und Baumhängen bisher gethan.

Das Verhör des Schmidt war kurz; er bekannte mit seltener Ruhe und Gleichmuth seine That und bedauerte nur, daß er sich in seiner Gemüthsstimmung übereilt und nicht abgewartet hatte, bis er den Feldwebel gesehen, dem sein Schuß allein gegolten habe. Er erwartete, daß eine Kugel sein Leben enden würde; aber er wurde getäuscht, daß Erkenntniß lautete auf Rädern; doch sollte er „aus besonderer Gnade" zuerst einen Gnadenschlag erhalten, bevor ihm alle Glieder am Leibe zerschlagen würden.

Ein unwissender Henker erschien mit einem eisernen Kolben und einem Gehülfen; ein unabsehbarer Zug begleitete den ruhig und heiter blickenden Delinquenten. An der Richtstätte angekommen, woselbst eine grausenerregende Stille herrschte, drängte ich Knabe mich bis zu der Stelle, wo der Kreuzblock stand. Schmidt wurde davor gebracht, und das unselige Holz betrachtend, fragte er den Scharfrichter mit fester Stimme: „Wie muß ich mich legen?"

Er legte sich darauf und ward festgebunden. Mit der furchtbaren Keule stellte sich der Henker statt zur rechten, zur linken Seite des zwei Fuß hohen Kreuzblocks, und schlug von dieser Seite natürlich nicht auf's Herz, sondern auf die rechte

Brusthälfte den sogenannten Gnadenschlag. Hierbei gab der Unglückliche den ersten Schmerzenslaut von sich und rief: „O, mein Gott!“ welche Worte bei der beispiellosen Stille von Jedem der zahlreichen Versammlung gehört und in tiefster Brust gefühlt wurden. Nun trat der Gehülfe mit einem Fuß in den Strick, der um Schmidt's Hals durch ein Loch des Blocks gezogen war, um ihn zu erwürgen, während der Scharfrichter selbst im Zerhacken der Glieder fortfuhr. Wann das Opfer geendet, weiß ich nicht, da ich gleich nach dem sogenannten Gnadenschlage ins Freie hinaus mich durchdrängte.

XIX.

Opfer der Civiliſation.

Nachtſtück aus der Gegenwart.

Aus den Papieren eines Arztes.

Ein Fremder.

Als ich um Oſtern des Jahres .... die Univerſität zu ..... bezogen, um mich dem ärztlichen Studium zu widmen, erging ich mich zur beſtimmten Zeit bald allein, bald in Geſellſchaft einiger näheren akademiſchen Freunde in der grünenden ſtattlichen Lindenallee, welche nach ..... führt, um der jungen Reize der Natur in ihrem Wiedererwachen zu genießen, und erheitert und geſtärkt meinem Studium, der Arzneiwiſſenſchaft, wiederum obzuliegen.

Da geſchah es denn, daß mir jedesmal auf dieſem Spaziergange ein großer, hagerer Mann begegnete, bleich und mit ſchwarzem Bart und Lockenhaar. Die tiefen Furchen auf der hochgewölbten Stirn ſchienen vom Kummer gegraben, und in den großen dunklen Augenhöhlen hatte der Gram ſeine Wohnung. Mit tiefgebücktem Kopfe ſchritt er langſamen Ganges einher, unbekümmert um die jugendlich erwachende Umgebung wie um Alles, was ihm auf ſeinem Wege entgegenkam. Selten erhob er das Haupt; ſelten ließ er ſeine Augen frei und ungehemmt in der reichen Natur rings um ſich umherſchweifen; faſt immer hafteten ſie am Boden, der zu beiden Seiten des Weges nichts als eben friſch aufkeimendes Gras, und hie und da ein Maiblümchen, welches ſich erſchloß, darbot. Das war Alles, was der in ſich gekehrte Wanderer aus der reichen Quelle der ver-

jüngten Natur ſchöpfend, hätte genießen können, wenn ſeine Aufmerkſamkeit nicht Erinnerungen zugewandt geweſen wäre, welche trübe, düſtere Bilder aus ſeinem früheren Leben ihm auf's Neue vor Augen führten.

Leidtragend und duldend zugleich ſchien er auf ſeinen einſamen Gängen nur dieſer trüb und freudenlos entflohenen Zeit zu leben, und dadurch die Stunden der Gegenwart abermals zu trüben. Ein ungeheurer Schmerz mußte, einer giftigen Natter gleich, an ſeinem Herzen und Leben nagen. Je freundlicher die Natur ward, je grüner die Auen und Bäume, je lachender die Fluren, deſto trüber wurde ſein Auge, deſto mehr bleichten ſeine Wangen, als zehrte mit ewigem Durſte ein Vampyr, der ſeine Bruſt zum Sitze erkoren, von ſeinem Herzblute.

Lange Zeit blieb ich in gänzlicher Unkunde über dieſen Bedauernswürdigen; ſelbſt ſein Name war mir noch unbekannt. Ich hatte nur vernommen, daß er bereits im verfloſſenen Winterhalbjahre hier auf der Univerſität geweſen, und daß die Arzneiwiſſenſchaft ſein Studium ſei. Außer auf meinen Spaziergängen durch die Lindenallee nach ..... war er mir ſonſt noch nirgend zu Geſicht gekommen, und nur einmal hatte es der Zufall gefügt, daß ich ihn Abends in dem Gaſthofe zum goldenen ..... antraf.

Er war dort ſchon zugegen, als ich in das Billardzimmer eintrat. Ein munteres, reges Treiben vieler Studenten bewegte ſich innerhalb der vier Wände. Viele Spieltiſche waren beſetzt; Karten, Würfel und Schachbrett waren in Bewegung; Andere ſaßen an langen Tiſchen, heiter und fröhlich bei Wein, Bier und Taback. Laute Freude erfüllte den großen Saal, den lichte Hängelampen erhellten; es ward geſcherzt und gelacht, Gläſer klangen, wurden angeſtoßen und geleert — kurz ein munteres, von den Sorgen des Philiſters ungetrübtes Burſchenleben that ſich überall kund.

Unberührt von dieſer allgemeinen Heiterkeit und Freude, ſaß zu meiner Verwunderung der Geheimnißvolle in einem Winkel des Saales an einem Ecktiſchchen. Sein Blick ſtarrte zu Boden, die Stirn von der Rechten unterſtützt, und ein Glas Wein nach

dem andern ſtürzte er ſchnell hinunter. Ich betrachtete ihn längere Zeit aus der Ferne; mancher Seufzer rang ſich laut aus ſeiner Bruſt, während ſeine Hand oftmals über die Stirn fuhr.

Jetzt ſchenkte er das letzte Glas ein, ſtürzte es ebenſo ſchnell wie die früheren hinunter, griff nach ſeiner Kopfbedeckung und verließ den Saal. —

Eine eigene Erſcheinung! murmelte es hinter mir.

Ich ſah mich um, und ein ältlicher Herr mit graugebleichtem Haar ſtand hinter mir, der wie ich dem ſtillen Treiben des Unbekannten beobachtend zugeſehn zu haben ſchien.

Kennen Sie vielleicht den eben Hinausgegangenen? fragte ich haſtig, in der Erwartung, endlich einen nähern Aufſchluß über denſelben zu erhalten.

Er hat ſich hier das verfloſſene Winterſemeſter bereits aufgehalten, war die Antwort.

Wiſſen Sie vielleicht Näheres über ihn? fragte ich weiter.

In der ganzen Zeit ſeines hieſigen Aufenthaltes, lautete die Antwort, habe ich ihn beobachtet. Er kommt häufig hierher, aber jedesmal erneuert er ſein altes Benehmen, wie ſie es ſo eben geſehen haben. Gerade ſo wie vor einem Augenblicke ſitzt er ſtets in jener Ecke, ſeufzt, fährt die Stirn auf und ab, leert haſtig ſeine Flaſche und eilt hinaus.

Sie ſprachen ihn niemals? redeten ihn nie an? fragte ich.

Er nähert ſich Niemandem, erwiderte der alte Herr, iſt Miſanthrop, darum hab' ich mich auch ihm nicht genähert. Kein Wort kommt über ſeine Lippen. Dem Kellner, der ihm den Wein bringt, wirft er ſchweigend die Bezahlung auf den Tiſch und ſteckt ſchweigend das etwa Zurückgewechſelte ein. Entweder, ſetzte der Herr hinzu, leidet er an Blödſinn, oder ſchwere Leiden drücken ihn, oder Gram laſtet auf ſeiner Seele.

Gewiß das Letztere, ſtimmte ich ihm bei, denn in ſeinen Geſichtszügen liegt unverkennbar der Gram; ſein Blick iſt düſter, und nie ſah ich um ſeine Mundwinkel jenes ſeltſame Lächeln ſpielen, welches den Blödſinn charakteriſirt, oder jenes plötzliche Uebergehen von langſamer Bewegung zu ſchnellerem Gange, das

bei einem Geisteskranken den Uebergang von einer Vorstellung zu einer neuen andeutet.

Der fremde Herr stimmte mir zu, und, nachdem ich mich mit ihm noch kurze Zeit unterhalten, kehrte ich aus der „Studentenkneipe" heim, da die Zeit schon der Mitternacht zueilte.

Ich legte mich nieder, aber das Bild des gepeinigten Räthselhaften schwebte mir unabläſſig vor Augen, und auf keine Weise vermochte ich daſſelbe meinen Blicken zu entrücken. Dazu stiegen manche düstere Gedanken in mir auf, bis mich endlich der Schlummer unerwartet überfallen hatte. Als ich wieder erwachte, schien die Morgensonne schon hell in mein Schlafgemach hinein.

Die Glocke rief zur Vorlesung, welche heute zum erstenmale begann. Ich nahm Mappe und Hefte und eilte zum Universitätsgebäude. Kaum hatte ich dieses im Gesicht, als ich den Fremdling aus der gerade gegenüberliegenden Straße seinen Weg gleichfalls zum Universitätsgebäude hin nehmen sah. Als ich in den Hörsaal trat, saß er schon da.

Ich suchte meinen Platz und fand ihn gerade neben dem Seinigen. Eine seltsame geheime Lust, aber auch zugleich ein unheimlicher tiefer Schmerz bemächtigten sich meiner, als ich mich mit dem üblichen Morgengruße neben ihm niederließ, den er leise erwiderte.

Neigung und Abneigung erwachten zugleich in mir; Neigung, mich einem Leidenden zu nähern, mit der Ursache seiner Qual vertraut zu werden, und durch Trost und innige Theilnahme seinen Schmerz vielleicht lindern zu können; Abneigung, vielleicht mit einem neuen menschlichen Elend bekannt zu werden und dennoch nicht helfen zu können, oder gar einem unglücklichen Schuldbeladenen, der vergeblich die Schuld bereute, näher zu treten.

Stumm und mit abgewandtem Gesichte saß er neben mir. Ich konnte mich nicht überwinden ihn anzureden. Die Vorlesung war zu Ende, und ich, ohne ein Wort weiter als die Morgenbegrüßung aus seinem Munde vernommen zu haben, ging heim.

Mehrere Tage hindurch kamen wir im anatomischen Hörsaale trotz unser fortdauernden Nachbarschaft in keine nähere Berührung zu einander, bis endlich die öftere Wiederkehr eine Annäherung

zur Folge hatte. Anfänglich ſich nur über Gleichgültiges, über Vortrag und Vortragsweiſe des Profeſſors und unſer gemeinſchaftliches Studium verbreitend, wurden oberflächliche Rede und Gegenrede allmälig zum vertrauteren Gedankentauſche. Eine eben erſchienene Sammlung anatomiſcher Zeichnungen, von deren Beſitz er mir erzählte, veranlaßte mich auf ſeine Einladung, ſie bei ihm in ſeiner Wohnung in Augenſchein zu nehmen, eines Tages zu ihm zu gehen.

Ein ſeltſames Staunen ergriff mich gleich beim Eintritt in ſein Zimmer. Ich hatte als Mediciner Menſchenſchädel, Gebeine, anatomiſche Präparate und dergleichen in meiner Wohnung, und beſchäftigte mich damit bei meinem Studium alltäglich; aber einen ſolchen Apparat, wie ich hier vorfand, und zwar — wie ſich von vorn herein zu erkennen gab — nicht im Intereſſe des Fachſtudiums, ſondern mehr zur Zimmerdecoration dienend, hatte ich nie geſehn.

Das Zimmer, nicht groß und geräumig, war von einem ſeltſamen Lichte erhellt, indem das Eindringen der hellen Strahlen der Sonne durch blutrothe Vorhänge vor den Fenſtern verhindert und dadurch eine zauberhaft magiſche Beleuchtung hervorgebracht ward. Vor einem grünüberzogenen Sopha zur rechten Seite der Thür ſtand ſein Arbeitstiſch. Auf demſelben ſtanden neben Büchern, Heften und Dintenfaß, in ſymetriſcher Ordnung viele menſchliche Todtenſchädel. Ein Hirnſchädel mit Waſſer angefüllt ſchien ihm als Trinkgefäß zu dienen, und Fingerknöchlein eines Kindes waren ſeine Pfeifenräumer. Zwei Menſchengerippe waren zu beiden Seiten des Tiſches aufgerichtet, ſtreckten, das Eine die Rechte, das Andere die Linke aus, jedes einen Leuchter mit Kerze haltend. In der Mitte zwiſchen dieſen beiden Menſchenſcelett-Kandelabern ſaß er, auf das Polſter des Sophas ausgeſtreckt, leſend, im weiten dunklen Hausrock, mit häufigen raſchen Zügen die Tabackspfeife im Glimmen haltend.

Ich ſetzte mich zu ihm nieder, und wie er aus meinen Blicken meine Verwunderung erkannte, über die ſeltſame Ausſchmückung ſeines Zimmers mit Skeletten und Gebeinen, begann er mir gleich von einem der beiden Gerippe, worauf er hinwies, zu erzählen,

das, obgleich kaum dreißig Jahre hindurch beſeelt geweſen, hier ſchon leblos ſtehe.

Und ich werde bald ſein Genoſſe ſein! ſchloß er mit leisdumpfem Tone der Stimme.

Ich ſtaunte, er ſtaunte nicht minder, denn jene Worte waren unverſehens ohne ſeinen Willen ſeinen Lippen entflohen. Ich fragte, drang in ihn — der anatomiſche Atlas, die Urſache meines Beſuches, war vergeſſen, und er genügte nach einigem herzlichen Zudringen meinen Fragen, mich in das Geheimniß ſeines Lebens einzuweihen.

Es geſchah in der ausführlichſten Weiſe. Als er geendet, verkündete der Thurmwächter ſchon die Mitternachtsſtunde. Erſchöpft ſank er in das Sopha zurück, raffte ſich dann wie mit Wahnſinnskraft auf; ſeine Blicke kündeten Vernichtung, alle ſeine Glieder bebten. Er ſtand auf, drückte mir die Hand zum Abſchied. Ich entfernte mich, meiner nicht mehr mächtig. Wie ich durch das mitternächtliche Dunkel, welches lichtes Blitzeszucken erhellte, durch Regenguß und Schloſſenſturz zu meiner Wohnung gelangte, weiß ich nicht zu berichten.

Den Fremden habe ich ſeit jener grauenhaften Mitternachtsſtunde nicht wieder geſehen. Die Revolution wüthete gerade mit all ihrem Grauſen und Schrecken im Nachbarlande. Er ſoll — wie ich ſpäter in Erfahrung gebracht habe — dort den Tod gefunden haben, den er wahrſcheinlich geſucht hatte, ſeine Leiden ſchneller zu enden. Am Fuße einer Barrikade ward ſeine Leiche gefunden, die Todeskugel im Herzen; es hatte ausgeſchlagen.

Seine Mittheilung in jener Nacht, meinem Gedächtniſſe unvergeßlich, habe ich treu niedergeſchrieben; die nachfolgenden Blätter enthalten ſie, und ſchildern das Opfer der ſocialen Zuſtände der Gegenwart, die man ſtatt mit ihrem wahren Namen: Corruption mit „Civiliſation" bezeichnet.

Eine Lohnſchreiberfamilie.

Zaudre nicht, geneigter Leſer, der du ſo oft an der Hand eines Romanſchreibers oder eines Novellendichters unſerer Tage

durch die prunkvollen Salons der vornehmen Welt mit ihren „noblen Passionen“ gewandert bist, und folge mir in ein Gemach, daß nicht von überreichem Meublement strotzt, dessen Wände nie Seidentapeten getragen, das statt Tanzmusik nur Seufzer gehört, statt freudiger Lust nur Kummer, Sorge und Noth beherbergt hat — in das dürftige Dachkämmerlein eines Lohnschreibers, der alt und grau geworden ist bei der Feder. Mit dem emsigsten Fleiße, in rastloser Thätigkeit vom ersten Tagesdämmern bis tief in die Mitternacht hinein, vermag er nicht mehr zu gewinnen als zur nothwendigen Lebensfristung seiner Familie erforderlich ist, die außer ihm aus Weib und zwei Kindern besteht. Ein alter Tisch, vier geflickte Binsenstühle, ein kleiner Eckschrank und ein Spinnrocken ist der ganze ärmliche Inhalt des Stübchens, wie in der Nebenkammer, dem Schlafgemache der Lohnschreiberfamilie zwei wurmstichige Bettstellen nebst ärmlichen Bettzeuge das ganze Mobiliar bilden.

Der alte Zacharias — so nannte er den alten Lohnschreiber — sitzt mit seinen beiden Kindern schreibend am Tische, deren ältestes siebenzehn Jahr, ein Mädchen, schön und blühend, mit allen Zauberreizen gleich einer aufknospenden Rose ausgestattet, das jüngste ein Knabe von vierzehn Jahren war. Seine Ehehälfte sitzt eifrig spinnend am Rocken, in der Nähe des Mansardenfensters. Ein schwüler Sommertag neigt sich seinem Ende, eine brennende Hitze durchglüht die enge Dachkammer. Der Alte hat in Hemdsärmeln mit seinen Kindern den ganzen Tag am Schreibtisch geschwitzt, und sich nur mit einem Glase Wasser als einzigem Labsal erfrischt, eine Schüssel Kartoffelbrei war das Familien-Mittagsgericht gewesen, und zum Abendinbiß wird's Kommißbrotschnitten mit Salz geben.

Vorgelesen — genehmigt — unterschrieben — dictirt der Alte selbst schreibend den Kindern. Die drei Worte stehen kaum auf dem Papiere, als er die Feder hinlegt. Die Kinder thun desgleichen.

So wären die Abschriften des Protokolls fertig, unterbricht der alte Zacharias die Stille; denn, weil die fleißige Spinnerin eben hinausgegangen, schnurrte augenblicklich das Spinnrad nicht.

Das heißt gefuchtelt, fuhr er fort, um 26 Sechſer für das heutige Brod. Und dennoch muß man zufrieden ſein, denn ſo eine dreimalige Abſchrift iſt eine gebratene Taube, die einem armen Lohnſchreiber nicht alle Tage ins Maul geflogen kommt. Daran können die beiden Rangen helfen; ſie ſchreiben mit, und ſo geht's vom Fleck. An einer einmaligen Abſchrift muß er allein fuchteln wie der Schneider an einem Paar Hoſen.

Murre nur nicht immer ſo! Ein jeder Stand hat ſeinen Frieden und ſeine Laſt, ſprach eintretend Frau Zacharias.

Die Laſt habe ich jetzt, verſetzte der Alte, den Frieden, wenn ich die Augen ſchließe auf immer, und man ſagen wird: da trägt man den alten Zacharias hinaus; er war einſt ein tüchtiger Soldat, kannte kein Kanonenfieber, ſondern ſchlug wacker drein mit dem Kolben. Statt des Kolbens gab man ihm die Feder in die Hand. Da hat er ſich zu Tode gemauſert, der alte Gimpel! Das iſt die Leichenrede, die man mir ins Grab hineinpredigt und dann die ſchwarze Erde auf den Sarg wirft.

Die Alte erwiderte nichts, ſeufzte und wiſchte mit ihrer Schürze eine Thräne aus dem Auge.

Du weinſt? fragte Zacharias, es bemerkend. Schaff' Dir ein anderes Herz an, Weib, ein Herz, wie es der Präſident hat, hart, kalt und ſpröde wie ein Kieſel. So ein Präſidentenherz gehört in ein Kurioſitäten-Kabinet neben Mißgeburten und Kröten, in Spiritus geſetzt, neben Stricken von Erhängten und Knochen von Geräderten; es gehört zu den Marterwerkzeugen und Folterapparaten. Ich kenne ſo eine verknöcherte Präſidentenherzmißgeburt; ein Brite gäbe in ſeinem Spleen für dieſe deutſche Kurioſität 100 Pfund Sterling und mehr ſammt dem Orden, der darüber hängt. So ein Präſident und Ritter, wie man's nennt —

Vater, fiel der kleine Burſche ein, warum heißen die denn Ritter? Sie ſehen ja gar nicht aus wie die alten Ritter, und wiſſen nicht einmal mit Pferden umzugehen.

Die Orden ſind ihre Steckenpferde, verſetzte bitter der Alte; darum heißen ſie Ritter. Sie tummeln keine Pferde, ſondern quälen Menſchen, die Untergebene heißen. So ein Untergebener

iſt ein Stück Menſchenfleiſch — oft nur etwas Menſchenhaut und Knochen, das nach Präſidentenanſicht nicht wie er aus dem Paradieſe ſtammt. Ein ſogenannter Lohnſchreiber, der darnach einen alten Klepper im Paradieſe zum Ahn hat, muß kurz gehalten werden, ſo iſt in ihrer Zigeunerſprache der Präſidialkunſtausdruck.

Halbe Portion, Viertelsportion macht unbändige Roſſe zahm, damit der Herr ſie ohne Gefahr zügeln kann und keinen Sandritt macht. Es lebe die Kunſt, kurz zu halten! darauf trinken ſie mittäglich ihren Wein.

Ein guter Haushalter iſt ſeines Lohnes werth. Der Lohnſchreiber hat kaum, wohin er ſein müdes Haupt legt; der Chef aber kauft Landgüter und ruht aus von des Tages Laſt und Hitze in ſeinen kühlen Parkanlagen. Es lebe die Gerechtigkeit! ſie iſt blind, und die Blindheit iſt ein göttliches Uebel für die Obrigkeit; und wo eine Obrigkeit iſt, da iſt ſie von Gott verordnet.

Gehe hin und trinke ein Glas Bier; das bringt dich auf andere Gedanken, mahnte die Alte.

An der Stubenmiethe fehlen noch fünf Thaler, wie kann ich da Bier trinken? entgegnete Zacharias. Du biſt ein Finanzminiſter, der mich zum Staatsbankerott bringen würde, wenn ich Dich wirthſchaften ließe wie die Fürſten ihre Finanzminiſter.

Und Du bringſt Dich auch auf keinen grünen Zweig! — wandte die Frau ein.

Weib, reize mich nicht zum Zorn! fuhr Zacharias auf. Du kennſt mich. Iſt's meine Schuld, daß ich auf keinen grünen Zweig komme? Kann ich dafür, daß das Brod ſo theuer iſt, und meine Arbeit im Schweiße des Angeſichts ſo ſchlecht bezahlt wird? Wer wider den Strom ſchwimmen will, dem ſtrömt das Waſſer über den Kopf.

Geht, Kinder, begann Sibilla, die Frau des Lohnſchreibers, zu den Kindern, eh's ganz dunkelt, ſchon dämmert's ſtark. Geht, ihr habt den ganzen Tag geſeſſen. Ich mache unterdeß die Butterbrode. Bis dahin geht ein wenig auf die Gaſſe, an die Luft! Hört Ihr, Mignon und Albert?

Die Kinder gingen, der Alte aber fuhr fort:

Nie und nimmer vergeſſe ich den Augenblick, wo der Chef in das Kanzleizimmer trat, drin ich mit den übrigen Sechſer-Staatsdienern ſitze und mit ihnen um die Wette fuchtelte mit der Feder. Er ſchritt auf mich zu; ich erhob mich, ſchnitt einen Bückling und er eine grinzende Fratze. Nun, Zacharias, ſprach er mit ſeiner leichhuhnartig krächzenden Stimme, die das Herz durchſchneidet — nun wird Er mit ſeiner Stellung zufrieden ſein. Täglich 20 — 30 Sechſer ſind nicht zu verachten, davon lebt ſich's ſchon! —

Herr Präſident, halten zu Gnaden, entgegnete ich, ich habe Frau und Kinder, mich mit eingerechnet, ſind's acht Reihen Zähne, vier Gebiſſe, die zu beißen haben wollen. Zum Verhungern iſt's zuviel, zum Sattwerden zu wenig.

Er wandte mir raſch den Rücken, ſchlug die Thüre hinter ſich zu, und ſeit jener Stunde bin und bleibe ich — Lohnſchreiber. Hätte eine Kugel mir das Bein zerſchmettert auf dem Schlachtfelde, ſo hätte ich Anſpruch auf ein Drehorgelpatent; ich könnte mit hölzernem Stelzfuße, die Orgel auf dem Rücken, durch Stadt und Land ſtelzen. Die friſche Luft kräftigte mindeſtens meine alten Glieder, während ich jetzt in der Stubenluft hinſieche.

Soweit hatte der alte Lohnſchreiber Zacharias ſeine Jeremiade angeſtimmt, als man draußen eine Stimme luſtig trällern hörte:

Da komm' ich grade zum Wirthshaus hinaus
u. ſ. w.

Da kommt der Jakob Luſtig, der Einarmige, begann Sibille, ihn an der Stimme erkennend. Das iſt noch ein Kerl, der ſich über Sorg' und Kummer hinweg zu ſetzen vermag.

Immer das alte widrige Lied, daß Du heulſt, verſetzte Zacharias. Hat er Weib und Kinder? Er iſt los und ledig, hungert allein, wenn er nichts hat, ißt allein, wenn er was hat, und hat allein ſeinen Magen zu beſchwichtigen. An meinem Tiſche ſitzen vier Magen, die bellen und belfern; das iſt der Unterſchied. Verſtanden?

Da trat Jakob Luſtig, etwas angetrunken und ſchwankenden Ganges herein. Es war ein alter Kriegskamerad von Zacharias, ein geriebener Kerl, hatte den Göthe geleſen wie Wenige, war

dabei ein „fideles Haus“, das „Fünf gerade sein ließ“, und dem Sorgen „polnische Dörfer“ waren, ein Springinsfeld ins Leben und seine Dornenwege hinein, auf denen er oftmal gestolpert, Rock und Schuhe zerrissen,, aber immer doch noch leidlich mit heiler Haut sich durchgearbeitet hatte.

Guten Abend Brüderlein Zacharias! meckerte er, und stimmte dann gleich das Lied an:

Lustig gelebt und selig gestorben,
Heißt dem Teufel die Rechnung verdorben.

Na, Bruder Liederlich, herrschte Zacharias ihn an, Du lebst so lange lustig, bis Dir der Teufel die Rechnung verdirbt, und man Dich zum Teufel jagt.

Hat nichts zu bedeuten, krähte Jakob Lustig, das wäre mir längst passirt, wenn ich nicht dem Präsidenten 50 Thaler abgeborgt hätte, die ich mit 2 Thalern monatlich abtragen muß; die werden mir von meinem Schreiberlohn zurückbehalten.

Werde ich zum Teufel gejagt, so kann ich nichts verdienen, und er ist um sein Geld geprellt. Jetzt hofft der alte Wucherer sein Geld zu retten. Drum — ich kann's treiben, wie ich will. Man — er machte die Pantomime des durch die Finger-Sehens — versteht Ihr? Und ich werde nicht gejagt, sondern erhalte schriftlich in bester Form Rechtens mit Siegel und Unterschrift einen Verweis, den leg' ich zu den sechs Dutzend übrigen. Das giebt eine schöne Sammlung, für Liebhaber ein gesundenes Fressen, das beste Stück in meinem Nachlasse, wenn Freund Knochensinger mir dereinst die Augenlieder zudrückt, ein wahrer Fund für Autographensammler; für den Erlös dafür kann man mein letztes Haus bezahlen, die Gebühr für Küster und Pfarrer obenein.

Bruder — entgegnete Zacharias — du hast dem Teufel ins Kartenspiel geguckt; aber am Ende bricht er Dir doch den Hals. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.

Teufel hin und Teufel her! Krug hin und Krug her! — er mag mich holen, er mag brechen, versetzte der Einarmige. Dann ist mein einziger Arm mein treuer Genosse, der mir durch die Welt hilft. Ich singe auf den Straßen patriotische Lieder und sammle mein Honorar auf vergilbtem Notenblatte von

Hausthür zu Hausthür ein. Es lebe der Straßenvirtuose Luſtig! der ſchlägt der Hölle ein Schnippchen.

Könnteſt Du Dich auch etwas über Plack und Qual hinwegſetzen? meinte Sibille zu Zacharias gewandt, es wäre beſſer für uns Alle.

Iſt der Groſchen ein Goldfritz und der Sechſer ein Thaler? fiel Zacharias ein. Ein falſcher Thaler täuſcht die Leute ſo lange, bis die Backen des Fürſten darauf roth werden, ſolche Scham verräth den Werth.

Brüderlein — ich halt's mit Thalern und Groſchen, die ſich nicht ſchämen, entgegnete Jakob Einarm, und obenein Roth auf Fürſtenbacken, ſei's aufſteigende Zornesröthe oder Roth aus anderen Urſachen mag und lieb ich nicht. Komm, Bruder Zacharias, zum Bierhauſe!

Kaum waren die letzten Worte geſprochen, ſo pochte es von draußen an die Thür, und alſobald trat ein Bedienter in Livree, den Hut auf dem Kopfe ins Stüblein und fragte nach dem Lohnſchreiber Zacharias.

Hat er eine Vogelhecke unter dem Treſſenhute, Mosje, und fürchtet er, daß ihm die ganze Brut ausfliegt? fuhr den Bedienten Bruder Luſtig an.

Was kümmert ihn mein Hut? fragte der Bediente.

Glaubt er, fuhr Luſtig fort, er wäre der Rieſe Goliath, der auch Treſſen am Hute trug ſammt einem Klunker? Ein eben ſo entſetzlich großes Maul wie jener hat er, das hören wir; und mit dem Hirn wird's auch nicht beſſer beſtellt ſein bei ihm, wie bei dem großen Juden; darum flunkert und prahlt er ſo.

Grobian! ſchallt der Livreebediente. Ich frage, ob hier der Lohnſchreiber Zacharias wohnt.

Und ich frage, begann Luſtig.

Sei er doch ſtille! flüſterte ihm Sibille zu, es iſt der Bediente des Präſidenten.

Und wäre er der Livreebediente des Satans, verſetzte Luſtig, und käme geraden Weges aus der Hölle.

Ja — der Lohnſchreiber Zacharias wohnt hier, ſagte Sibille, zu dem Fragenden gewandt. Was ſoll er?

Sofort zum Präſidenten kommen, lautete die Antwort.

Der Bediente verließ die Stube.

Gut, daß er Beine gemacht, ſagte Luſtig, ſonſt hätte ich ſie ihm gemacht. Die Bedientenſeele glaubt auf die Treſſen, die ſeines Herren ſind, pochen zu können.

Unterdeſſen hat Sibille ihres Mannes Hut und Rock vom Mantelſtock genommen und ihm den Letzteren angezogen, den Erſteren aufgeſetzt.

Nun, ſpute Dich, daß Du zum Präſidenten kommſt!

Präſident hin, Präſident her! rief Luſtig. Was iſt ein Präſident? Wie wird man Präſident? Wer wird Präſident? — Ein adlicher Schlingel iſt durch alle ſieben Gymnaſialklaſſen gelaufen, und iſt ihm gar verteufelt wenig vom gelehrten Schulſtaub am Rocke hängen geblieben. Er wird examinirt, fällt durch, geht zur Univerſität, reitet, ficht, renommirt, kehrt mit einem großen Bullenbeißer heim, ſchlüpft auf dem Connerionswege durchs Examen, beſitzt ein Landgut, wird Kreisrath, Geheimrath, Präſident. Probatum est! 's in ein Kunſtſtück, nichts als Geſchwindigkeit. Hier, meine Herren, ſehen Sie einen adlichen Schlingel! ich ſtülpe den Becher darüber — drei Kreuze mit meinem Zauberſtab — und der Präſident iſt fertig. Komm, Zacharias, ich begleite Dich zu dem fertigen Präſidenten!

Und Arm in Arm gingen die beiden Lohnſchreiber die Treppen hinunter.

In ſeiner Arbeitsſtube vor dem grünen Tiſche ſaß im rothblumigen Schlafrocke und altväteriſchem Polſterſeſſel der Präſident, Akten und Papierſtöße vor ſich. Indem er die Brille von der Naſe nahm und ein Papier, das er geleſen, hinlegte, ſprach er vor ſich hin: Abgewieſen! dieſer Querulant bringt mich noch zur Verzweiflung, aber ich werde ihm das Handwerk legen!

Er ſteht auf und wandelt im Zimmer auf und ab.

Die Gaben ſind ſeltſam vertheilt auf Erden, ſo lautete ſein Selbſtgeſpräch. Ich bin Präſident, Gott des Departements; ich kann, was ich will; ich bin allmächtig. Jenem armen Teufel, der eine hübſche Tochter hat, gab ich ein Aemtchen,

jenem Beamten, deſſen ſchöne Frau nicht ſpröde iſt, lohne ich die Bereitwilligkeit mit einer Gehaltszulage; jenem federgewandten Secretair, der vortheilhafte Zeitungsartikel über meine Amtsverwaltung ſchreibt, mein Talent, meine Capacität rühmt und preiſt aus vollen Backen, bewillige ich Remunerationen; eine Hand wäſcht die andere, das iſt ein altes deutſches Sprüchwort, das einen alten deutſchen Präſidenten ſelbſt doch nicht Lügen ſtrafen darf. Ich muß es in Ehren halten; ſo hält's auch mich in Ehren.

Jenem Pasquillanten, der mich darſtellte, wie ich bin, ſchwor ich Verderben; ich trug auf ſeine Verſetzung nach Polen an, und — er iſt aus meiner Nähe verſchwunden. Was kümmern mich die Neider, die Kläffer, die Scheelblicker? Was kümmert ſich der Mond um den Hund, der ihn anbellt? Ich laſſe ſie bellen und wandele ruhig meine Bahn.

Da trat der Bediente ins Zimmer und meldete, daß der Lohnſchreiber Zacharias, den er zu dem Präſidenten beſchieden, im Vorzimmer warte.

Er komme! befahl der Präſident. Und der Bediente ging hinaus.

Ich werde den alten Murrkopf, ſo begann der Präſident, als er ſeitwärts blickte und durch die Glasthüre die Kammerjungfer ſeiner Gemahlin mit einem Theeſervice vorbeigehen ſah.

Käthchen! Käthchen! rief er mit gedämpfter Stimme. Ich bin noch ihr Schuldner.

Käthchen trat durch die Glasthüre in das Arbeitszimmer des Präſidenten und fragte: Was befehlen Herr Präſident?

Befehlen? fragte der alte Herr. Nichts, wer wollte Dir befehlen? Die Schönheit gebietet, befiehlt, und ihr wird nicht befohlen.

Der alte Narr, ſprach das Kammermädchen zur Seite gewandt für ſich. Aber, Herr Präſident, begann ſie laut.

Das leidige Aber, fiel er ein, wenn Du damit beginnſt, weiß ich, ohne Prophet zu ſein, zum Voraus, was Du willſt.

Das wiſſen Sie? —

Freilich weiß ich's, lautete die Antwort, Du loſe Schelmin! Du willſt mich mahnen.

Ich will ſie mahnen? dann müßte ich ja Ihre Gläubigerin ſein, verſetzte ſchalkhaft das Mädchen. Nein, Herr Präſident, das bin ich nicht; ich gehöre nicht zu Jenen, die ſo ungeſtüm und oft an die Thüre klopfen und —

Stille! ſtille! Käthchen, fiel der Präſident ein, erinnere mich nicht an ſolche fatale Klopfgeſchichten. Sie bringen zwar einen Mann nicht außer Faſſung, beſonders nicht in meiner Stellung; aber die Fingerknöchel dieſer Plagegeiſter, dieſer mahnenden Gläubiger, haben, wenn ſie mit der Thür in Rapport geſetzt werden, einen ſo fatalen Ton, einen ſo leidigen Klang; — doch ſchweigen wir davon. — Ich meine: ich ſtände noch in einer anderen Schuld bei Dir.

Nun kommt's, ſprach das Mädchen abgewandt, und darauf ſich wiederum dem Präſidenten zuwendend: Sie ſcherzen und necken mich, Herr Präſident!

Nimmermehr! fiel Dieſer ein. Ich habe Deinem Karl —

Ach ja, Herr Präſident, — er iſt auch ein ſo guter Junge; Sie können's nicht glauben.

Ich glaub's, ich glaube Alles, was Du ſagſt, ſelbſt wenn Du ſagteſt, daß Du mich liebteſt.

Während deſſen iſt der Lohnſchreiber Zacharias auf dem Corridor bis an die Glasthüre getreten.

Dann würde ich lügen, verſetzte Käthe, denn ich liebe nur meinen Karl; aber — Ihnen will ich auch wohl. —

Wirklich? Nun — das iſt ſchön: — Für Dich und Deinen Karl werde ich ſorgen. Bis heute fehlte mir aber die Gelegenheit; die iſt eben gefunden. Ich habe da ſo einen alten abgängigen Lohnſchreiber, bei dem es mit der Feder nicht mehr recht fort und vorwärts will. Seine Stelle wäre —

Bei dieſen Worten fährt Zacharias, der fortwährend an der Thür gehorcht hat, entſetzt zurück.

Für Karl? fragte das Mädchen mit freudeverklärtem Geſicht. Ach! das wäre vortrefflich, Herr Präſident. O, wie ſorgen Sie väterlich für mich!

Käthe faßt des Präſidenten Hand und will ſie küſſen. —

Nicht doch, mein Käthchen! — Und damit zog der Präſident ſeine Hand zurück, umſchlang das Mädchen, ſie zu küſſen, das, ſich ſeiner Umarmung entziehend, das Theeſervice fallen läßt, welches mit lautem Getöſe in tauſend Scherben zerſpringt.

Ach, lieber Himmel! ruft erblaſſend das Mädchen und ſtürzt aus dem Zimmer.

Gleich einem Nürnberger Nußknacker ſtand der Präſident noch verdutzt da, als die Präſidentin und Fräulein Bertha, ihre Tochter, haſtig ins Zimmer ſtürzten.

Das fehlte noch! ſprach abgewandt der Präſident, als er ſie erblickte.

Was iſt geſchehen? riefen in einem Tone die beiden Hereinſtürzenden. Und wie ſie das ſchöne Theeſervice in Scherben am Boden liegen ſahen: Himmel, das ſchöne Theeſervice! — Wer that das? — Wer war ſo unvorſichtig? — Das ſchöne, koſtbare, alte Erb- und Familienſtück! —

J — ich, ſtammelte der Präſident in äußerſter Verlegenheit.

Du? fragte die Präſidentin. Wie kamſt Du zu dem Service?

J — ich, i — ich, ſtotterte der Gefragte. Was ſoll ich ſagen? ſprach er abgewandt. J — ich wollte es hinaustragen.

Du wollteſt es hinaustragen? —

Ja — i — ich; da fuhr mir urplötzlich das Podagra ins Bein — oder vielmehr Chiragra durch die Finger, und — in tauſend Stücken lag der ganze Plunder.

Das ſchöne Service! — Das wertheſte Familienerbſtück! Der Großmutter Lieblingsſchatz! Das Geſchenk der Königin an die Urgroßmutter! Alſo jammerten Mutter und Tochter.

Nun, fiel der Präſident ein, Glück und Glas, wie bald bricht das! iſt ein altes Sprüchwort.

Aber, Herr Präſident, bemerkte der Bediente, der die Scherben auflas, es iſt kein Glas, und kein Glück, ſondern Porzellan.

Da trat der Lohnſchreiber Zacharias durch die Glasthür mit vielen ſteifen Verbeugungen vor dem Präſidenten und werther Familie herein, die noch ganz über den plötzlichen Verluſt des Familienerb- und Heiligthums verdutzt daſtanden.

Der kommt wie gerufen zur besten Stunde, im glücklichsten Augenblick, ein wahrer Deus ex machina! sprach der Präsident für sich, als er den alten Lohnschreiber gewahrte.

Gut, daß Er kommt, Lohnschreiber Zacharias! sprach er ihn hurtig an. Geht, Kinder, geht! fuhr er zu seiner Frau und Tochter gewandt fort, ich habe dringende Geschäfte, die allerdringendsten mit dem Lohnschreiber Zacharias. Es sind wichtige Arbeiten, die allerwichtigsten, als da sind: ein Bericht an den König, worauf eine Gehaltszulage für mich folgt, zwei Berichte an den Minister, worin ich Remunerationen und Gratificationen vorschlage, ein Circulair an sämmtliche Unterbehörden meines Departements, worin ich Verweise austheile. — Alles muß in einer Stunde fertig sein. Ihr seht, wie ich in Arbeit stecke: Darum geht, geht! — Setze Er sich, liebster Zacharias, dort an meinen Arbeitstisch! Spitze Er die Feder! Nehme Er Papier, ich werde Ihm diktiren! Zuerst an den Allerdurchlauchtigsten!

Aber noch stehen Frau Mutter und Fräulein Tochter in Betrachtung der Porzellanscherben wie festgewurzelt, als Käthchen mit einem Körbchen eintritt, um darin die Trümmer des Porzellan-Kunstwerks einsammeln zu helfen.

Nein — das schöne Service! Es ist entsetzlich! beginnt aufs Neue die Jeremiade aus dem Munde der Präsidentin.

Gnädige Frau! halten zu Gnaden! begann, rasch vom Stuhle aufspringend, der Lohnschreiber Zacharias, ich war Zeuge des unglücklichen Falles. Der Herr Präsident haben — halten zu Gnaden! — in väterlicher Liebe dem Fräulein Töchterlein, so das Service trug, einen Vaterkuß geben wollen — halten zu Gnaden! und — —

's Maul gehalten, Kerl! herrschte ihm halblaut der Präsident zu. — Ich bin verloren! setzte er leise vor sich hin hinzu.

Dem Töchterlein? fragte verwundert die gnädige Frau, welchem Töchterlein?

Dem dort! versetzte Zacharias, auf Käthchen zeigend. Halten zu Gnaden! Und damit verneigte er sich vor dem Kammermädchen.

Der Käthe einen Kuß! rief außer sich die Präsidentin. Und damit stürzte sie hinaus, ihr nach das Fräulein Tochter.

Der Schurke lügt wie gedruckt! rief ihnen der Präſident nach, bleich vor Wuth.

Widerrufe, Schurke! fuhr er den Lohnſchreiber an — oder ich laſſe ihn disciplinariſch behandeln und dreimal vier- und zwanzig Stunden bei Waſſer und Brod ſitzen.

Waſſer und Brod — halten zu Gnaden, verſetzte Zacharias, das ſind alte tägliche Bekannte. Und — ich hab's geſehn, mit meinen beiden Augen. Und warum ſollte der Vater die Tochter nicht küſſen? Halten zu Gnaden!

Der Kuß war ein Verräther der Hölle, fuhr der Chef aus, und Er, vorlauter Schwätzer, Er iſt ſein Höllenbruder! Scheer' Er ſich aus meinen Augen, und trete Er mir nie wieder über die Schwelle, oder ich werde Ihm mit der Hetzpeitſche und von meinen Bullenbeißern den Weg zeigen laſſen. Hinaus! ſage ich — Er iſt ſeiner Lohnſchreiberſtelle hiermit entſetzt!

Jetzt komm' ich hinter die Schliche, murmelte Zacharias vor ſich hin. Darauf wandte er ſich zu dem Präſidenten.

Wohl, Herr Präſident, begann er. Der Heirathskandidat Herr Karl wird in meinen Hungerpoſten eintreten, wird das Kammerkätzchen unter die Haube bringen, das ich — halten zu Gnaden! — für Dero Fräulein Tochter hielt. Das kommt unter die Haube, und der alte Invalide Zacharias von wegen ſeiner Dummheit, und weil er geſchwatzt, alſo von Rechtswegen mit Weib und Kindern an den Bettelſtab. — Doch nein — ich habe etwas — was man ſo nennt — poetiſche Ader; ich alter Narr drechsle Verſe und mache Reime zu Zeiten; wenn mich der Teufel der Verzweiflung ganz mit ſeinen Krallen packt, fließt ſie am ſtärkſten; je weniger ich zu beißen habe, deſto bißiger bin ich und meine Knittelverſe. Da veröffentliche und verewige ich den Herrn Departementschef und die Geheimniſſe ſeines Amtes, Hauſes und Herzens in niedlichen Reimlein. Das wird die Provinzialhauptſtadt und die Provinz erfreuen, und der „Pasquillant" kommt nicht an den Bettelſtab, ſondern ins Zuchthaus. Dort hat er zu beißen und zu brechen, und braucht nicht mehr zu hungern. Heil dem väterlichen Geſetze, das verzweifelnden Pasquillanten und hungernden Lohnſchreibern den Tiſch deckt!

Und damit rannte der Lohnſchreiber hinaus.

Der Kerl wird intereſſant in ſeiner Dummheit! ſprach der Präſident, mit raſchen Schritten das Zimmer durchſchreitend, die Verzweiflung macht ihn genial. Aber ſeine Genialität wird mir gefährlich, ſie könnte mich an den Pranger ſtellen vor der Stadt, vor der Provinz, vor dem ganzen Lande.

Das wäre eine pitoyable Stellung und Ausſtellung für den „Gott des Departements"; da würde mir der Heiligenſchein des Präſidententhums wie ein welker Kranz vom Kopfe geriſſen, und ich ſtände da in meiner ganzen Jammerblöße. —

Was beginnen? begann er aufs Neue, nachdem er lange Zeit hindurch ſinnend da geſtanden. Feder, Sekretair, Kanzleirath, mein Faktotum, mein Gedanke, mein Hirn, das für mich denkt und ſinnt und grübelt, muß helfen und dieſe Schmach von mir abwenden!

Er greift zur Tiſchklingel. Johann, der Bediente tritt ein.

Der Kanzleirath Feder komme! herrſchte der Präſident den Bedienten an.

Er hat ſo eben geſchickt und ſein Unwohlſein melden laſſen, entgegnete Johann.

Unwohlſein? Ich werde zu ihm gehen. Woran leidet er?

An einem hitzigen Fieber. —

Dann iſt's gefährlich hinzugehen. Vielleicht iſt's eine anſteckende Krankheit. Und das Leben aufs Spiel ſetzen — das geht nicht; lieber die Ehre! Das Leben iſt etwas Wirkliches, die Ehre eine Idee, ein Phantom, ein Dunſt, ein Irrwiſch, der Manchen in Sumpf und Moor verlockt, wofür mancher Narr Leben und Vermögen in die Schanze geſchlagen hat. Solch ein Thor bin ich nicht. Es iſt Narrenweisheit, die da lehrt: Ehre verloren, Alles verloren!

Während dieſer Worte hatte der Präſident unbeweglich mit verſchränkten Armen dageſtanden, die Blicke auf den Boden geheftet. Indem er jetzt den Fuß vorwärts ſetzte, ſtieß er auf Johann. Du hier? fragte er verwundert, ihn im Zimmer anzutreffen. Was ſtehſt Du da? Wer hieß Dich ſtehen bleiben? Hinaus! Fort! An Dein Tagewerk!

Der Bediente gehorchte dem Befehle und ging hinaus.

Eine mißliche Situation in der ich mich befinde — begann der Präſident! Ein fatales Begebniß, wenn ein Präſident und Geheimrath alſo wie ich urplötzlich in die Oeffentlichkeit und — was noch ſchlimmer iſt — in die Mündlichkeit, beſonders der Weiber, treten ſollte!

Geheimrath und Oeffentlichkeit ſind einander ſchroff gegenüberſtehende Begriffe. — Was beginnen? Präſident, Präſident! dein Hirn iſt alt; wer wird dir helfen? —

Indem er ſinnend auf- und niederſchreitet, läßt er ſeinen Gedanken freien Lauf. Ich müßte einlenken, ſprach er vor ſich hin, den alten Lohnſchreiber wieder gewinnen — ihm einige Pfennige Schreibgebühr mehr für den Bogen bewilligen, als bisher. Sie fließen ja nicht aus meiner Taſche, ſondern Alles kommt aus dem großen unerſchöpflichen Staatsbeutel.

Er ſetzt ſich mit Haſt an ſeinen Schreibtiſch und ſchreibt:

Decretum ex officio. Dem Lohnſchreiber Zacharias werden in Anbetracht ſeines Fleißes, ſeiner Treue und Verſchwiegenheit — das letzte Wort unterſtrichen, das wird er begreifen — von heute an für den ordnungsmäßig geſchriebenen Kanzleibogen 1½ Sechſer Abſchreibegebühr bewilligt. So! —

Er erhebt ſich aus dem Polſterſtuhl und klingelt. Johann tritt ein.

Dieſes Decret ſofort in die Kanzlei gebracht!

Johann nimmt das Papier und eilt hinaus.

Die drei Mehrpfennige — denk ich — werden dem Verrath das Maul ſtopfen und meine Reputation retten. — Pasquill, Erfindung der Hölle, vergreife dich nicht! Laß mich ungeſchoren!

Nach dieſen Worten trat der Präſident in das Toilettezimmer.

Par nobile fratrum.

Im Chambregarni des Kanzleiraths Feder herrſchte Todesſtille, obwohl der Kanzleirath anweſend war. Aber er lag ausgeſtreckt auf dem Sopha, im Schlafrock und Pantoffeln, ein

buntſeidenes Tuch um den Kopf gebunden. Die Tafeluhr auf dem Mahagoniſecretair ſchlug zwölf Uhr und die Mittagsſonne ſchien licht durch die rothen Fenſtervorhänge in das Zimmer hinein.

Schon Mittag? begann Feder, ſich auf dem Sopha umwerfend. Da wird's nach gerade Zeit aufzuſtehen. — Es iſt doch immer eine unerwartete Ueberraſchung, wenn nach durchwachter Nacht einem am Spieltiſche die liebe Sonne: Guten Morgen! ſagt. Solchen nicht geahnten Morgengruß fühlt man den ganzen Tag ſchwer wie Blei in den Gliedern, zählt man, wie ich, ihn auch nicht zu den ſeltenen Begrüßungen. Auf, Feder, mache deine Toilette!

Schnell ſprang er vom Sopha auf, ſetzte ſich an den kleinen Toilettetiſch, warf das Tuch vom Kopfe, ſchwang die Haartour darauf, und griff dann zum Schminktopf.

Die Kunſt der Toilette erſetzt die Mängel der Natur, ſprach er, während er Roth und Blau auflegte, die Perücke das eigene Haar, die Schminke die Naturfarbe. Und — Kleider machen Leute, iſt das wahrſte Sprüchwort unter allen. Der Kanzleirath Feder im Schlafrock und der Kanzleirath Feder á quatre epingles — welch ein Unterſchied! Eine Ovid'ſche Metamorphoſe, ein anderer neuer Menſch! — Ein ſtarker Teint, wie ich ihn mir auflege, iſt der Repräſentant ſtrotzender Geſundheit, markiger Kraft; bei mir iſt's mit Beiden ſchlecht beſtellt. — Feder, welch' ein Kerl von Eiſen und Stahl warſt du vor 20 Jahren! Und was biſt du jetzt? Kaum ein Schatten deiner Größe. Die Strapatzen der convenablen Welt ſind Schuld daran. Die Umwandlungen der Nächte in Tage, das Pharao und Roulette, der Champagner und die zärtlichen Amuſements der Nacht unter vier Augen reiben die Kraft auf; das Haar ſchwindet und die Ueberreſte, die ſtehen bleiben, wechſeln die Farbe. Fertig iſt der Held, jugendlich wie Apoll! ſchloß er, ſich wohlgefällig im Spiegel betrachtend.

Draußen pocht's an die Stubenthür. Gut, daß ich fertig bin. — Herein!

Der Geheimſecretair Ratte trat ein.

Guten Morgen, lieber Kanzleirath!

Sie ſind's, lieber Ratte? Guten Morgen.

Noch bei der Toilette?

Ich verſpätete mich. — Platz genommen im Sopha!

Ich bring' ein Evangelium — begann Ratte, ſich nachläſſig in die rechte Ecke des Sopha's werfend.

Sind Sie auf dem Wege der Bekehrung begriffen, um etwa in den Hafen des chriſtlichen Muckerthums einzulaufen? fragte Feder. Dann, Freundchen, ſind Sie auf dem Wege ſchnellſten Avancements. Es geht heut zu Tage nichts über Frömmigkeit, Kirchlichkeit, aufhimmelnde Blicke, und als Lectüre: die Kirchenzeitung, wenn man will Karriére machen, dann geht's mit Dampf.

Ich meine — eine frohe Botſchaft: die Weihnachtsbeſcheerung der Gratifikationen und Remunerationen iſt angekommen. Zweihundert Thälerchen haben Sie einzuſäckeln.

Trefflich, lieber Ratte, trefflich! Was fingen wir ohne dieſe feſte jährliche Einkommenszulage an, die wir der Gnade des Präſidenten verdanken, wir Gehaltsabzugsſchufte? Zweihundert Thaler vom Gehalte ſind frei für uns, das Noli me tangere für unſere Manichäer und von dem Ueberſchuſſe des Gehalts die Hälfte; ſo beſtimmt es das väterlich-weiſe Geſetz in unſerem Intereſſe, während jeder andere ehrliche Lump bis aufs letzte Hemd ſeinen Gläubigern verfallen iſt.

Wahr, liebſter Kanzleirath, verſetzte Ratte. Die Sonne und das Gehaltsabzugsgeſetz ſind zwei Wahrheiten, die uns freundlich lächeln und warm auf den Pelz ſcheinen. Unſere Zeit iſt undankbar. Dem raffinirten Erfinder dieſer legislatoriſchen Monſtroſität gebührte längſt ein Denkmal mit der goldenen Inſchrift: „Dem großen Geſetzgeber — die dankbaren Gehaltsabzügler!"

Und trotzdem, Freundchen, meinte Feder, was wären wir zum Gehaltsabzug verurtheilten Sünder, gäb's keine Gratifikationen und Remunerationen, ſie ſind die Anker und Rettungsboote im Sturmgeheul der mahnenden Manichäer. Denn Gläubiger ſind wie die Meereswogen; wie dieſe an die Klippen ſchlagen, ſo klopfen jene an die Thür.

Aber ich liebe das Wogengebrauſe, den Wellenſchlag mehr als das Thürgeklopfe ſolcher mahnenden Ankömmlinge; das iſt ein Ton, der durch Mark und Bein dringt.

Eine Flaſche auf die freudige Nachricht! — Dort ſteht eine mit unverletztem Siegel nebſt Gläſern auf dem Tiſche. Zugegriffen Ratte! Ich entpuppe mich unterdeß aus dem Schlafrock und der Schmetterling wird bald zu neuen abenteuerlichen Flügen gerüſtet ſein. Indem er ſich ankleidet: Zunächſt gilt es, dem Präſidenten einige ſchöne Worte für die 200 Thälerchen ins Geſicht zu werfen; der alte Narr hört nichts lieber als dergleichen, ſieht nichts lieber als devotgekrümmte Rücken, katzenbuckelige Attitüden.

Es geht nichts über einen Chef, der ſeinen Untergebenen mit gutem Beiſpiele vorangeht. Drei Weiber hat er gehabt, und jetzt hat er die vierte. Und wir, lieber Kanzleirath, haben's noch nicht bis zur erſten Frau gebracht.

Jedweder nach ſeinem Geſchmack — chacun á son gôut, ſagt der Pariſer. Die Erſte wurde dem Chef ſo halb und halb aufgeknetet von dem Herrn Schwiegerpapa; er war damals noch unerfahren und tölpiſch in der Liebe, noch blutjunger Aſſeſſor. Als der Alte das Zeitliche geſegnet, ſtand er bald zum zweitenmale vor dem Altar und ließ ſich — ſegnen.

Dieſer zweite Segen brachte aber noch geringeren Segen ins eheliche Haus; aber er bedurfte dringend des Segens, das heißt — des klingenden, denn er war total derangirt, obwohl er zum jüngſten Rath mit zweihundert Thalern Gehaltszulage aufgerückt war. Die waren aber nur Tropfen ins Meer für ihn. Ein Grund zur Eheſcheidung war bald gefunden; er nahm ihn ſelbſt auf ſich, und — fertig war der Scheidebrief.

Nummero 3 war ein ſteinreiches, aber altes Weibsbild, deſſen Vermögen zu verſchleudern er nicht mehr als drei Jahre bedurfte, und der Rettungsengel floh leicht wie ein Engel, des irdiſchen Sündentandes baar aus dem Hauſe des Herrn Gemahls, der gleich darauf den glücklichen Wurf that und Präſident ward. An ſeinem jetzigen vierten Weibe iſt er — ich weiß nicht wie — hängen geblieben. Häusliche Differenzen bahnen bereits den Weg

zur fünften Scheidung; und ahnt mir recht, ſo kommt ſie ihm am Ende mit der Eheſcheidungsklage zuvor.

Die Lebens- und Ehe-Erfahrniſſe, die der Präſident privatissime für ſich macht, bemerkte Ratte, nutzen dem allgemeinen Beſten, und können ihm nur erſprießlich ſein als Präſidenten des Ehegerichts, die Scheideurtheile werden gediegen, ſelbſt in den delikateſten Fällen. Wenn man alt wird, hat man Erfahrung. Es lebe Methuſalem, vor Allen aber Noah, der Weinerfinder! Und damit hob er das gefüllte Glas vom Tiſche und leerte es bis zur Nagelprobe.

Der Altvater Noah, begann Feder, iſt mein Patron, aber ein ſehr theurer. Es hat mir viel Geld gekoſtet, ehe ich dieſes edle Roth — man nennt's unrichtig: Kupferroth — auf dem Naſenhöcker herausgebracht habe. Brüderchen, dieſes Glas auf das Wohlſein des Präſidenten, der unſere Faulheit mit Gratifikationen lohnt, während die Anderen, die für uns arbeiten und uns durchſchleppen, das leere Nachſehen haben!

Nein, fiel Ratte ein, auf unſer Wohlſein! Unſer gründliches Menſchenſtudium, nicht der Chef hat uns die jährlichen Sümmchen zugewandt. Kennten wir ihn nicht durch und durch, wie wir ihn kennen, hätten wir ihn nicht ſtudirt wie ein Buch, mit allen ſeinen Schwächen, denen er fröhnt, mit allen ſeinen Eitelkeiten, denen wir ſchmeicheln und ſeinen Erbärmlichkeiten, denen wir — als ſeien's Tugenden — huldigen, wir wären jämmerliche Kerle, und führten ein Leben voll Entbehrungen wie Kirchenmäuſe. —

Es pochte an die Thür, und auf den Ruf: Herein! aus des Kanzleiraths Munde, trat Johann, des Präſidenten Bedienter, herein, ſich nach dem Befinden des Herrn Kanzleiraths „im Namen des Herrn Präſidenten und Geheimraths“ erkundigend.

Trefflich, trefflich, lieber Johann! entgegnete der Kanzleirath. Laß den Herrn Chef des Departements wiſſen, daß ich Kopfkrampf, Fieber, Alles überwunden, und ſofort vor ihm erſcheinen würde. Sage ihm zugleich, der Lohnſchreiber Zacharias ſei bei mir geweſen und habe ſtatt der dröhnenden Baßſaiten klagende, jammernde Geigenſaiten aufgezogen, und mir ein Lamentoſo von Leidthun, Bedauern, Verzeihung u. dergl. vorgegeigt.

Der Bediente entfernte ſich. Der Kanzleirath machte Sonntagstoilette, und ging, als ſie beendet, von ſeinem Intimus Ratte begleitet, zum Präſidenten. — —

Am Eingange in den Hofraum der Amtswohnung deſſelben verließ der Begleiter den Kanzleirath, und dieſer ſchritt auf die Hausthür zu. Auf ſeinen Klingelzug öffnete ein Portier die Thür, und der Kanzleirath Feder trat ein, ſich bei dem Präſidenten anmelden zu laſſen. —

Der Präſident ſaß in ſeiner Arbeitsſtube am Schreibtiſche. Gewaltige Aktenſtöße lagerten um ihn her, und Haufen von Eingaben, Geſuchen und Papieren füllten den Tiſch.

Da meldete der Bediente den Kanzleirath Feder an.

Er komme! entgegnete der Präſident auf die Meldung Feder's durch den Bedienten.

Und alsbald trat der Kanzleirath ein, dem nur der Satz vorſchwebte als Motto ſeines Lebens und Richt- und Mittelpunkt ſeines ganzen Strebens:

Ich bin nur, was ich bin, durch meinen Poſten,
Und mit dem Poſten hör' ich auf zu ſein;
Ich ſteh' und fall' mit ihm.

Gut, daß Sie kommen, begann der Präſident, ihm entgegentretend. Ich habe ſo eben eine ſchleunige Verfügung in die Kanzlei gegeben. Tragen Sie dafür Sorge, daß ſie ſofort gefertigt werde und abgehe. Sie iſt an den Lohnſchreiber Zacharias gerichtet und hat die größte Eile; ſie enthält eine Erhöhung der Lohnſchreibergebühren für ihn. Ich rechne auf ihren Dienſteifer und ihre Amtsbereitwilligkeit, daß mein Befehl auf das Pünktlichſte erfüllt werde.

Rechnen Sie, Herr Präſident, auf mich, entgegnete Feder. Ich, wollte er fortfahren.

Indeß ſchnitt der Präſident in ſeiner augenblicklichen Mißſtimmung über den ſtattgehabten häuslichen Vorgang die Fortſetzung durch die Worte ab:

Morgen früh acht Uhr trete ich meine Viſitationsreiſe an, eine Stunde vor meiner Abreiſe ſehe ich Sie, beſter Feder, bei mir!

Damit wandte er ſich von ihm und verließ, ins Kabinet tretend, ſein Arbeitszimmer.

So kurz bin ich noch nie abgefertigt — ſprach der Kanzleirath für ſich, indem er dem abtretenden Präſidenten nachſah, drauf vor den Spiegel trat, der Toilette nachhalf, und dann das Zimmer verließ.

Es ſcheint Schwüle oder Sturm im präſidentlichen Hauskalender zu ſtehen; Beide ſind ſtehende Rubriken darin mit rother Schrift gleich den Sonn- und Feiertagen gedruckt. Jedenfalls hat's heute Morgen ſchon eine ſchwüle oder ſtürmiſche häusliche Scene abgeſetzt, irgend ein perſönliches oder Familien-Geheimniß iſt enthüllt worden, wodurch die Hauselemente aus dem Gleichgewicht gerathen ſind, und es geſtürmt und gewettert haben mag.

Das waren die Gedanken Feders, als er die Treppe hinunterſchritt; die Hausthür ward von Bedientenhand geöffnet und Feder ſtand auf dem Hofraum vor der Amtswohnung des Präſidenten, von wo er in die nahebelegene Conditorei ſchritt, ein Gläschen Eis zu ſich zu nehmen, denn es war ihm außen und innen heiß, und eine Abkühlung bei alſo doppelt geſteigerter Temperatur erſchien ihm um ſo nothwendiger, als er noch den weiten Weg zum Kanzleilokale zurückzulegen hatte, um dem Befehle des Chefs nachzuleben und die Präſidialverfügung an den Lohnſchreiber Zacharias zu fördern.

Durch dieſe Verfügung glaubte der Präſident dem drohenden Unwetter entgangen zu ſein. Er erging ſich, ruhiger geworden, in dem ſchönen Park, der ſich hinter ſeiner Dienſtwohnung weithin erſtreckte, verſehen mit allen Reizen, welche eine ſolche Anlage nur bieten konnte, woran Nichts geſpart wurde. Die ſchönſten Raſenpartheien gleich hinter dem Hauſe wechſelten mit den kräftigſten Holzpflanzungen, in deren Zweigen Nachtigal und Hänfling ſangen; ein ſpiegelheller Teich bot in ſeiner Mitte einen Springbrunnen zur Schau, und Gold- und Silberfiſche ſpielten im Waſſer. Aber trotz alle dem wurde der Präſident nicht froh; düſtere Wolken des Unmuths lagerten ſich auf ſeiner Stirn. Der Präſident und Geheimrath fürchtete nichts mehr, als die Oeffentlichkeit.

Das Pasquill und seine Folgen.

Haben Sie das Pasquill auf den Präsidenten schon gelesen? — Diese Frage war in aller Munde, in der ganzen Residenz. Das Pasquill im Unterhaltungsblatte bildete den ausschließlichen Gegenstand der Unterhaltung. Alle anderen drängenden und dringenden Fragen des Tages verstummten und traten in den Hintergrund bis zur Brod- und Theuerungsfrage hinunter. In Form einer Fabel, in Vers und Reim, mit der unscheinbaren Ueberschrift: Bock und Esel, ward die häusliche Scene in der Familie des Präsidenten in Folge des zerbrochenen Theeservices öffentliches Geheimniß in Stadt und Land. Also hatte sich die periodische Presse im Lande noch nie zuvor an einen so hochstehenden Amts- und Würdenträger vergriffen, und ihn gleichsam nach Staupenschlag und Brandmark an den Pranger gestellt zum allgemeinen Gelächter und Skandal.

Der Präsident glaubte jedem burlesk-satyrischem Gelüst des Lohnschreibers durch die von ihm verfügte Erhöhung seiner Schreibgebühren zuvorgekommen zu sein; das Schicksal fügte es indeß wider Erwarten anders. Die Verfügung, schleunigst ausgefertigt, war auf unbegreifliche Weise in Concept wie Reinschrift verloren gegangen, spurlos verschwunden, und deshalb nicht zu des alten Lohnschreibers Händen gelangt.

Dieser, alsbald zu seinem Dachstübchen aus des Präsidenten Wohnung heimgekehrt, hatte sich Papier, Feder und Dinte allsogleich zu Verbündeten gewählt zur Ausübung seiner Rache; der Redakteur nahm keinen Anstand, die kleine „Fabel" in die Spalten der nächsten Nummer seines Unterhaltungsblattes aufzunehmen, und am nächsten Morgen erschien dieselbe, die verhängnißvolle Geschichte aus der Thierwelt auf der Titelseite zu jedermänniglicher Ansicht und Lekture zur Schau tragend.

In der ganzen Residenz herrschte darüber nur eine Stimme, daß die Satyre lange nicht die Geißel auf so eindringliche Weise geschwungen habe, und man den Verfasser dieses Spottgedichts auch nur zu vermuthen ganz außer Stande zu sein allgemein erklärte. Ob es ein Erstlingsprodukt der satyrischen Muse eines

jungen unbekannten Dichters, war ebenso sehr Geheimniß, als jede andere Ursprungsquelle. Alle Nachfragen, womit der Redakteur des Blattes überströmt und überstürmt wurde, blieben erfolglos; denn er beobachtete ein Grabesstillschweigen über den Verfasser, und gab als Entgegnung auf jede an ihn gerichtete Frage ein stummes Achselzucken.

Wie ein Lauffeuer durchlief die Kunde von diesem Pasquill die ganze Residenz; wo Jemand an einer Straßenecke mit einem Papierblatte in der Hand stand und las, da konnte man gewiß sein, daß es die berüchtigte Nummer des Residenzstädtischen Unterhaltungsblattes war, die zerknittert und zerlesen in vielen Tausenden von Exemplaren von Hand zu Hand ging; denn in solcher Weise hatte die periodische Presse der Hauptstadt noch nicht sich bis in die höchste Schicht der Bevölkerung hinauf gewagt.

Der Kanzleirath Feder, das Faktotum des Präsidenten war soeben — es war zehn Uhr Morgens nach seiner Stubenuhr — in Schlafrock und Pantoffeln gefahren, und streckte seine noch schlafmüden Glieder dehnend im Sopha aus, als der Geheimsekretair Ratte spornstreichs ins Zimmer stürzte: Anklopfen, Morgengruß — Alles war vergessen. Athemlos, unfähig ein Wort zu sprechen, riß er eine Journalnummer aus der Tasche, und reichte sie ungestüm dem erstaunten Kanzleirath hin, indem er mit dem Finger mehrmals hintereinander auf die Titelseite tupfte.

Lesen Sie! stöhnte er. Das war Alles, was er hervorzubringen vermochte.

Ein Pasquill auf den Präsidenten! waren die nächsten Worte, die er, sich in einen Sessel werfend, schier klang- und lautlos folgen zu lassen vermochte.

Und in stoßweisen Zwischenräumen setzte er glühroth und schweißtriefend noch hinzu: Abscheulich! — Nichtswürdig! Noch nicht dagewesen! —

Die Leserin wird mir den ferneren Hergang zwischen dem Kanzleirath und dem Geheimsekretair zu schildern erlassen; ich vertraue ihrer bewährten Phantasie, daß sie in treffender Aus-

malung der Situation das Gelungendste leisten und ein lebendiges Bild sich selbst vor Augen führen wird.

Was thun? Das war die Frage, wichtiger als Hamlets hochberühmte Frage: Sein oder Nichtsein, die Beide, nachdem der Kanzleirath die „Fabel vom Bock und Esel" gelesen, nach allen Seiten hin erwogen, und endlich dahin beantworteten, daß es Nothwendigkeit, Pflicht und Schuldigkeit unabweisbar erheischten, dem Präsidenten sofort Mittheilung davon zu machen.

Der Kanzleirath schritt sonder Verzug zur beschleunigten Toilette und nach Ablauf einer Viertelstunde stand er da, fix und fertig, die unselige Botschoft dem Chef zu überbringen.

Leider war der Ausgang vergeblich; der Präsident war nicht zu Hause; er war bereits um sieben Uhr zum Schlosse gefahren, indem er von dem Fürsten zur Saujagd befohlen war, die heute unter Theilnahme des ganzen Hofes und der höheren Beamten und Militairpersonen im nahe gelegenen Wildgehege stattfand.

Rasch eilte der Kanzleirath heim, setzte sich an den Schreibtisch, schrieb einige Zeilen nieder, denen er das Journalexemplar, worin das Pasquill enthalten war, beischloß, ein Couvert umlegte, dasselbe neben der Adresse an den Chef mit den Worten: „Citissime!" und „Sofort nach Rückkunft dem Herrn Präsidenten zur eigenhändigen Eröffnung vorzulegen!" versah und sonder Verzug nach der Dienstwohnung des Präsidenten befördern ließ.

Die Jagdpartie im fürstlichen Wildgehege währte bis zum Anbruch des Abends; man war munter und guter Dinge. Der Fürst war wie immer voll Huld und munterer Scherze, und der Präsident ahnte nicht die höchst unangenehme Ueberraschung, die seiner harrte, als er in seinem Jagdwagen vor seinem Palais hielt. —

An der Schwelle des Portals desselben harrte der Kammerdiener bereits, und überreichte dem eben ausgestiegenen Herrn das mit den bekannten Beschleunigungsvermerken versehene Briefcouvert von des Kanzleiraths Händen, bereits am Morgen abgegeben. Der Präsident begab sich damit allsogleich in sein Arbeitszimmer. Bald darauf vernahm man im Salon der Präsidentin mehrmals hinter einander das Läuten der Tischklingel aus

jenem Zimmer heftig durch das ganze Gebäude ſchellen, die Dienerſchaft flog haſtig hin und her, Treppe auf, Treppe ab.

Am andern Morgen eilte das Gerücht durch die Reſidenz: Spät am Abende des vorigen Tages ſei die Preſſe in der Druckerei, worin das Unterhaltungsblatt erſchien, unter amtliche Siegel gelegt, die vorgefundenen Exemplare der geſtrigen Nummer confiscirt und ſtrengſte Unterſuchung zur Ermittelung des Verfaſſers des Pasquills angeordnet. —

Es würde unerquicklich ſein, dem Gange der Unterſuchung in allen ihren Richtungen zu folgen: eine Unterſuchung wegen „Uebertretung der Preßgeſetze“ iſt in unſeren Tagen ein ſo alltägliches Begebniß, daß es nicht der Mühe lohnt, ausführlich darüber zu berichten. Es genügt daher die Anführung, daß der alte Lohnſchreiber Zacharias der Verfaſſerſchaft rückſichtlich des Pasquills im Unterhaltungsblatte der Reſidenz überführt, und bei beſchleunigtem Verfahren, trotz aller Beredtſamkeit ſeines Vertheidigers, zu einjähriger Haft im Spinnhauſe verurtheilt ward.

Die Härte des Urtheils überraſchte; ſie galt mehrere Tage hindurch als ausſchließlicher Stoff des Stadtgeſprächs, bis es verſtummte, und Urtheil, Pasquill und Pasquillant der Vergeſſenheit anheim fielen. Das iſt der Lauf der Welt. —

Im Dachkämmerlein der Lohnſchreiberfamilie hatte, nach Abführung ihres Ernährers zur Abbüßung ſeiner Strafe, das Unglück ſeinen Wohnſitz genommen. Die ſchöne Mignon ſuchte Arbeit; aber Jeder wandte ſich von ihr, Jeder fürchtete, durch Arbeitgeben oder Mitleidsgaben für die ſchwergetroffene Familie den Haß und Zorn des allmächtigen Präſidenten auf ſich zu laden, obwohl hier gerade Mitleid und Hülfe am rechten Orte waren. Aber die bange Welt, die lügneriſch heuchelnd den Heiligenſchein der Frömmigkeit zur Schau trägt, kennt egoiſtiſch keine Menſchenliebe; ſie wandte ſich von der darbenden Familie deſſen, der durch ſeine „gottvergeſſene Feder“ ſich eine Freiſtätte im Spinnhauſe erſchrieben hatte.

Die alte Mutter tödteten Gram und Kummer; der Knabe erkrankte ſchwer aus Mangel und Noth und ward ins Hospital gebracht. Einſam in der Welt ſtand die Tochter des „Wolle-

ſpinnenden Pasquillanten“ da. Verzweiflung erfaßte ſie: alle, ſelbſt die angeſtrengteſte Mühe zum ehrlichen Broderwerbe zu gelangen, ſchlug fehl. Da griff ſie zum äußerſten Mittel ihre Zuflucht.

Ein Haus des Laſters in einer nahegelegenen großen Stadt ward ihre Zufluchtsſtätte.

Eine Schulgeſpielin früherer Jahre, welche ſeit lange in moraliſcher Verderbniß zu dieſer „Stellung im Leben“ hinabgeſunken, war die Vermittlerin ihrer Aufnahme darin.

Als die von der Nächſtenliebe Verlaſſene die Thürſchwelle dieſes Hauſes an ihrer Hand zum erſten Male betrat, ſank ſie ohnmächtig hin. Mehrere Stunden lang blieb ſie in dieſem bewußtloſen Zuſtande; ſtarkwirkende Eſſenzen waren fruchtlos, und erſt herbeigerufene ärztliche Hülfe brachte ſie nach langer Dauer wiederum zum Bewußtſein.

Ihrer Jugend Anmuth und ihrer Schönheit Reize, womit ſie in ſo reichem Maße ausgeſtattet war, hatten ihr ſonnenheitere Tage des Glückes für ihr Leben zu verheißen geſchienen; aber düſter zogen die Wolken einher und verhüllten dieſe Sonne. Um ſie her brauſete das Gewoge der Verderbniß, und ſie ſtürzte in ihre Strudel.

Dahin führen die ſeltſamen Verwickelungen des Lebens, deren Fäden zu erkennen und aufzufinden im wirr durcheinandergeſchlungenen Knäuel der Verhältniſſe oft eine ſchwierige Aufgabe iſt.

Dem winzigen, unter der Aſche unbemerkt glimmenden Feuerfunken gleich, der aufgeſtockert in hohe Flammen aufſchlägt und in zügelloſer, unlöſchbarer Feuersbrunſt verheerend ſich fortwälzt, ſo führt oft das geringſte Begegniß zur größten Entſcheidung im Menſchenleben.

Die ſchöne Ankömmlingin war alsbald, dem Laſter überantwortet, in ſeinen Schlupfwinkeln eine Epoche machende Erſcheinung. Sie verließ nicht lange darauf Deutſchland und begab ſich nach Paris, die Lebensweiſe fortzuſetzen, zu deren Wahl ſie die unſelige Geſtaltung ihres Lebens in ihrer Heimath gezwungen hatte.

Dort war es, wo ſie die Bekanntſchaft eines jungen Mannes aus hochgeſtellter Familie machte, des Sohnes eines Marquis von altem Adel, der im wilden Taumel — ein Sklave aller Ausſchweifungen — das große väterliche Erbthum vergeudete und verpraßte. Seine zerrütteten Vermögensverhältniſſe zu beſſern, warf er ſich zuletzt der Glücksgöttin hoffend und hoffnungslos zugleich in die Arme: er beſuchte die Spielhöllen der Reſidenz. Seine Frau hatte ſich von ihm und ſeinem verrufenen Leben gewandt; ihr Aufenthalt war ihm unbekannt; wie es hieß, hatten ihre Verwandten in der Provinz ihr ein Aſyl eröffnet. Heimlich und ſchnell hatte ſie in dunkler Nacht fliehen müſſen, den roheſten Mißhandlungen ihres Mannes zu entrinnen, der nach ſpieldurchwachter Nacht ohne einen Franc in der Börſe vor der wetterwindigen Glücksgöttin geborgen zu haben, in leidenſchaftlichſter Aufregung beim erſten Morgendämmern heimgekehrt war.

Schon hatte er nach vorhergegangenen rohen Ausbrüchen ſeiner leidenſchaftlichen Wuth ihr langes Haar um ſeine rechte Hand geſchlungen, mit der linken ihre Kehle gefaßt, als es ihr nichtsdeſtoweniger gelang, ſeiner Gewalt ſich zu entwinden und durch das offene Fenſter ihre Flucht zu nehmen. Alſo war es gekommen, daß ſie nicht auch ihre beiden Kinder ihm hatte entreißen können; ſie waren ihm überantwortet.

Wir näheren uns dem Schluſſe der Aufzeichnung aus den „Papieren eines Arztes“ und mit ihr der Geſchichte Mignons, die alſo dort ſchließt:

Am Abend vor meiner Abreiſe von Paris, wo ich die Herbſtferien des Jahres . . . zugebracht, und mich in dieſem reichbelebten Weltpanorama von Morgengrauen, bis in tiefſter Mitternacht umgeſehen hatte, wollte es der Zufall, daß ich noch im Theater des Variétes einen Freund, den Major Clermont vom erſten Garderegiment antraf.

Gut, Freundchen, daß ich Sie treffe! — rief er mir entgegen, der, beim Ausgange aus dem Schauſpielhauſe im Pelzmantel gehüllt, aus welchem nur das Geſicht mit dem gewaltigen Schnauzbarte hervorguckte, mir plötzlich zur Seite ſtand. Zum Abſchied werde ich Sie heute Abend nach einem Orte geleiten,

wohin ich Sie noch nicht führte, und den ich bald vergessen hätte.

Und wohin denn? fragte ich neugierig.

Begleiten Sie mich nur! lautete die Antwort.

Wir gingen, bogen rechts um das Theatergebäude und standen nach einigen Minuten vor einem großen, pallastähnlichen Bau.

Es war ein Spielhaus.

Mein Freund faßte mich bei der Hand. Wir traten in ein Vorzimmer.

Mehrere Marqueure beeilten sich, uns Hüte, Pelz und Mantel abzunehmen.

Eine Flügelthür ward darauf geöffnet, und ein großer Salon, prachtvoll bis in seine äußersten Winkel erhellt, nahm uns auf.

Eine bedeutende Anzahl Spieler umringte den grünen Tisch. Todesstille herrschte ringsum, nur von den monotonen Worten des Banquiers: Jeu fait! Rien ne va plus! Gagne! Perd! in Zwischenräumen unterbrochen.

Nichts wurde genossen; kein Tropfen labte die dürre Zunge der Spielenden; nur hie und da dampfte eine Cigarre: der Durst nach Gold forderte allein Befriedigung — Löschung. Man wußte sich beim Verlust am Spieltische zu beherrschen; nur ein unwillkürliches Zucken irgend eines Gesichtsmuskels, ein Einbeißen in die Oberlippe, ingrimmiges Lächeln oder ein wilder Blick des Auges waren Verräther des Innern.

Nachdem mein Freund einen Napoleond'or gesetzt hatte, den alsbald die Kelle des Croupiers an sich gezogen, entfernten wir uns vom Spieltische, die Länge des Saales langsam auf und abwandelnd.

In einer Ecke desselben stand ein saffiangepolsterter Sessel. Die Stelle, begann mein Freund, auf diesen Sessel hinzeigend, ist mir stets merkwürdig.

Hören Sie! Der Marquis . . ., ein junger, bildungsreicher Mann, gerieth in das Garn eines Abenteurers, der sein Vermögen im Spiel eingebüßt hatte, und nachdem nur noch darauf bedacht war, es durch fremdes Geld wieder zu gewinnen.

Der Glücksritter warf ſein Netz aus, und bald ward er des jungen Marquis Meiſter, der in ſeinem Garne zappelte. Beide beſuchten regelmäßig dieſen Spielſalon.

Sie ſpielten, erſt gering, dann wagten ſie höhere Points. Das Glück war ihnen günſtig, und es ſchien, als wolle es dem Abenteuerer durch des Spielgenoſſen Gold wieder in Beſitz ſeines verlorenen Vermögens ſetzen, denn ſchon am zweiten Spielabend theilten ſie ſich brüderlich den Gewinnſt von 20,000 Francs, und Jener meinte, des Marquis Debütrolle am Spieltiſche ſei nicht ganz verwerflich.

Mit dem Gewinne kehrte der Marquis heim, und beſchloß, ſeine Geliebte, mit der er lebte, zu überraſchen. Deshalb legte er ſeinen Gewinn unter ihre Serviette.

Sie erſtaunte, als ſie ihren Teller aufdeckte. Da er ihr ſein Glück entdeckte, erglühte ſie, aber gleich darauf ward ſie bleich wie der Tod.

Erfülle, begann ſie, eine Bitte! Verſprich mir die Erfüllung dieſes Wunſches.

Herzlich gern, erwiderte er, wenn ich's vermag.

Verſprich mir — nie wieder zu ſpielen! —

Ich verſpreche Dir's, war die Antwort.

Und mit einem Kuſſe beſiegelte er das Verſprechen.

Zwei Tage hielt er, was er verſprochen hatte. Er widerſtand dem Zureden ſeines Spielgenoſſen, der längſt wieder ſeinen Antheil am jüngſten Gewinne verſpielt hatte. Aber am dritten Abende war's um den Marquis geſchehen.

Der Abenteurer hatte Alles verloren; kein Heller hatte Quartier mehr in ſeiner Börſe. Er ſprach ſeinen Compagnon, den Marquis, um einige hundert Francs an, die er, da er ſie ihm zu geben verſprach, aber nur unter der Bedingung annehmen zu können erklärte, daß er mit ihm wiederum gemeinſchaftliche Sache mache.

Da er an den beiden Abenden, wo er allein geſpielt, ſtets verloren hatte, ſo konnte es nicht ausbleiben, daß ſein Spieleraberglauben dem Marquis einen Glücksſtern zuſchrieb, der auch ihm aufgehe, wenn er mit jenem gemeinſchaftlich weiter ſpiele.

Der Abend des dritten Tages dunkelte herein, und Beide waren alsbald am Spieltisch; aber des Ersteren Glücksstern war nicht aufgegangen. Alles ward eine Beute der Krallen der scharrenden Croupiers.

Der nächste Abend lächelte nicht holder; der Gewinn war bald dahin, ihm folgte der größte Theil des Vermögens des Marquis, und nach einem Monate ging er am Bettelstabe.

Er hatte Paris verlassen, sich von seiner Geliebten getrennt, die stets tiefer in den Abgrund der Verderbniß sank. In einem Gehölze, unweit Versailles, war eine armselige Hütte sein und seiner beiden Kinder Aufenthaltsort und — Betteln ihr Handwerk.

Von höchster Noth gedrängt, jeden Bissen erbettelnd, erlebten sie schreckliche Tage.

Dennoch war die Leidenschaft des Spieles nicht in seiner Brust erstorben; sie glich einem Wahnsinn, der sein Gehirn unwiderstehlich ergriffen hatte, der jede Kraft seiner Seele beherrschte, den die größte Armuth, der Mangel aller Mittel zum Lebensunterhalte nicht zu heilen vermochten.

Aber noch blinkte ihm ein Hoffnungsstern.

Sein Bruder lebte in glücklichen Verhältnissen fern in England, war indeß nach Amerika übergesiedelt und hatte lange Zeit nichts von sich hören lassen.

Der, also dachte er in seiner bis zum Aeußersten gesteigerten Noth, wird dein Retter sein. Reich und begütert kehrt er heim, und du kannst wiederum spielen. —

Mit solchen Hoffnungsgedanken beschäftigt, saß er eines Abends vor der Hütte allein. Drinnen schliefen schon seine Kinder.

Da wurden Rossestritte laut. Ein reisender Kaufmann, wie es schien, hielt auf seinem Pferde stille vor der Thür der Hütte, und fragte ihn, ob er ihn, der sich, vom Dunkel der Nacht überrascht, vom Wege verirrt habe, wohl auf den rechten Pfad geleiten wolle.

Gern, sprach der Gefragte und sprang auf.

Aber zugleich erwachten in ihm, beim Anblick des hochgefüllten Mantelsackes des Fremden Gedanken, welche ihm bis dahin fremd gewesen waren.

Zum Volk's Pitaval, Bd. 1 Lief. 1

Der Brüdermord.

Er eilte in die Hütte, ergriff die Holzart, barg ſie unter den Lumpen, die ſeines Leibes Blöße deckten, und führte des Kaufmanns Pferd am Zügel vorwärts.

Kaum einige hundert Schritte von der Hütte waren ſie entfernt, als er, wie im Wahnſinn, den Fremden vom Pferde zu Boden riß. Drei ſchreckliche Schläge der Art trafen ſeinen Schädel. —

Das Verbrechen war geſchehen. —

Haſtig ſchnallte er den Mantelſack vom Pferde und packte ihn auf die Schulter.

Da trat der Mond hinter den Wolken hervor, die ihn bis dahin verhüllt hatten, ſeine Strahlen fielen auf das blaſſe Geſicht der Leiche.

Starres Entſetzen erfaßte den Mörder. Wie vom Schlage getroffen, ſtürzte er zu Boden — der Ermordete war ſein Bruder.

Die Geiſter ſeines Lebens kehrten wieder zurück. In ſeiner ganzen Größe ſtand das Verbrechen vor ihm, der Henker auf der Guillotine im Hintergrunde vor ſeiner Fantaſie.

Da trieb's ihn, als würde er fortgeriſſen von unſichtbaren Furienhänden. Vor der Hütte brannte ein Feuer, das durch mehrere auf einander geworfene Baumzweige und Strauchwerk hoch empor ſchlug. Der Marquis ergriff ein noch brennendes Holzſcheit und ſtürzte in die Strohhütte. Wahnſinnig lachend, ſchleuderte er den Holzbrand wider die Strohwand der Hütte, und bald flackerten die Flammen lichterloh empor.

Brudermörder! heulte er, ſtürzte in die Gluth, die ſein und ſeiner Kinder Grab ward. Man fand am anderen Morgen ihre Gebeine verkohlt unter Schutt und Aſche.

Dort auf dem Seſſel ſaß der Marquis, als er im Spiele Alles verloren hatte, und rauſte das Haar. Ich habe ihn dort ſitzen geſehen.

Nicht weit von der Mordſtätte war ein Dörfchen gelegen. Dort fand, ich weiß nichts Näheres darüber, ein Feſt für die Bewohner des Dorfes nicht lange darauf ſtatt. Ueberall herrſchten Luſt und Jubel; man ſah nur heitere Geſichter bei Muſik und Tanz.

Da ſchlich unverſehens in den Kreis der Freude und des Jubels ein hageres, bleiches Weib, in abgetragenen Kleidern. Krank, bis auf den Tod ermattet, gleich einem gehezten Wilde, wankte ſie einher. Mitleidig gab ihr die Dorfwirthin einen Platz am Küchenheerde und Trank und Speiſe zur Labung. Kaum lieh ihr Fuß ihr dieſen lezten Dienſt, ſie bis zu jener Ruheſtätte zu tragen; nach dem Teller aber, den die Wirthin für ſie auf den Tiſch geſezt hatte, reichte die Hand der Erſchöpften nicht mehr.

Nach einer Stunde ſaß ſie da — eine Leiche. Angeſtellte Nachforſchungen ergaben, daß die Entſeelte die unglückliche Tochter des Lohnſchreibers war. Ihre ſterblichen Reſte wurden auf dem Dorfkirchhofe beigeſezt; ich rettete ſie, indem ich, unterrichtet von ihrer Ruheſtätte, in nächtlicher Zeit ſie aufgraben ließ. Ich habe ſie im Leben gekannt, ſie ſtand mir vor ihrem Unglück nahe, denn ſie war meine erſte Jugendneigung von der Schule her; ſie iſt im Tode die Genoſſin meines Lebens; das weibliche Gerippe auf meiner Stube iſt das Ihrige, mein Seciermeſſer verſuchte daran ſeinen erſten und einzigen Verſuch. So endete Mignon!

Alſo ſchließt die Aufzeichnung in der Handſchrift des Arztes, deſſen Papieren ſie entnommen iſt, mit dem Motto an der Stirn: „Wandelbar ſind die Geſchicke des Menſchen.“

XX.

Drei Tage vor dem Tode durch Henkershand.

Ein Meuchelmörder seiner Geliebten.

Zu Frisoithe vom Leben zum Tode gebracht am 5. August 1842.

Am 29. Januar 1841 wurde unweit Frisoithe im Großherzogthum Oldenburg die Leiche der 24jährigen Margarethe Janßen-Lucas, mit dem Gesichte im Schnee, unfern des über ein Feld führenden Fußweges, gefunden. Außer blutigen Fußspuren im Schnee, fand man eine große klaffende Schnittwunde am Halse des Leichnams, welche durch beide Halsmuskeln ging und ebenso Luft- und Speiseröhre fast ganz durchschnitt. Diese tödtliche Verwundung hatte der Lebenden ein fühlloses Ungeheuer beigebracht, Ahlrich Eilers. Die Gemordete war die geschwängerte Geliebte dieses Scheusals, die er mit der vorbedachten Mordabsicht spät Abends über das Feld geleitet, dort ihr zunächst mit der Ecke seines noch nicht geöffneten Taschenmessers einen Schlag an die linke Seite des Kopfes versetzt hatte, darauf sie zu Boden geworfen, sich mit den Knien über sie gesetzt, so daß er ihren Leib zwischen seinen Beinen gehalten, während dessen er ihr Gesicht mit der einen Hand fest in den Schnee drückte, nunmehr dem also bis zur Regungslosigkeit überwältigten Schlachtopfer mit dem, inzwischen mit den Zähnen und der linken Hand geöffneten Taschenmesser zwei starke Schnitte in den Hals beibrachte, und nach der That die Leiche an den Röcken einige Schritte

weiter vom Fußpfade wegzog, damit sie nicht noch am selben Abend gefunden werden sollte.

Also das Geständniß des Meuchelmörders. —

Und weshalb verübte er diese grauenvolle Mordthat? —

„Weil er sich nicht entschließen konnte, das Mädchen wider seiner Eltern Willen zu heirathen," und so faßte er, weil „er sich nicht anders helfen konnte," den Entschluß, durch heimlichen Mord alle Verlegenheiten auf einmal für sich zu beseitigen, obwohl er das unglückliche Opfer, wie sie ihm ihren Zustand entdeckte, tröstete und sie nicht zu verlassen gelobte.

Die Justizkanzlei zu Oldenburg verurtheilte ihn zur geschärften Todesstrafe; das Urtheil wurde in zweiter Instanz bestätigt und der Großherzog fand sich nicht bewogen, Gnade vor Recht ergehen zu lassen, und ließ der Gerechtigkeit ungehinderten Fortgang unter Aufhebung der Schärfung der Todesstrafe.

Am 2. August 1842 wurde dem Inquisiten das bestätigende Urtheil des Oberappellationsgerichts eröffnet, zugleich das die Aussicht auf Begnadigung ausschließende landesherrliche Rescript. Demselben ward alsbald eine geräumige, helle Gefängnißzelle zum Aufenthalt angewiesen, und um eine etwaige Selbstentleibung zu verhüten, ein Wächter im Zimmer ihm zugesellt, während zugleich draußen vor der Thür zu größerer Sicherheit noch eine Mannschaft gestellt war.

Der Referent und Urtheilsfasser, Hofrath von Buttel, besuchte ihn in diesem Gefängnisse. Ich traf ihn, erzählt er, kaum verlassen von seinem Beichtvater, in tiefer innerer Bewegung. In ergreifender Weise händigte er mir ein Buch wieder ein, das ich ihm geliehen. Ein ernster Kampf mit dem Zeitlichen wühlte läuternd in seiner Seele. Mit Kraft hörte er die Ankündigungen, daß er bis nach Frisoithe, dem Schauplatze seiner That näher, geführt werden würde, sowie auf seine hastige Frage: Wann? — zwar schmerzlich zuckend, aber fest — die Antwort, daß er den kommenden Freitag nicht überleben werde.

Dann fragte er, ob ihm ein Aufschub gewährt werden könne, und auf meine Gegenfrage: Warum? erwiderte er: er fürchte, nicht so schnell mit dem Himmel fertig werden zu können.

Meine Antwort war, ſich durch den Gedanken an eine Friſt nicht weiter mit dem Weltlichen zu verwickeln; er habe ſich jetzt mit Ergebung in ſein Schickſal zu fügen, und hange nur von der Stärke und Vollendung dieſer Ergebung ſeine alsbaldige und an die Länge der Zeit nicht gebundene Verſöhnung mit dem Himmel ab.

Der ihm beigegebene militairiſche Wächter, ein Sergeant, erwarb ſeine Zuneigung und verweilte aus freien Stücken zwei Nächte hindurch bei ihm. Nach des Erſteren Bericht las ihm derſelbe viel aus der Bibel vor, womit jener aber ſchon bekannt geweſen, namentlich aus der Paſſionsgeſchichte, während deſſen der Verurtheilte eifrig gebetet und ſich zu Gott gewendet habe; dabei ſei ihm aufgefallen, wie leicht und ſchnell derſelbe ſich aber unmittelbar darauf wiederum habe zuſammenfaſſen und einer anderen Gemüthsſtimmung ergeben können.

Derſelbe habe über die begangene That ſich nicht mitgetheilt, ſei leicht mißtrauiſch und gereizt geweſen, ſo daß etwaige Mittheilungen an die anderen Wächter nur in verſtohlener Weiſe durch Winke hätten geſchehen dürfen. Eſſen und Trinken hätten ihn beſonders angezogen, auch habe er die beiden Nächte über ſtets mehrere Stunden ruhig geſchlafen.

Einmal habe der Verurtheilte ihn dringend aufgefordert, ſich's bequem zu machen und ſein Seitengewehr abzulegen.

Dies habe er ihm zu Gefallen auch gethan, indeſſen den Säbel draußen hingehangen, aus Vorſorge, der Verurtheilte möge ſich die Gelegenheit zu einer Selbſtentleibung dadurch herbeiführen wollen.

Wie ein anderer Sergeant den Verurtheilten etwas ſcharf angeblickt, habe Letzterer ſich gegen einen Soldaten geäußert, wenn Jener ihn wieder ſo anſehe, ſo ſchlage er ihm auf's Maul; denn einen Tod könne er doch nur ſterben.

Ueberhaupt hätten die Soldaten der Wache vor dem ſchon durch ſeine Figur Eindruck machenden Verurtheilten ſich ſehr gefürchtet und ihm nicht getraut. Reue ſei an ihn gekommen, aber er habe auch leicht wieder einem anderen Eindrucke ſich hingegeben.

Der fünfte Auguſt war zur Hinrichtung zu Friſoithe beſtimmt. Das darüber vorliegende amtliche Protokoll giebt darüber nachſtehend ausführliche Auskunft.

Nachdem von der Juſtizkanzlei — alſo ſein Inhalt — auf den ihr deshalb erſtatteten Bericht des Referenten, Hofraths von Buttel, die Stadt Friſoithe reſp. ein freier Platz in deren nächſter Umgebung zum Ort der Hinrichtung und der Tag derſelben auf heute beſtimmt war, ſo hatten ſich geſtern der Referent und der unterzeichnete Secretair, in Begleitung des Pfarrers Kleikamp, Seelſorgers des Inquiſiten und des Boten der Juſtiz-Kanzlei nach Friſoithe begeben, um die erforderlichen letzten Anordnungen zu treffen. Es wurde deshalb zunächſt den Beamten des Amts Friſoithe, dem geweſenen Unterſuchungsrichter und dem Gerichtsarzte, dann dem die Truppenabtheilung von 150 Mann kommandirenden Offizier und zuletzt den beiden, zur Begleitung des Inquiſiten auf ſeinem letzten Gange erwählten Geiſtlichen über die Morgen zu beobachtende Ordnung das Nöthige mitgetheilt, auch denſelben Abſchriften des darüber verfaßten Programms eingehändigt.

Von dem Amtmann zu Friſoithe wurde dabei bemerkt, daß von den Eingeſeſſenen die Vollſtreckung des Todesurtheils entſchieden gebilligt würde, ſowie, daß die Einwohner von Strücklingen ihre Freude darüber zu erkennen gegeben, daß die erkannte Strafe nicht in ihrem, durch die Laſt des Verbrechens ſchon ſo ſehr gedrückten Kirchſpiels vollzogen werden ſolle.

Abends um 7 Uhr war der Verurtheilte unter ſicherer Bedeckung zu Friſoithe eingetroffen und in das Amtsgefängniß abgeführt, wo er durch einen in ſeiner Zelle anweſenden und zwei vor derſelben aufgeſtellten Dragonern bewacht wurde.

Da der Verurtheilte ſchon in Oldenburg den Wunſch zu erkennen gegeben, noch einmal ſeine Eltern zu ſehen, ſo hatte man durch das Amt Friſoithe dieſen Wunſch denſelben bekannt werden laſſen.

Der Aufforderung des Pfarrers, ſich zuſammen zu nehmen, während der Anweſenheit ſeiner Eltern, entſprach er; er unterdrückte ſein anfängliches Schluchzen und war ſelbſt bemüht, ſeine

tiefbewegte Mutter zu tröſten. Sodann mahnte er ſelbſt zum Aufbruch und nahm mit den Worten: Lebe wohl, Mutter! auf fröhliches Wiederſehen! Abſchied. Eine Thränenfluth folgte dem Scheiden. Nach halbſtündigem Beiſammenſein verließen ihn Vater und Mutter.

Um 8 Uhr Abends begannen Zimmerleute auf dem Markte zu Friſoithe das Gerüſt aufzuſchlagen, auf welchem am andern Morgen das Gericht gehegt werden ſollte.

Das Schaffot ward während der Nacht an dem dazu beſtimmten Orte unweit der Stadt aufgebaut.

Gegen 9 Uhr Abends meldete auch der Scharfrichter aus Hannover ſeine Ankunft mit den Halbmeiſtern aus Oldenburg und Cloppenburg.

Von 6 Uhr Morgens an wurden die Eſtrade auf dem Markte und das Schaffot vor der Stadt durch berittene Poſten und Infanterie bewacht.

Um 8½ Uhr verſammelte ſich zum „feierlichen" Zuge zum Richtplatze das Beamtenperſonal im Amthauſe zu Friſoithe und begab ſich zum Gefangnenhauſe, in das Gefängniß des Verurtheilten, dem angekündigt wurde, daß ſeine letzte Stunde gekommen ſei, und er den Weg des Gerichts nunmehr anzutreten habe.

Schweigend und gefaßt nahm der Verurtheilte die Worte auf.

Er wurde ſodann vom Gefangnenwärter mit einem grauen Kittel bekleidet und mit einer ſchwarzen Tafel, (1 Fuß breit und 8 Zoll hoch) worauf mit weißen Buchſtaben das Wort: Mörder zu leſen war, auf Bruſt und Rücken behangen. Eine leichte Eiſenkette ging von der Hand zum Fuß; ſein Haupt blieb unbedeckt.

Nachdem der Verurtheilte inmitten zweier Geiſtlichen und unter Bedeckung der ihn bewachenden Dragoner aus dem Gefängniſſe geführt worden, ſchritt der Zug in nachfolgender Ordnung voran:

Voran marſchirte die Hälfte der Militärabtheilung, (25 Mann Infanterie). Nach einem kleinen Zwiſchenraum folgte der Juſtiz-Kanzleibote auf einem ſchwarzen Kiſſen das weiße Stäbchen tragend, dann die Deputation der Juſtizkanzlei in Amtstracht, hinter derſelben der Amtsbote, die Akten in einer Taſche tragend.

Nach einem kleinen Zwiſchenraume folgten der geweſene Unterſuchungrichter, der Gerichtsarzt, mit mediciniſchen Mitteln gegen Ohnmacht und zur etwaigen Stärkung des Verurtheilten verſehen, die Beamten des Amts Friſoithe, der Bürgermeiſter der Stadt und der landesherrliche Vogt im Sauterlande; hierauf unter Vortritt von zwei Polizei-Dragonern zu Fuß der Verurtheilte in Mitte der Geiſtlichen.

Der Zug ſetzte ſich gemeſſenen Schrittes nach dem Markt in Bewegung, der Eſtrade zu.

Auf derſelben ſtanden ein mit ſchwarzem Tuche behangener Tiſch und zwei ebenſo behangene Stühle.

Von der rechten Seite auftretend, legte der Kanzleibote das Kiſſen mit dem Stäbchen in die Mitte des Tiſches, der Amtsbote, von der linken Seite das Gerüſt betretend, die Aktentaſche auf den für den Sekretair beſtimmten Platz.

Die Deputation des Kriminalgerichts betrat die Eſtrade und ſtellte ſich vor den Stühlen an den Tiſch, der Hofrath von Buttel vor denſelben, der Sekretair links zur Seite; der Kanzleibote blieb links, der Amtsbote rechts neben dem Gerüſte ſtehen; die übrigen Perſonen verweilten im Rücken deſſelben.

Der Verurtheilte, unter Aufſicht des Gefangnenwärters und der begleitenden Dragoner, wurde auf einen vor die Eſtrade geſtellten Stuhl geſetzt. Hinter ihm die Geiſtlichen, links etwas weiter zurück der Scharfrichter. Das Militair ſchloß um das Ganze einen Kreis; hinter demſelben hielten berittene Dragoner, erforderlichen Falls dem Drängen des zahlreich verſammelten Volkes zu wehren.

Da erhob der Deputirte der Juſtizkanzlei ſtehend die Hand zum Zeichen allgemeiner Stille und ſprach:

Kraft meines Amtes als Abgeordneter der Großherzoglichen Juſtizkanzlei des Kriminalgerichts zu Oldenburg, befehle und gebiete ich Frieden und Stille. Als verordneter Diener der Gerechtigkeit, die da richtet über Leben und Tod, erſcheine ich hier zur Vollſtreckung eines Urtheilsſpruches, damit nicht minder dem Geſetze, dem wir Alle unterthan ſind, über das Verbrechen ſeine ſiegende Macht bewahrt bleibe, als auch damit einem Frevler, der ihm

gebührende Lohn zu Theil werde. Sehet hier den Schuldigen, dem es gilt, und Ihr leſet auf Bruſt und Rücken das Verbrechen, das alſo heute den letzten vollen Ernſt des Geſetzes wider ihn bewaffnet hat. Sein ſchwerer Name iſt Mord.

Damit aber ein Jeder ſichere Kunde erlange von der That und zugleich Allen die Gerechtigkeit des erfolgten Spruches im Innern klar werde, ſo vernehmet in Kurzem die Geſchichte.

Nachdem die Deputation, die bis dahin geſtanden, ſich niedergelaſſen, verlas der Juſtizkanzlei-Abgeordnete dieſelbe, und fuhr dann fort:

Jede That aber ſoll ihren Lohn empfangen nach ihrem Werthe. Vernehmt daher jetzt, welches Urtheil dem Inquiſiten geſprochen worden.

Hierauf erhob ſich der Sekretair und verlas, während das Militair auf erfolgtes Kommando das Gewehr präſentirte, das Urtheil der Juſtizkanzlei, worauf der Deputirte wieder das Wort nahm:

Bei ſo ſchwerer Strafe befiehlt das Geſetz eine abermalige Prüfung, und ſo iſt nach abermaliger Vertheidigung vom Großherzoglichen Oberappellationsgericht das letzte Urtheil ergangen.

Der Sekretair verlas hierauf das beſtätigende Erkenntniß jenes Gerichtshofes.

Aber auch dieſes letzte Urtheil, fuhr der Hofrath von Buttel fort, das den Tod verhängt, bedarf zuvor noch, ehe es vollſtreckt wird, der Landesherrlichen Erklärung, ob nach Maßgabe des Falles etwa Gnade vor Recht ergehen ſoll, und ſind demnach auch die Akten zu ſolchem Zweck dem Landesfürſtlichen Kabinet vorgelegt worden. Vernehmt die erfolgte höchſte Entſchließung!

Hierauf erhob ſich der Commiſſar von ſeinem Sitze, und der Sekretair verlas das Reſcript des Großherzogs.

Auf einen gegebenen Wink wurde hierauf der Verurtheilte vom Amtsſchließer auf die Eſtrade geführt, und, nachdem das Militair auf Kommando des Offiziers das Gewehr wieder in Arm genommen, von dem Kommiſſar alſo angeredet:

Demnach alſo, Alrich Eilers, iſt und bleibt für die That, die du begangen, dein Leben verwirkt; jedoch iſt die von den Gerichten erkannte Schärfung (vorherige Ausſtellung am Pranger) in Gnaden dir erlaſſen werden.

Der Gerichtsbote überreichte ſodann den Stab auf dem Kiſſen dem Kommiſſar, der, den Stab erhebend, alſo fortfuhr:

Und wie ich daher gegenwärtig dieſen Stab zerbreche, ſo zerreiße ich das Band der Berechtigung, das dich an das Leben knüpft, in Anerkennung und Vollführung der ſtrenge richtenden unverbrüchlichen Gerechtigkeit, welche durch Aufopferung deines verbrecheriſchen Daſeins zu verſöhnen, auch du ſelbſt nach deinem beſſeren Theile wirſt wünſchen müſſen. Möge ſonach Gottes innerer Friede in dir aufgehen, dich geleiten und dich ſtärken.

Als der Stab in drei Stücke gebrochen ward, wurde gleichzeitig die ganz in der Nähe befindliche große Kirchenglocke in langſamen Pauſen angeſchlagen.

Hierauf trat auf vorgängigen Wink der Scharfrichter vor, und der Kommiſſar ſprach weiter:

Somit habe ich gethan, was meines Amtes. Jetzt, Nachrichter, verrichte das Deinige; denn Dir übergebe ich nunmehr dieſen Schuldigen, damit derſelbe in Vollſtreckung des Urtheils mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werde. —

Alſo geſchehe es! — —

Jetzt bildete ſich der Zug in der Richtung, der nach dem Santerlande führenden Straße, worauf die halbe Militairabtheilung, dann der Verurtheilte in der beiden Geiſtlichen Mitte, worauf zwei Dragoner zu Fuß, hinter ihm der Scharfrichter mit ſeinen Leuten und zwei Fußdragonern, hierauf die Gerichtsdeputation. Demnächſt ſchloſſen ſich die übrigen Beamten an. Die zweite Hälfte der Truppen ſchloß den Zug, dem ein bereit gehaltener Leiterwagen folgte, falls der Verurtheilte ſich außer Stande befinden ſollte, den Weg zu Fuß zu wandeln.

Unter fortwährendem langſamen Anſchlagen der Kirchenglocke bewegte ſich der Zug zum Thore hinaus, worauf das Geläute verſtummte. —

Etwa 800 Schritte vor der Stadt liegt unmittelbar am Wege eine kleine Wallfahrts- und Betkapelle. Die ringsum gelegenen, amphitheatraliſch erhöhten, bereits abgeernteten Felder gewährten der zahlreich herbeigeſtrömten Menge von Zuſchauern hinreichenden Raum.

Auf dem tiefer liegenden Wege, Angeſichts der Kapelle, erhob ſich das Schaffot, 8 Fuß hoch, 15 Fuß in's Gevierte, mit einem Geländer eingefaßt; eine breite, nach der Stadt gekehrte Treppe führte hinauf.

Hier angekommen, ſchloſſen beide Truppenabtheilungen vereint einen geräumigen Kreis.

Feſten Schrittes, jedoch mit niedergeſchlagenem Auge, ging der Verurtheilte, der den ganzen Weg zu Fuß zurück gelegt hatte, in der Mitte der Geiſtlichen, unter Vortritt der Leute des Scharfrichters und gefolgt vom Letzteren, die Stufen des Schaffots hinauf, und ſtellte ſich hinter den darauf ſtehenden Stuhl, welcher der Kapelle und damit zugleich dem Wege zugewandt war.

Hier wurden ihm ſeine Feſſeln abgenommen, wobei er ſelbſt behülflich war. Nach einer kurzen, mit ihm gepflogen Unterredung traten die Geiſtlichen zurück.

Der Verurtheilte blieb ruhig, aber geſenkten Hauptes ſtehen, und ſchien zu beten. Die Berührung des Scharfrichterknechtes, der ihm vielleicht etwas vor Beendigung des Gebetes nahte, wies er unwillig von ſich.

Er trat dann ſelbſt von freien Stücken vor und ſetzte ſich ohne Haſtigkeit, anſcheinend ruhig ergeben, auf den Stuhl, an den er, nachdem ihm das Haar im Nacken abgeſchoren, und die Kleidungsſtücke um denſelben gelöſt waren, mittelſt eines Riemens über Bruſt und Arme feſtgeſchnallt wurde.

Als der Scharfrichterknecht mit der Binde um die Augen nahte, blickte der Verurtheilte noch einmal auf und ließ ſich ruhig

die Augen verbinden. Der Knecht band ſodann noch einige Rieme (einen ſogenannten Zaum) um den Kopf, deren Enden er oben zuſammenfaßte, und an denen er den Kopf herüberzog.

Indeß war der Scharfrichter an des Verurtheilten rechte Seite getreten, das breite Richtſchwert in der Rechten.

Gott ſei mir gnädig! ſprach der Verurtheilte mit vernehmbarer Stimme.

Da blitzte das Schwert im Sonnenſcheine, und mit Einem Hiebe trennte es das Haupt des Verurtheilten vom Rumpfe.

Nach allen vier Seiten zeigte der Scharfrichterknecht dem Volke den blutigen Kopf; der Stuhl mit dem Rumpfe wurde umgeſtoßen, und das Blut floß zur Erde nieder.

Die verſammelte Menge ließ nach kurzer Pauſe, nachdem der Schwertſtreich gefallen, einen lauten, aber nicht überlauten Beifallsruf ertönen, der ſich mehrfach erneuerte.

Ein unter der Treppe des Schaffots unter Stroh verborgener, ſchwarzer Kaſten, aus rohen Brettern viereckig und gradwinklig zuſammengenagelt, wurde auf das Schaffot gebracht, der Leichnam und Kopf hineingelegt und der Sarg zugenagelt; darauf unmittelbar hinter der Kapelle in einer bereits gegrabenen Grube in die Erde von des Scharfrichters Leuten verſcharrt.

Der Zug begab ſich in der vorigen Ordnung vom Richtplatze zur Stadt zurück und dort auseinander.

Der Beerdigungsplatz hinter der Kapelle, innerhalb deren Umkreiſes war unter Zuſtimmung der Geiſtlichkeit und Bewilligung der Ortsobrigkeit gewählt.

Das Aelteſtenthum regte ſich darüber in einem öffentlichen Organe des Landes, und erklärte einen in der Nähe gelegenen „Quaſt-Schindanger" für eine angemeſſenere Ruheſtätte der Gebeine des Verbrechers.

Ein Gegenartikel aus der Feder des bei der Todesurtheilsvollſtreckung anweſenden protokollirenden Sekretairs wies den Aelteſten zurück.

„Die Zeiten ſind vorbei, ſo ſchloß er, wo die Rache des Geſetzes noch am Leichnam des Verbrechers ſich ſättigt. Quaſt-

Schindanger ſind keine Plätze mehr, wo die Gerechtigkeit ihr ſchwerſtes Opfer verlangt. Vielmehr war die Ausſicht vom Schaffot auf die kleine Betkapelle am geeignetſten, den Verbrecher in den entſcheidenden Augenblicken von ſeiner irdiſchen Umgebung abzulenken und in ſeines Gottes unmittelbarſte Nähe zu bringen.“*)

*) Man leſe zum Vergleich mit dieſem faktiſchen Bericht über die drei Tage vor dem Tode durch Henkershand die klaſſiſche pſychologiſche Schöpfung des größten franzöſiſchen Dichters der Gegenwart, Victor Hugo, unter dem Titel: „Die letzten Tage eines Verurtheilten.“

XXI.

Charlotte Corday, die Mörderin Marat's.

Hiſtoriſche Kriminalgeſchichte.

Es giebt Tugenden, die als Verbrechen gerichtet, und Verbrechen, die als Tugenden belohnt werden.

Jean Paul.

In einer breiten, belebten Straße der Stadt Caen in der Normandie iſt ein altes Gebäude im Hintergrunde eines Hofes gelegen, welches unter dem Namen Grand-Manoir allen ſtädtiſchen Bewohnern bekannt iſt und durch ſein Alter und die Eigenthümlichkeit ſeiner Bauart auffällt. Zeit und Wetter haben die grauen Mauern geſpalten und Regen und Hagel ſie ausgewaſchen. In einem Winkel des Hofes erhebt ſich ein ſteinerner Brunnen, rings mit grünem Mooſe bedeckt; eine niedrige enge Thür, deren Pfeiler oben in einem Bogen zuſammenlaufen, läßt die ausgetretenen Stufen einer Wendeltreppe ſehen, die in das erſte Stockwerk führt. Zwei Fenſter mit Kreuzſtöcken, deren achteckige Scheiben in Blei gefaßt ſind, erhellen mit ſpärlichem Lichte die Treppe.

In dieſem düſteren alterthümlichen Gebäude lebte im Jahre 1793 die Eigenthümerin deſſelben, Frau von Bretteville mit Namen, eine arme kinderloſe Wittwe, hochbetagt und gebrechlich; ſie hatte ſeit einigen Jahren eine junge Verwandte zu ſich genommen und erzogen, um eine Stütze in ihrem einſamen Alter um ſich zu haben.

Dieſes junge Mädchen war eine Enkelin des großen franzöſiſchen dramatiſchen Dichters Corneille, damals vierundzwanzig Jahre alt. Ernſt, anmuthig, eine glänzende Schönheit, trug ihr Aeußeres das Gepräge des ſtillen Aufenthalts und einſamen Lebens

Zum Volks Pitaval, Bd. I. Taf. 3.

Charlotte Corday

zur Schau. Sie war allen Bewohnern ihres Stadtviertels bekannt, die ſie des Sonntags mit der alten Tante zur Kirche gehen ſahen, oder ſie durch die Thür hindurch beobachteten, wie ſie ſtundenlang im Sonnenſcheine auf der Stufe des Brunnens ſaß und in einem Buche las.

Das Mädchen war ſchlank und von hohem Wuchſe; ihr Gang und ihre Bewegungen waren anmuthig und natürlich, in ihrer Geſichtsfarbe miſchten ſich das Feuer des Südens mit dem Ausdrucke des Nordens; ihr Haar erſchien ſchwarz, wenn es dicht um den Kopf geſchlungen war, oder in zwei Wellen über der Stirn auseinanderfiel; es hatte einen goldenen Schein an den äußerſten Enden der Flechten, gleich wie die Aehre im Sonnenlichte glänzender iſt als der Halm. Ihre großen Augen wechſelten gleichſam ihre Farbe, und erſchienen blau, wenn ſie nachdachte, faſt ſchwarz, wenn ſie lebhaft aufgeregt war; die langen Wimpern waren dunkler als das Haupthaar, die Naſe, ſich in unmerklichem Bogen an die Stirn anſchließend, in der Mitte leicht gekrümmt, die Lippen ſcharf gezeichnet; das durch ein Grübchen getheilte Kinn gab dem unteren Theile ihres Geſichts den Ausdruck männlicher Entſchloſſenheit, der einen eigenthümlichen Gegenſatz zu der ganzen weiblichen Anmuth ihrer Linien bildete. Ihre Wangen vereinten Friſche der Jugend und feſte Rundung der Geſundheit. Ihre Tracht ſtand im Einklang mit der Mäßigkeit ihres Vermögens und der Zurückgezogenheit ihres Lebens; ſie verſchmähte alle Kunſtgriffe und Launen der Mode, und verließ ſich auf die Natur.

Sie hieß Charlotte Corday d'Armans, obwohl edler Herkunft, in einer Hütte des Dorfes Ligneries, unweit Argentun geboren: das Unglück empfing ſie bei ihrem Eintritt in's Leben, von dem ſie auf dem Schaffote ſcheiden ſollte. Ihr Vater war einer jener Landedelleute, welche die Armuth mit dem Bauer zuſammen wirft. Das Land, das dieſer Bauernadel in kleinen unveräußerlichen Beſitzungen bebaute, ernährte ihn allein. Herr von Corday verband mit dieſer ländlichen Beſchäftigung ein lebhaftes Intereſſe für Politik und Literatur; ſein Elend und ſeine Unthätigkeit marterten ihn; er hatte einige Gelegenheitsſchriften gegen den Deſpotismus und das Recht der

Erstgeburt geschrieben im Sinne der bald darauf ausbrechenden Revolution, die er aus voller Seele wünschte. So lebte er dumpf hin in seinem kleinen Lehngute im Schoße seiner Familie; der Kummer hatte seine Gattin getödtet; Charlotte war das zweite ihrer Kinder, die mit ihren beiden Schwestern in eine Frauenabtei zu Caen trat, als sie 13 Lebensjahre zählte. Bei Aufhebung der Klöster war sie 19 Jahre alt; ihre alte Tante nahm sie zu sich ins Haus. Sie wurde, 24 Jahre alt, die Mörderin Marat's.

Die beiden Namen — Corday und Marat — gemahnen an eine Zeit, welche die Menschheit im größten Glanze ihrer Tugenden und Vorzüge, in der tiefsten Entartung ihrer Laster und Leidenschaften erkennen ließ. Es war die Zeit der ersten französischen Revolution, die mit allem ihrem Grausen, Greuel und Entsetzen in Frankreichs Gauen wüthete, allen Gefühlen und Trieben freiesten Lauf lassend, alle Leidenschaften und Begierden der Menschenbrust entfesselnd. Wie der Tiger, gereizt und gestachelt von seinem gewissenlosen Wärter, durch das Eisengitter seines Käfigs bricht, so stürzte damals das Volk auf seine Dränger und Treiber, und mordete in Verblendung und Grimm Schuldlose und Schuldige sonder Wahl und Erwägung, nur den Einflüssen des Augenblicks dienstbar. Es war eine grauenhafte, blutige Zeit.

Fast siebenzig Jahre hindurch waren Frankreichs Regierungen nur provisorisch. Es erschienen und verschwanden nach einander die alte Monarchie, die constituirende Regierung mit dem Versuche einer Repräsentativverfassung, die gesetzgebende Versammlung mit einer Interimsregierung, der Konvent mit seiner Gewaltherrschaft, das Vollziehungsdirektorium mit seinem Lieferanten-Gouvernement, der achtzehnte Brumaire mit den drei Konsuln, Bonaparte und sein Konsulat, Napoleon I. mit dem Kaiserreich, die erste Restauration mit den älteren Bourbonen, unter Ludwig XVIII., die hundert Tage Napoleons, die zweite Restauration mit der Regierung der Doctrinaire, der Emigranten und Jesuiten unter Karl X., die Julidynastie Orleans mit dem unveränderlichen Gedanken, ihr Sturz durch die Februarrevolution, die Republik, die Präsidentschaft Louis Napoleons, Napoleon III., Kaiser der Franzosen in Folge des Staatsstreichs.

Das iſt die Reihenfolge der verſchiedenen Regierungsformen Frankreichs, ſie begreift den ausgebildetſten Deſpotismus und das Regiment der äußerſten Zügelloſigkeit in ſich.

Die Zuſtände unter der alten Monarchie, welche die erſte Revolution ſtürzte, waren in jeder Hinſicht nach allen Richtungen hin wahrhaft grauenerregend und beiſpiellos, im Laufe der Zeit bis zu ſchwindelnder Höhe geſteigert, zu den ſchroffſten Gegenſätzen hinauf, bis es nur Bevorrechtete und Unterdrückte, Beſitzende und Beſitzloſe im Lande gab. Das Finanzweſen war in äußerſter Zerrüttung durch eine Maſſe unrichtiger, nothgedrungener und gefährlicher Finanzoperationen und verkehrter Finanzmaßnahmen, der Staatsſchatz leer bis auf den letzten Heller, Bauern- und Bürgerthum waren von der Ueberlaſt der Steuern erdrückt, Adel und Klerus ſteuerfrei, die Staatspapiere entwerthet.

Durch Necker, ſeinen Finanzminiſter, vermocht, erließ König Ludwig XVI. den Befehl zum Zuſammentritt der Reichsverſammlung in Verſailles unterm 24. Januar 1789. Der Wahlkampf begann, mit ihm zugleich ein publiciſtiſcher Federſtreit für und wider den königlichen Erlaß in einer ungezählten Zahl von fliegenden Blättern und Schriften; in ihrer erſten Reihe ſtand des Abbé Sieyes berühmte Schrift: „Was iſt der dritte Stand?“

Was iſt der dritte Stand? fragt er und antwortet: Alles. Was iſt er bis heute in ſeiner politiſchen Bedeutung? — Nichts. Was verlangt er? — Etwas zu ſein. — Der dritte Stand, fährt er fort, iſt in Wahrheit das Volk; 25 Millionen ſtark, tritt es 80,000 Geiſtlichen und 120,000 Junkern gegenüber, die ohne ihn — Nichts ſind.“

Und dieſer dritte Stand, der „Rieſe Volk“ erhob ſich gegen jene beiden bevorzugten Kaſten, die durch uſurpirte Privilegien hervorgerufen waren, in deren Händen faſt Alles zum unbeweglichen Eigenthum geworden, die, eine geringe Zahl, der beraubten Nation feindlich gegenüber ſtanden. Alle Staatsämter lagen in der Hand der einen Kaſte; faſt zwei Drittel des Bodens des ganzen Landes war Adelsgut und geiſtliche Pfründe, das letzte Drittel des Volkes Eigenthum. Das Volk bezahlte dem Könige die Steuern, dem

Adel die Lehnsgefälle, dem Clerus den Zehnten, und mußte noch zudem ſich die Verwüſtungen ſeiner Felder durch adlige Jäger und geſchontes Wild ohne Widerſpruch gefallen laſſen. Selbſt die Verbrauchsſteuern laſteten großentheils auf dem Volke allein; dabei war ihre Erhebung drückend; die Vornehmeren blieben ungeſcheut im Rückſtande, das Volk dagegen, gemißhandelt und zur Haft gebracht, war verdammt, beim Mangel genügenden Erwerbes mit ſeiner Perſon zu zahlen. So nährte es mit ſeinem Schweiße und ſchirmte mit ſeinem Blute die höheren Klaſſen der Geſellſchaft, während es kaum ſelbſt erſchwingen konnte, womit es ſein Leben zu friſten vermochte. Dazu war die Rechtspflege in den Händen von Grundbeſitzern oder von Magiſtratsperſonen, deren Stellen käuflich waren, ſchleppend, partheiiſch, koſtſpielig, in Kriminalſachen grauſam und unmenſchlich, die perſönliche Freiheit durch geheime Haftbefehle (lettres de cachet) gefährdet, die Preßfreiheit durch Cenſoren vernichtet, der Staat ſchlecht nach Außen vertheidigt, verkauft von Ludwig's XV. Maitreſſen, verrathen von Ludwig's XVI. ſchwachen Miniſtern, ſo daß Mirabeau in der Nachtſitzung des 4. Auguſt 1789, wo die „Erklärung der Menſchenrechte" beſchloſſen ward, ſagte: „er kenne nur drei Mittel, in der Geſellſchaft fortzukommen, als Dieb, Bettler oder Beſoldeter."

Es war die Bartholomäusnacht des Feudalismus. Mit der ganzen kraftglühenden Beredtſamkeit ſchilderte Camille Desmoulin die Folgen dieſer in jener Nacht gefaßten Beſchlüſſe, indem er ſagte:

„Franzoſen! Wollt Ihr nicht ein Feſt ſtiften zum Andenken dieſer unſterblichen Nacht, die uns aus der Sklaverei Egyptens befreite? Sie nahm dem Pabſt die Schlüſſel des Himmels und übergab ſie dem guten Gewiſſen. Künftig wird er keine Abgaben mehr erhalten wegen unſchuldiger Liebkoſungen zwiſchen Vettern und Nichten; der rüſtige Oheim kann bei ſeiner jungen Nichte, wenn er ſie ehelicht, ſchlafen, ohne nöthig zu haben, eine Dispenſion für ihre Jugend zu ſuchen. Dieſe Nacht zerſtörte die Tyranney der Juſtiz, ſie ſchaffte die käuflichen Richterſtellen ab und befreite das Land vom Drucke ſeiner Parlamente und Gerichtshöfe. Sie nahm uns die Gerichtsbarkeit des Adels, den

Sterbefall und die Frohndienſte, und befreite das Land der Franzoſen von allen Spuren der Knechtſchaft.

Dieſe Nacht gab uns die Rechte der Menſchen wieder, erklärte alle Staatsbürger für gleich, und gab jedem von ihnen auf Aemter und Ehrenſtellen gleiche Berechtigung. Sie entſchied, daß bürgerliche, geiſtliche und militairiſche Stellen nicht mehr dem Gelde, der Geburt, dem Prinzen, ſondern der Nation und dem Verdienſte gehören. Dieſe Nacht nahm der Frau von Bearn ihre Penſion von 80,000 Franks, welche ſie für ihre Frechheit erhielt, womit ſie die Frau von Dubarry, die täglich 30,000 Franks Einnahme hatte, der königlichen Familie und dem Hofe vorſtellte. In dieſer Nacht verlor Madame Despremenil ihre Penſion von 20,000 Franks, die ſie wegen einer andern Nacht erhalten, in welcher ſie bei einem Miniſter ſchlief. Dieſe Nacht ſchaffte die Mehrzahl der geiſtlichen Pfründen ab; ein Cardinal de Comenic verlor ſeine 30 Präbenden; der Prinz von Soubiſe, der Held von Roßbach, verlor ſeine jährliche Penſion von 1,500,000 Franks, der Baron von Beſenval ſeine 7 oder 8 Gouvernements. Dieſe Nacht machte den Dorfpfarrer Gregoire und den Abbé Sieyes zu Biſchöfen, und hob alle Zünfte und Privilegien auf; ſie verjagte die Verkäufer aus den Tempeln der Juſtiz. Die Gerechtigkeit wird künftig die Klagen der Armen und Unterdrückten unentgeltlich anhören. Die Advokaten ſind verſchwunden, welche die Kunſt zu reden als Monopol behandelten und ausſchließend das Recht beſitzen wollten, alle Prozeſſe des Königreichs zu führen. Traurige Nacht für Gerichtshöfe, Schreiber und Pedelle, für Prokuratoren und Sekretaire, für ſalliciirende Schönheiten, Advokaten, Thürſteher und Alle, die vom Raube lebten! Unglückliche Nacht für alle Blutegel des Staats, für Generalpächter, Höflinge und Abbés! Dreimal glückliche Nacht für Alle, weil nun der Weg zu Ehren und Aemtern Allen offenſteht, weil jetzt kein Unterſchied ſtattfindet als derjenige, den Tugenden und Talente machen. Unſterblicher Chapelier, der du in jener glücklichen Nacht denn Vorſitz führteſt, warum endigteſt du dieſe Sitzung ſo früh? Warum hörteſt du die Uhr in einer Verſammlung ſchlagen, die ganz von Patriotismus und Enthuſiasmus

begeistert war? Hättest du nur noch 2 Stunden lang diese Sitzung fortgesetzt, so würden alle Mißbräuche in Frankreich abgeschafft gewesen sein; die Sonne wäre dann über ein Volk von Brüdern aufgegangen und hätte eine Republick gesehen, vollkommner als die Republik des Plato! —

Gleich einem riesigen Alp lastete also der Druck vor dem Ausbruche der Revolution auf dem französischen Volke. Der Hof vergeudete das Blut desselben, und Adel und Clerus lebten von dessen Mark. Darin theilten sich die Maitressen und Kuppler, Spione und Spieler, Höflinge und Faullenzer, Heuchler und Schurken. Die Pensionsliste, das rothe Buch und der Almanach von Versailles wiesen nach, wie man die Steuern verschwendete. Monsieur, des Königs Bruder, bezog jährlich 14,000,000, der Graf Artois 15, und zur Deckung seiner Schulden 8,000,000. Im Personal des Königs war ein Kapitain der Maulesel, ein Kapitain der Windhunde, ein Chef der Portchaisenträger und mehrere dergleichen privilegirte Müßiggänger. Der Adel wetteiferte in Schwelgerei und Vergeudung mit dem Hofe; die Geistlichkeit bezog allein aus ihrem Grundbesitze 150,000,000. Die Freiheit der Bürger war auf die schrecklichste Weise gefährdet; ein Wink einer Maitresse des Königs, eines Ministers, eines Polizeilieutenants, und ein ehrlicher Mann, der das Unglück hatte, ihnen zu mißfallen, ward lebenslänglich in einen Kerker gesperrt, lebendig begraben in seinen Mauern, ohne Sonnenlicht, ohne andern Laut zu hören, als das Klirren seiner Ketten, das Geräusch der Kerkerschlüssel, das Geächz der Kerkerthür und die Stimme des Kerkermeisters. Daher die Wuth des Volks gegen die Bastille, worin diese Unschuldigen schmachteten; ihre Erstürmung war der erste Akt der Volksjustiz; daher die Verurtheilung des Königs zum Tode, in welchem es „allein den verantwortlichen Wähler von sechs verantwortlichen Monarchen, den Ministern" sah. — —

In dieser Zeit des revolutionairen Kampfes wurde, und zwar am 12. September 1789, in den Straßen von Paris ein Blatt in seiner ersten Nummer zum Verkauf ausgeboten, „der Pariser Publicist" mit Namen, den es später mit dem Titel: „der Volksfreund" (l'ami du peuple) vertauschte, und welches die Wahr-

heit des Ausspruches von L. Blanc bewahrheitete: „Bücher und Schriften machen die Weltgeschichte.“ Es erschien täglich und kam den Pariſern mit dem Frühſtück zugleich in die Hand, bis zum Tode ſeines Herausgebers und Verfaſſers, dem 14. Juli 1793; es hatte mithin mit mehrfachen Unterbrechungen von noch nicht vier Jahren, wirkte aber tauſendfach mehr, als die ganze deutſche publiciſtiſche periodiſche Preſſe von ihrem Beginn bis zur Stunde. An der Stirn trug es als Motto die Worte: „Möge das Glück den Armen wiederkehren und die Stolzen verlaſſen!“

Im Beginn des Septembermondes war der Proſpekt ausgegeben worden. „Die Franzoſen — hieß es darin — haben mit den Waffen in der Hand die Freiheit wieder erobert; die Despotie iſt vernichtet, und wagt nicht mehr, das Haupt zu erheben; die, welche bisher die Wirren hervorriefen, ſind in die Flucht gejagt; die Schranken des Vorurtheils ſtürzen auf allen Seiten vor der Stimme der Vernunft darnieder; die Rechte des Menſchen und Bürgers gehen neuer Anerkennung entgegen und Frankreich erwartet ſein Heil von einer neuen Verfaſſung. Der Herausgeber verſpricht als das ſchönſte Geſchenk, das man der Nation machen kann, oder als die einzige Schrift, die ſie bedarf, ein periodiſches Blatt, worin er mit Aufmerkſamkeit den Arbeiten der Generalſtände folgen, mit Unparteilichkeit jeden Artikel der Verfaſſung durchnehmen, unaufhörlich auf die richtigen Principien hinweiſen, den Rechten der Menſchen Geltung verſchaffen, die Bedeutung der Bügerrechte entwickeln, die Grundlinien einer weiſen Regierung zeichnen wird.“

Und wer war der Herausgeber dieſes Blattes? — Paul Marat; damals noch Wenigen bekannt, ſelbſt dem Namen nach, der aber nicht lange darauf, gerade durch ſein Blatt, zu den hervorragendſten Perſönlichkeiten der franzöſiſchen Revolution aus ſeinem bisherigen Dunkel emporſtieg, in überſchwänglichem Maße erhoben, wie herabgewürdigt, geprieſen, wie geläſtert. Die Skala der ſeinem Namen angeknüpften Bezeichnungen ſchwankt zwiſchen den äußerſten Extremen: hier „Volksfreunde“, dort „Bluthunde“, hier „Märtyrer der Volksfreiheit,“ dort „Tyrann,“ hier „Vater

Marat," dort „Kopfabhacker". Seine Vergötterung und seine Verdammung erfolgten zu gleicher Zeit gleich nach seinem Tode; kaum war seine Büste neben die der größten Heroen Frankreichs im Pantheon aufgestellt, so ward sie wieder daraus entfernt; eine Versöhnung und Ausgleichung der Ansichten über ihn, fand nicht statt, nicht einmal eine Annäherung, selbst nicht bis auf den heutigen Tag. Und während seine Gebeine im Pantheon beigesetzt wurden von seiner Partei, hätte eine andere sie gern auf den Schindanger verscharrt.

Und dennoch lebte und wirkte er während des Sturmes der Revolution nur durch sein Wort und seine Feder, durch seine Reden in der Nationalversammlung, durch seine Vorträge in den Klubbs und Volksversammlungen, durch seine Flugschriften und Manifeste; seine Plakate und Sendschreiben, seine fliegenden Blätter und Maueranschläge, am meisten aber durch sein Journal; das „Blutblatt, das statt mit Dinte, mit Blut geschrieben."

Unbescholten, tadellos, ohne Egoismus — bei seinem Tode bestand sein ganzes Vermögen in einem elenden Meublement und einem Fünffrankenstücke — diese Tugenden brachte er mit auf den Schauplatz seines öffentlichen Wirkens: arm war er und blieb er; keinem Genusse fröhnend, war sein Tisch mehr als dürftig, sein Trank Wasser; er lebte nur der Revolution; in seiner Hand ward die Feder eine Flamme und ein Blitz zuckendes Schwert.

Im Jahre 1744 zu Baudry in der Grafschaft Neuchatel geboren, hatte er Medizin und Naturwissenschaften studirt, und lebte eine Zeit lang als Lehrer der französischen Sprache in England neben seinen Studien. Durch seine Schriften über die Electricität, den Menschen (3 Bände) und das Licht, ward sein wissenschaftlicher Ruf ein europäischer. Fünf und vierzig Jahre alt, kam er nach Paris zur Zeit des „Vorspiels der Revolution", arm, wie eine Kirchenmaus; Danton schenkte ihm ein Paar Hosen, seine Blöße zu bedecken. Bald war er Abgeordneter des Quartiers S. André, worin er wohnte, Mitglied des Klubbs der Cordeliers und des Nationalconvents und Präsident des Jakobinerklubbs; er, noch kurz zuvor im Dienste des Grafen von Artois.

Wie Marat früher als praktiſcher Arzt die ſieche Menſchheit zu heilen geſtrebt, ſo wollte er jetzt den hinſiechenden Staat heilen; ein großer Aderlaß erſchien ihm als einziges Mittel zur Hebung der krankhaften Entzündung. Sarſon, der Scharfrichter, war der Wundarzt, den er zuzog, und daß Meſſer der Guillotine der Schnepper zu dieſem Staatsaderlaſſe. Daher ſagte er: „wir müſſen uns ſchon den Despotismus der Freiheit gefallen laſſen, wollen wir den Despotismus der Gewalt vernichten.“ Daran reiht ſich ſein zweiter Ausſpruch: „Gebt mir 200 Neapolitaner mit Dolchen bewaffnet, die im linken Arm ein Muff tragen, ich durchziehe mit ihnen Frankreich und vollende die Revolution.

Schon im Auguſt 1790 erklärte er in ſeinem Journale: man müſſe 800 Deputirte an 800 Bäume im Garten der Tuillerien aufhängen, Mirabeau an der Spitze. Der Gemeinderath von Paris verfolgte ihn; Lafayette ließ ſein Haus mit Truppen umſtellen, aber Danton ließ ihn entwiſchen, und der Fleiſcher Leyendre verbarg ihn in ſeinem Hauſe. Oft verfolgt, diente ihm der Keller im Verſammlungslokale der Cordeliers zum Schlupfwinkel; zuletzt gewährten ihm die Schauſpielerin Fleury und der Abbé Baſſal Aſyl. Dieſe Verfolgungen ſteigerten ſeinen Groll zu Wuth, und die wüthendſten Ausbrüche republikaniſcher Leidenſchaft füllten die Spalten ſeines Journals. Während er ſich verborgen hielt, verbreiteten und verkauften Kolporteure den „Volksfreund“.

Während des Mordens an den furchtbaren Septembertagen war eine Art leitenden Comités verſammelt, an ſeiner Spitze Marat, wo ſich die Mörder Raths erholten. Er und Danton ſollen die Meuchelmörder bezahlt haben; ſie ſchrieben in ihrem Bericht über dieſe Menſchenſchlächterei dieſelbe der Dienerſchaft der gemordeten Ariſtokraten zu, die, um ihre Herren zu befreien, die Gefängniſſe geſtürmt hätten. Mehrmals angeklagt, ward er von dem Revolutionstribunal unter dem Beifallsjauchzen der Tribüne freigeſprochen. Einſt umgaben ihn alſobald Weiber, Sansculotten und Pikenmänner, und er wurde, auf den Schultern einiger Zimmerleute, mit einem Eichenkranze um die Stirn, im Triumph mitten in den Saal und im Zuge durch Paris geführt.

Mehrere Anklagen wegen der Tendenz ſeines Blattes hatten

ebenfalls keinen Erfolg, trotz ſeiner ſteten Oppoſition und fortdauernden Aufreizung des Volks gegen die „Betrüger“ in den höheren Klaſſen; das Volk hing ihm ſtets mehr an, es verſchlang jeden Morgen mit Gier die Nummer des „Volksfreundes“.

Marat war es, der die Errichtung des Revolutionstribunals und des Sicherheits- und Wohlfahrtsausſchuſſes zur Haftnahme aller Verdächtigen beantragte, in Folge deſſen die Verhaftung von Viertauſend erfolgte. Als Präſident des Jakobinerklubbs erließ er einen Aufruf zur Inſurrektion des Volks und Niedermetzlung aller Feinde des Vaterlandes; er nahm Theil an der Sitzung des Convents, welche das Königthum abſchaffte und die Republik proklamirte. Auf dem Wege, den er ſich vorgezeichnet, ging er dem Ziele ſtets näher. Er ſtellte zuerſt den Antrag, Ludwig XVI. vor Gericht zu ſtellen. Der König erſchien vor der Nationalverſammlung, und als er abgetreten, begann die heftigſte Debatte über ſeinen Tod und ſein Leben. Ein Theil ſtimmte für „Ludwig Capet's“ Tod um jeden Preis, der andere will die Freiheit nicht mit ſolchem Blute beflecken. Marat dringt mit Wuth darauf, das Schlachtopfer nicht zu ſchonen. Stimme, Stirn, Augen, ſein borſtiges Haar, Hand, Arm und Fuß — kurz Alles, was an ihm iſt, redet und donnert gegen den Angeklagten. Orleans raubt ihm den Ruhm, zuerſt für den Tod des Königs zu ſtimmen. Marat wird beſtürzt. Als das Königsblut auf der Guillotine ſtrömt, ruft er aus: das Wunderthier wird mich jetzt nicht mehr ſchrecken. Da erſcholl die Kunde von dem Bunde Preußens und Oeſterreichs und der übrigen Mächte: die Vendée ſtand gewaffnet auf, den Tod des Königs zu rächen, die Republik ſchien verloren. Die „Partei des Berges“ ſchmetterte die gemäßigte Partei nieder; der Terrorismus unter Danton, Robespierre und Marat beherrſchte die Nation mit der Guillotine, der „Sichel der Gleichheit“. —

Hier iſt mein Palaſt — ſagte Marat zu einem Freunde, als er die dunkle Treppe zu ſeiner Kellerwohnung hinunterſtieg. Und hier iſt mein Scepter! fügte er lächelnd hinzu, indem er ſeine Feder in die Hand nahm, die in einem zinnernen Schreibzeuge ſteckte. Damit habe ich die Souverainität aus den Tuillerien in dieſe Höhle gebracht! Das Volk iſt mit mir, weil ich mit ihm

bin. Ich werde nicht eher abdanken, bis ich es gerächt habe. In dieſer „Höhle“ ſchrieb er ſein Blatt mit ſeinem mordbrenneriſchen Inhalt, der ihn mit der Polizei zu verſchiedenen Zeiten in Konflikt brachte, welche die Preſſe des Buchdruckers verſiegelte, einzelne Nummern des Blattes confiscirte u. ſ. w., was ſtets unter Aſſiſtenz zweier Bataillone geſchah. Mehrmals ward er zur Haft gebracht, was ſtets des Nachts geſchah. So ward er einſt vor das Komité des Stadtviertels geführt; im Bureau der Polizei meldete er ſich ſelbſt an mit den Worten: Hier, meine Herren, kommt der Volksfreund, um ſie zu beſuchen. Die Mitglieder der Bureaus ſchrieen wüthend, er habe ſie durch ſeine Journalartikel faſt an die Laterne gebracht, worauf Marat ganz gelaſſen erwiderte: Meine Herren, ſie ſollten wiſſen — däucht mir — eine Revolution wie die unſrige geht nicht ab, ohne etwas Schmutz und Blutflecken; übrigens merken Sie ſich ein vortreffliches Mittel gegen etwaige Laternen: Seien Sie gute Patrioten!

Man ſah ſeine Manuſkripte durch und entließ ihn dann mit Höflichkeiten aller Art. Marat eilte in die italieniſche Oper, wo rauſchender Gruß ihn empfing. Hier reklamirte er öffentlich ſeine confiscirte Buchdruckerpreſſe und ſprach: Jetzt will ich Buchdrucker werden, um dem Lande zu nützen; aber ich ſage vorher: ich drucke nur, was ich ſchreibe, oder was von wahren Freiheitsmännern kommt; ich fahre fort, das Wohl der Unterdrückten zu vertheidigen in jeder, in aller Hinſicht. Dieſem Grundſatze treu, vertheidigte er z. B. eine junge Kloſterſchweſter, die wegen ihrer patriotiſchen Geſinnungen von ihren adlichen Vorgeſetzten hart behandelt ward. Er berichtete in ſeinem Blatte ihre Geſchichte und ruft am Schluſſe derſelben aus: „Jene Ariſtokratinnen aber möchte ich verdammt gern vor ein Tribunal von Damen der Halle laden!“

Unter fortwährenden Händeln mit Polizei und Nationalgarde, Beamten und Privatperſonen, brach Marats Journal ſich immer freiere, weitere Bahn. Ein Volkslied nannte ihn „Argus Marat“, und wahrlich — er wachte eifrig, und lugte überhall hin, und ſignaliſirte mit dem ihm eigenen mißtrauiſchen Scharfblick. Später befeindete ihn die Polizei weniger; er blieb im ungeſtörten Beſitze ſeiner Druckpreſſe; trotz des Beſchluſſes der Nationalverſammlung, daß keins ihrer Mitglieder ein Journal herausgeben ſolle, ging

ſein Blatt ungeſtörten Fortgang, und die Straßeneckenmauern waren bedeckt von ſeinen Anſchlägen und Aufrufen voll der ſchärfſten Angriffe und beißender Bemerkungen über die Männer des Tages, und Chabet ſagte von ihm: Marat iſt ein Stachelſchwein, das man nirgend faſſen kann.

Sein Journal ward hauptſächlich durch Kolporteure in großer Zahl in den Straßen von Paris verbreitet. Zwei Namen dieſer Herumträger und Verkäufer des „Volksfreundes" ſind erhalten: Claude Bourcelat, ein Greis, der nachmals wegen incriminirter Nummern verhaftet ward und für deſſen Freiſprechung Marat eiferte, und Reine Violet, eine patriotiſche Eiferin, die tragiſch auf dem Vendomeplatze endete. Als die koloſſale Statue Ludwigs XIV. umgeſtürzt wurde, war ſie an der Spitze der Statuenſtürmer; die Bildſäule ſtürzte und begrub die „Heroine des 5. Oktober" unter ihrer Laſt.

In ſeinem „Volksfreund" brachte Marat Alles zur Sprache, enthüllte ſchonungslos Alles, griff Alle rückſichtslos an vom Könige und ſpäter der Nationalverſammlung an, bis zu jeder Privatperſon hinunter. So hatte er kurz nach Gründung des Blattes darin einem Wahlkreiſe von Paris ſcharf zugeſetzt; er ward deshalb von demſelben denuncirt, und zu ſeiner Rechtfertigung von dem Repräſentanten der Pariſer Gemeinde zum Stadthauſe beſchieden. Den Hergang berichtet er in ſeinem Blatte, wie überhaupt Alles, was ihn betraf und ihm begegnete, wie folgt:

„Ich bin geſtern 7 Uhr Abends ins Stadthaus gegangen. Augenblicklich rief man mich vor die Verſammlung der Gemeindemänner. Der Herr Maire eröffnete mir, mein Journal ſei denuncirt als mordbrenneriſch. Es iſt nun einmal das ewige Loos meiner politiſchen Schriften, dies Entſetzen zu verbreiten in den Schaaren der Verſchleuderer, der treuloſen Verwalter, der Tyrannen. Vor funfzehn Jahren publicirte ich in England die Schrift: „die Sklavenketten", worin ich nachweiſe, daß die Staatsgewalt zur Zwingherrſchaft fortgeht. Meine Leſer erſehen daraus, daß ich nicht erſt heute begonnen, für Freiheit gegen Tyrannei zu ringen. Da beſann ich mich, der Diſtrikt, der mich verklagte, war der Wohnort ſämmtlicher Wechſelcourtiers, Bankiers

und Börſenſpekulanten, die bekanntlich ihr Aufkommen auf den Untergang ihrer Nebenbuhler, ihrer Nebenmenſchen gründen, die bekanntlich Nationen das Blut ausſaugen und Schuld am öffentlichen Elend ſind. Dieſe Herren ſpekuliren auf Alles, auch auf ihren Bürgertitel; man ſieht ſie in hellen Haufen im Gemeinderath. Wenn die ins Bureau der Lebensmittel gewählt werden, dann wehe uns!"

„Der Profeſſor Vauvilliers vom königlichen Kollegio Cambray — erzählt Marat weiter — las mir die Stellen aus meinem Journale vor, worin ich die Verſammlung als „auf ſolchen Wegen und in den Netzen eines Komplots" bezeichnet hatte. Man ſagte mir, mein patriotiſches Feuer ſei achtungswerth; jedoch ging man auf keine ſpeciellen Klagen über die Zuſammenſetzung des Comités aus untauglichen Subjekten u. ſ. w. näher ein, und ließ mich einen Revers ausſtellen, daß ich nichts gegen einzelne Gemeindevertreter vorzubringen wiſſe. Herr Profeſſor, Sie genießen eine königliche Penſion; ich habe nur Waſſer und Brod, um nur die Druckkoſten meines Journals herauszubringen. Sie ſind ſehr gelehrt, aber am Ende habe ich in Wiſſenſchaften mehr geleiſtet, als Sie. Sie, vom Hofe beſoldet, ſollten eigentlich gar nicht in einer Gemeindeverſammlung ſitzen. Heut zu Tage gilt es, unabhängig der Krone gegenüber zu wirken. Sie, königlicher Profeſſor, beſitzen die Kunſt wie der Maire und ſonſtige Herrn Kollegen, zugleich Patrioten und königliche Gehaltsverzehrer zu ſein. Ich bin des Volkes Auge; Sie ſind höchſtens ſein kleiner Finger. Fünf todtlangweilige Stunden ließen Sie auf dem Stadthauſe mich warten, obſchon Sie mich eingeladen, mich wegen meines Journals zu vertheidigen. Sie hatten keine Zeit. Ich habe auch keine."

Beſchloß die Nationalverſammlung gegen Marat wegen ſeiner Journalartikel eine Unterſuchung, ſo zog er ſich in ſeine geheimen unterirdiſchen Schlupfwinkel zurück, machte ſich in ſeinem Blatte über den Konventsbeſchluß luſtig und fuhr fort, im ſelben Sinne und Tone ſein Journal zu ſchreiben. Wenn die Luft wieder rein war, kehrte er aus ſeinem Verſteck wiederum ans Tageslich hervor. „Marat iſt wieder da — ſagte ein ihm feindliches Blatt

— aber diesmal mit Leibwache, wohlbewaffnet mit Keulen und Säbeln."

Gegen den Finanzminister Necker und seinen Finanzplan wegen der Einkommensteuer zog Marat heftig zu Felde. „Ei seht doch den großen Mann, wie ihr den Chef des Finanzwesens betitelt! Seht doch diesen Ehrenmann, wie er die armen Bauerweiber ermahnt, ihre Paar elenden Halsketten und Ringe und Goldkreuze auszuliefern, um die Nationalschuld zu tilgen, seht doch diesen lieben, braven Mann, der patriotisch genug seine 15,000,000 unter Schloß und Riegel hält! Ei, wer hat sie vergessen, seine Kniffe und Pfiffe, als der große Mann die Kanada-Papiere fallen machte, um 70 Procent aufkaufte und sie sich dann für voll vom Staatsschatz bezahlen ließ!"

„Was nennt man denn Nationalschuld? fährt er fort. Die ungeheuern Ausgaben, in welche die Vergeudung und die ärgerlichen Laster des Hofes, die Haltungslosigkeit der Regierung, welche sich belügen und bestehlen ließ, die Nation gestürzt haben. Und um solche Schuld zu tilgen, berauben sie selbst die ärmsten Klassen ihrer letzten Hülfsquelle. Der Minister kennt die schwache Seite der Franzosen aus dem Grunde; er hat auf ihre Eitelkeit spekulirt."

„Mag der Fürst sein Silbergeschirr in die Münze schicken, das ist ein Akt wenig verdienstvoller Prahlsucht. Was thut ihm der Verlust eines in den Schränken aufgehäuften Silbergutes? Was sage ich? Das ist ein falsches, dem Staate lästiges Opfer: bald wird das prächtige Sibergeschirr durch ein noch prächtigeres ersetzt sein. Mögen die Minister dem Beispiele des Fürsten folgen: ihr Opfer ist nur eine schwache Wiedererstattung des Gutes der Armen, dessen sie genießen. Mag ein Herzog 100,000 Franks in den Schatz liefern, das ist ein kleiner Ersatz für die Räubereien seiner Vorfahren. Mag ein Finanzier 10,000 Franks in den Schatz liefern, es ist ein geringer Ersatz für die Diebstähle, die er sich gegen den Staat erlaubte. Daß aber Arme sich belasten, um dem Staate den Heller der Wittwe darzubringen, daß ein reicher Minister schamlos sie dazu aufforderte, und daß die

Nationalverſammlung ohne Prüfung ihre Zuſtimmung giebt, das ſind Thatſachen, die bisher unerhört in der Geſchichte waren."

„O, Franzoſen, werdet ihr ſtets blind ſein? Soll der Volksfreund euch ohne Unterlaß den Staar ſtechen? Was? Um das Darlehn der Rentiers zu ſichern, um die Penſionaire des Fürſten, um unnütze Geſandte, gefährliche Gouverneure und Commandanten, Maitreſſen, Induſtrieritter, Akademiker, die auf der Bärenhaut faullenzen, bezahlte Sophiſten, windige Quackſalber, Hiſtrionen Tänzer, Erminiſter, Spione zu beſolden, ſollen arme Handwerker, arme Tagelöhner und Arbeiter, die weder bei den miniſteriellen Schachereien, noch bei den Revolutionen je etwas gewinnen, ſich ſchinden laſſen?"

„Reduktion der Penſionen, Abſchaffung der koſtbaren Aemter, das ſind unfehlbare Mittel, der Staatsnoth abzuhelfen! Es iſt das erſte Mittel. Das zweite iſt Wiederbelebung des zerrütteten Vertrauens, Wiedereröffnung der Quellen des öffentlichen Einkommens."

„Ich beleuchte das Idol des Miniſters mit der Fackel der Wahrheit, und er wird in Staub zuſammenſinken. Kleiner, eitler Mann, Dein Reich iſt zu Ende; man kann nicht Ruhm und Gunſt vereinen; vergeblich ſucht man in Dir den Staatsmann; Du biſt nur ein Induſtrieritter!" —

Marat betrachtete ſich ſelbſt als eine öffentliche, bei der Ordnung der Dinge nothwendige Perſon, machte das Volk zum Vertreter ſeines Thuns und Laſſens, und ſchilderte ſelbſt ſeine Lebensweiſe öffentlich in ſeinem Blatte. Man zittert — ſagt Thiers — bei der Vorſtellung, was in einer Revolution ein von ſo wilden Vorſtellungen durchdrungener Geiſt bei einem ſolchen Heißhunger nach Beſchäftigung wirken kann.

Beim Ausbruch der Bewegungen in Paris befand ſich Marat in der niederen und demüthigenden Stellung eines Arztes der Marſtälle des Grafen von Artois. Seit den erſten Tagen des Jahres 1789 ward er von den Volksbewegungen fortgeriſſen; er begab ſich mitten hinein, um ſie zu beſchleunigen. Um den Druck ſeiner erſten Blätter zu bezahlen, verkaufte er ſein Bett, und ſchlief auf Stroh. Von da an arbeitete

er täglich achtzehn Stunden und mehr, floh bald von dieſer, bald jener Behörde verfolgt, von Zufluchtsſtätte zu Zufluchtsſtätte bis in die unterirdiſchen Gewölbe des Kloſters der Kordeliers, bis in den Keller des Fleiſchers Legendre; darin verbarg er ſich und ſeine Druckpreſſen, worauf der „Volksfreund“ gedruckt wurde. Seine Stimme ſchien aus der Tiefe der Geſellſchaft, die ſich in Gährung befand, hervorzukommen. Er war für das Volk gleichſam ein ideales Weſen; dieſes Geheime, dieſe Souterains, dieſe Keller und Gewölbe, woraus dieſe Blätter hervorkamen, ließen Marats Schriften, Namen und Leben einen noch tieferen Eindruck machen.

Er lebte mit einer Frau, die ſeine Lage theilte; die blaſſen Züge und die Magerkeit dieſer noch jungen Frau ließen erkennen, welches Elend ſie mit ihm und für ihn trug. Sie war die Frau ſeines Druckers, die Marat ihrem Manne entführt hatte. Mit der äußeren Welt ſtand er nur durch ſie und den Faktor der Druckerei ſeines Journals in Verbindung.

Seine heftige, ſchreckliche Logik ging immer auf Morden aus; alle ſeine Principien forderten Blut; ſeine Geſellſchaft konnte ſich nur auf Leichen und auf den Trümmern alles Beſtehenden gründen. Doch war ſein Herz nicht ſtets ſo verhärtet; es kannte auch ſanftere Regungen; die Milde durchdrang ihn zu Zeiten.

Sein Aeußeres ließ auf ſein Inneres ſchließen. Er war klein von Körper, hager, von ſtarkem Knochenbau: gallige und blutfarbige Flecken waren auf ſeiner braungelben Haut ſichtbar; ſein Auge, obgleich hervorſtechend, ſchien die blendende Klarheit des Tageslichts nicht gut ertragen zu können. Um ſeinen breitgezogenen Mund lag ein Verachtung ausdrückender Zug. Er trug den Kopf hoch und wie herausfordernd, etwas auf die linke Seite geneigt: alle ſeine Geſichtszüge waren ohne Uebereinſtimmung. Er gefiel ſich in gewöhnlichen und ſchmutzigen Kleidern, trug Schuhe ohne Schnallen, mit Bindfaden befeſtigt, blaue wollene Strümpfe, mit Nägeln beſchlagene Sohlen, Beinkleider von grobem Zeuge, die kurze Jacke der Handwerker, die Aermel meiſt aufgeſtreift; das Hemd, auf der Bruſt offen, ließ die Hals-

und Bruſtmuskeln erblicken, die Haare an den Schläfen klebend und hinten mit einem ledernen Riemen zuſammengebunden; ein runder Hut, deſſen Krempen bis auf die Schultern herabfielen — in ſolchem Anzuge erſchien er in der Nationalverſammlung. Er hatte plumpe Hände, ballte oft die Fauſt, und wühlte ſtets mit den Fingern in den Haaren.

Die Gleichheit war ſeine Raſerei, weil die Ueberlegenheit ſeine Peinigerin war. Er liebte die Revolution bis aufs Blut, weil das Blut die Schmach ſeiner langen Dunkelheit abwuſch. Fanatiſch für das Volk geſinnt, gewann er es durch Hingebung an ſeine Intereſſen. Das Vertrauen des Volkes in ihm grenzte an Verehrung; er war die „Raſerei der Revolution".

Arm und arbeitſam, wie es ſich für einen Vertreter der Armuth ſchickt, verdiente er ſeinen Lebensunterhalt mit ſeiner Feder. Unermüdliche geiſtige Anſtrengung, ein gleichſam chroniſcher Zorn, langes Nachtwachen erhitzten ſein Blut, machten ſeine Augen hohl, und theilten ſeinem Geſichte die kränkliche Gluth und das Nervenzucken des Fiebers mit. Er ging mit ſeinem Leben ſo verſchwenderiſch um, wie mit dem Leben Anderer; ſein ganzes Leben war ein anhaltendes, wüthendes Zwiegeſpräch mit der Menge. Seine demüthige, äußere Erſcheinung war nur ein Aushängeſchild ſeiner Meinungen.

Von Tag zu Tag ſtieg Marats Macht. Er hatte ſich zum öffentlichen Ankläger der Gemeinde bis zur Nationalverſammlung hinauf gemacht: er wagte Alles, was er träumte. Seine Wohnung trug — ſo zu ſagen — den Stolz auf ihre Dürftigkeit zur Schau; es ſchien, als ob ihr Herr, der zuletzt allmächtig war über die Nation, den Beſuchern beim Anblick ſeiner Armuth und Arbeit hätte ſagen wollen: Betrachtet den Freund und das Vorbild des Volkes! er hat ſich weder der Wohnung, noch der Sitten, noch der Furcht deſſelben entkleidet! — Dieſe Demuth war ſein Wahrzeichen; aber obgleich ſie zur Schau getragen ward, war ſie doch nicht erheuchelt.

Er ließ weder ſich, noch Anderen Ruhe. Wie von der Vorahnung ſeines nahen Todes erfüllt, ſchien er nur zu fürchten,

daß die letzte Stunde nicht allzuschnell erschiene, und ihm nicht Zeit lasse, Schuldige genug zu opfern. Mehr danach trachtend, zu tödten, als zu leben, beeilte er sich, soviel Opfer, als nur immer möglich, sich vorauszuschicken, als ebensoviele durch das Schwert gegebene Geißeln für die Vollendung der Revolution, die er ohne Feinde zurücklassen wollte.

Der Schrecken, der von dem Hause Marats ausging, kehrte dahin unter einer andern Form zurück, nemlich als fortwährende Furcht vor Ermordung. Seine Vertrauten glaubten ebensoviel Dolche über ihn gezückt zu sehen, als er über die Häupter von dreimalhunderttausend Bürgern zuckte.

Sein Name war durch sein Journal der ganzen Welt bekannt, angebetet von den Gleichgesinnten, verachtet von allen Anderen. Garat nannte ihn einen Menschen, der dem Höllenpfuhle entstammt sei, der zwar den Henkersknechten, aber nicht den Furien entronnen sei; Boileau hieß ihn ein Ekel erregendes Reptil. —

Indessen war sein Ende näher, als er selbst ahnte, und von anderer Hand, als er gedacht hatte.

Die Vorgänge in Paris mit allen ihren Schrecken und blutigen Greueln hatten mittlerweile die äußerste Aufregung in den Provinzen der Normandie hervorgerufen; der Groll gegen Marat war in der Stadt Caen bis zum glühendsten Hasse gesteigert.

Charlotte Corday fühlte alle diese Schläge, die das Vaterland trafen, tief in ihrem Herzen; sie sah Frankreichs Untergang, sie sah die Opfer, sie glaubte den Tyrannen zu sehen, und legte sich selbst den Schwur ab, die Einen zu rächen, den Andern zu strafen, Alles zu retten. Sie trug Tage lang diesen unbestimmten Entschluß mit sich umher; sie durchforschte die Menschen und Umstände, damit ihr Muth nicht getäuscht werde und ihr Blut nicht umsonst fließe.

Man beschloß, in gewaffnetem Zuge nach Paris aufzubrechen; mehr als 6000 Freiwillige waren bereits in der Stadt Caen versammelt, man hatte Heerschau über sie gehalten, ihr Muth war auf jede Weise entfacht. Charlotte sah vom Erker hinab

dem Ausmarsche zu; der Enthusiasmus der Ausrückenden entsprach dem ihrigen.

Seit dem Ausmarsche der Waffenmacht hegte sie nur einen Gedanken: ihrer Ankunft in Paris zuvor zu kommen, ihr hochherziges Leben zu schonen und ihre Vaterlandsliebe überflüssig zu machen, dadurch, daß sie vor ihnen Frankreich von der Tyrannei befreite. Das Schaffot hatte sich in Paris erhoben, Ströme Blutes flossen von der Guillotine; man sprach davon, sie bald überall in der ganzen Republik aufzurichten.

Nur durch die Macht des Henkers konnte sich die Macht Marat's und der Jakobiner halten; der Name Marat erregte Schauder, wie der Name des Todes. Für so vieles Blut wollte Charlotte das ihrige hingeben.

Die Bibel wurde ihre Lektüre. Auf ihrem Bette fand man nach ihrer Abreise nach Paris sie beim Buche Judith, der Mörderin des Holofernes, aufgeschlagen; die Stelle war mit Bleistift unterstrichen, in der die Rede davon ist, daß Judith geschmückt aus der Stadt zog, um Israel zu befreien.

Am 7. Juli 1793 reiste sie wirklich nach Argentun ab, Abschied zu nehmen von Vater und Schwester, und kehrte am selben Tage nach Caen zurück; sie täuschte dort die Zärtlichkeit ihrer Tante, wie sie ihren Vater getäuscht hatte mit dem Vorgeben, nach England zu gehen, wo befreundete Ausgewanderte ihr eine Zufluchtsstätte bereiten wollten.

Endlich am 9. Juli in früher Morgenstunde nahm sie ein kleines Bündel mit unentbehrlichen Kleidungsstücken unter den Arm, umarmte ihre Tante, und kam am zweiten Tage zu Paris an. Sie ließ sich zu einem ihr bezeichneten Gasthofe in der Rue des vieux Augustins führen. Abends 5 Uhr legte sie sich nieder und schlief in tiefem Schlummer bis zum anderen Morgen.

Sie stand auf, zog ein einfaches, aber anständiges Kleid an und begab sich zu Duperret, dem Freunde von Barbaroux, von welchem sie einen Empfehlungsbrief hatte. Er war im Convent, von wo er erst am Abend heimkehrte; seinen Töchtern händigte sie den Brief ein, und brachte den Nachmittag auf ihrem Zimmer im Gasthofe mit Lesen, Nachdenken und Beten zu. Am Abend

traf sie Duperret und wünschte von ihm zum Minister Marat geleitet zu werden, der sie nicht annahm. Sie that, als kehre sie, von Duperret dahin geführt, in ihren Gasthof zurück, ließ sich aber den Weg nach dem Palais Royal zeigen. Sie trat in den Garten ein, und sah sich unter den Gallerien nach dem Laden eines Messerschmiedes um. Sie trat hinein, wählte ein Dolchmesser mit einem Griffe von Ebenholz aus, bezahlte es mit drei Franks, verbarg es unter ihr Busentuch und ging langsamen Schrittes in den Garten zurück. Dort setzte sie sich auf eine der steinernen Bänke, die sich an die Arkaden lehnen.

Ihr erster Gedanke war gewesen, sich beim großen Bundesfeste, welches am 14. Juli auf dem Marsfelde gefeiert werden sollte, Marat zu nähern und ihn zu morden. Die Vertagung dieser Feier bis zum Siege der Republik über die Vendéer entrückte ihr den Schauplatz und das Opfer. Ihr zweiter Gedanke war bis zu diesem Augenblicke der gewesen, Marat auf der Höhe des Berges mitten im Konvent unter den Augen seiner Verehrer und Genossen nieder zu stoßen. Sie hoffte für diesen Fall selbst augenblicklich hingeopfert und durch die Volkswuth in Stücke zerrissen zu werden, ohne eine andere Spur und ein anderes Gedächtniß zu hinterlassen, als zwei Leichen und die in ihrem Blute liegende Tyrannei.

Ihren Namen in Vergessenheit zu versenken, keinen anderen Lohn zu suchen als in ihrer That selbst, ihre Schande oder ihren Ruhm aber nur ihrem Gewissen, Gott und dem Guten, das sie bewirkt hatte, anheim zu geben, das war zuletzt das Streben ihres Ehrgeizes. Aber da sie in Erfahrung brachte, daß Marat nicht mehr im Konvent erscheine, mußte sie ihr Opfer anderswo suchen, und um sich ihm zu nähern, mußte sie es täuschen.

Sie kehrte zum Gasthofe, in ihr Zimmer zurück, und schrieb ein Billet an Marat, das sie an der Thür des „Volksfreundes" abgab.

„Ich komme von Caen. Ihre Liebe für das Vaterland läßt mich voraussetzen, daß sie gern von den unglücklichen Ereignissen in diesem Theile der Republik Kenntniß nehmen. Ich werde gegen Ein Uhr mich bei Ihnen einfinden; haben Sie die Güte,

mich anzunehmen und mir einige Augenblicke der Unterredung zu gestatten. Ich werde Sie in den Stand setzen, Frankreich einen großen Dienst zu erweisen."

Um die bezeichnete Stunde fand sich Charlotte ein, erhielt aber keinen Zutritt und hinterließ der Thürhüterin ein zweites, noch dringenderes Billet, worin sie sich eine Unterredung auf Morgen erbat, um ihm Geheimnisse von größter Wichtigkeit für das Heil der Republik zu offenbaren. „Ich bin unglücklich, so schloß sie, das genügt, einen Anspruch auf Ihren Patrotismus zu begründen." —

Mit größerer Sorgfalt, als sie sonst pflegte, gekleidet, verließ Charlotte des Abends 7 Uhr ihr Zimmer. Ihr weißes Kleid ward auf den Schultern durch ein seidenes Tuch bedeckt, welches unter der Brust wie ein Gürtel zurück ging und auf dem Rücken zusammengeknüpft war. Ihr Haar bedeckte eine normannische Haube, deren flatternder Spitzenbesatz an ihre Wangen schlug; ein breites grünseidenes Band hielt sie um die Schläfe fest; ihre Locken schlüpften daraus auf den Nacken herab, einige derselben fielen auf ihren Hals. Keine Blässe des Gesichts, kein wirrer Blick, kein Zittern der Stimme verriethen an ihr den Tod, den sie mit sich trug. Unter dieser verlockenden Erscheinung klopfte sie an Marat's Thür.

Marat bewohnte das erste Stockwerk eines baufälligen Hauses der Cordeliersstraße (heut zu Tage Rue de l'école Medecine Nr. 20). Seine Wohnung bestand aus einem Vor- und einem Arbeitszimmer, das sein Licht aus einem engen Hofe erhielt, einem kleinen daranstoßenden Zimmer, in welchem seine Badewanne stand, einem Schlafgemach und einem Salon, dessen Fenster auf die Straße gingen. Die Wände waren fast ganz nackt. Die zahlreichen Arbeiten Marat's, die auf dem Fußboden über einander geschichtet waren, die noch feuchten Druckbogen der öffentlichen Blätter, die auf Tischen und Stühlen umherlagen, die unaufhörlich kommenden und gehenden Druckereifaktoren, Frauen, die beschäftigt waren, die Broschüren und Journale zu falzen und mit Adressen zu versehen, die ausgelaufenen Treppenstufen, die schlecht gesäuberten Thürschwellen — Alles deutete auf jenes unruhige Treiben und

jene Unordnung, die um einen mit Geſchäften überhäuften Mann zu herrſchen pflegt und auf das fortwährende Zuſtrömen der Bürger in das Haus eines Volksjournaliſten.

Der Haushalt Marat's war der eines einfachen Handwerkers; man kennt bereits die Frau, die ſeinen Haushalt führte und ſich Albertine Marat nannte; ihr zur Seite ſtand eine Magd, ein Ausläufer beſorgte die Gänge außer dem Hauſe.

Die aufzehrende ſchriftſtelleriſche Thätigkeit Marat's war durch die ſchleichende Krankheit, die ihn verzehrte, nicht aufgehalten worden. Bald im Bette, bald im Bade, hörte er nicht auf zu ſchreiben; er ließ weder ſich, noch Anderen Ruhe. Der Zutritt zu ihm war unterſagt, wie der Zutritt zu dem Palaſt eines Tyrannen.

Auch Charlotte Corday fand Schwierigkeiten; die Thürhüterin weigerte ſich Anfangs, die junge Unbekannte in den Hof treten zu laſſen. Ohne auf die Weigerung zu achten, ſtieg ſie einige Stufen der Treppe hinauf; vergeblich rief die Thürſteherin ſie zurück. Auf dieſes Geräuſch öffnete Albertine Marat die Thür und weigerte der Fremden den Eintritt in das Zimmer. Der Wortwechſel zwiſchen beiden Frauen drang bis zu Marat's Ohren; er vernahm aus den abgebrochenen Worten, daß die Beſucherin die Fremde ſei, von der er im Laufe des Tages zwei Billets erhalten. Mit ſtarker, gebieteriſcher Stimme befahl er, ſie einzulaſſen.

Albertine führte Charlotte in das kleine Gemach, worin ſich Marat befand, und ließ, als ſie ſich zurückzog, die Thür des Corridors halb offen, um das geringſte Wort und die geringſte Bewegung des Kranken zu hören.

Das Gemach war ſchwach erleuchtet und Marat im Bade. Ein ſchlecht abgehobeltes Brett, das quer über der Badewanne lag, war mit Papieren, geöffneten Briefen und angefangenen Manuſcripten bedeckt. Seine Rechte hielt eine Feder, deren Lauf auf dem Papiere die Ankunft der Fremden unterbrochen hatte. Neben der Wanne trug ein großer Eichenklotz ein bleiernes Schreibzeug von der plumpſten Arbeit. Er ſelbſt in der Badewanne war mit einem ſchmutzigen, dintebefleckten Tuche bedeckt und hatte

nur Kopf, Schultern, den Obertheil der Bruſt und den rechten Arm außer dem Waſſer; das Haar war mit einem Tuche umwunden.

Charlotte näherte ſich der Badewanne. Stehend, mit geſenktem Blicke und herabhängenden Armen erwartete ſie, daß Marat ſie über die Lage der Normandie befrage. Sie beantwortete ſeine Fragen kurz; darauf erkundigte er ſich nach den Namen der nach Caen geflüchteten Deputirten. Sie diktirte ſie ihm.

Gut! ſprach er, nachdem er ſie aufgeſchrieben, mit dem Tone eines ſeiner Rache ſicheren Mannes, noch ehe acht Tage vorüber ſind, werden ſie alle zur Guillotine gehen.

Wie wenn ihre Seele eine letzte Schandthat abgewartet hätte, um ſich zu entſchließen, den Todesſtoß zu führen, zog Charlotte bei dieſen Worten das Meſſer aus ihrem Buſen, und ſtieß es mit übernatürlicher Kraft bis ans Heft in Marat's Herz. Mit derſelben Bewegung zog ſie das blutige Meſſer wieder heraus und ließ es zu ihren Füßen niedergleiten.

Zu Hülfe! theure Freundin, zu Hülfe! rief der Getroffene und gab ſeinen Geiſt auf.

Auf den Hülferuf des Ermordeten ſtürzen Albertine, die Magd und der Ausläufer Laurent Baße ins Zimmer, ſie fangen in ihren Armen den Kopf des lebloſen Marat auf.

Charlotte ſtand unbeweglich und wie verſteinert durch ihre That hinter der Fenſtergardine. Die Durchſichtigkeit des Stoffes ließ bei den letzten Strahlen der Sonne den Schattenriß ihres Körpers durchſcheinen. Laurent ergreift einen Stuhl, verſetzt ihr einen ſchlecht geführten Streich über den Kopf und ſchlägt ſie zu Boden. Albertine tritt ſie wuthzitternd mit Füßen.

Bei dem Lärm dieſes Auftrittes, auf das Geſchrei der beiden Frauen, eilen die Hausbewohner herbei; die Nachbaren und Vorübergehenden bleiben auf der Straße ſtehen, ſteigen die Treppe herauf, überſchwemmen das Zimmer, den Hof und den ganzen Stadttheil und verlangen mit wüthendem Geſchrei, daß man ihnen die Mörderin preisgebe, um den Tod des Abgottes des Volkes auf ſeinem noch warmen Leichname zu rächen.

Die Soldaten des benachbarten Wachtpostens und die Nationalgardisten eilen herbei; die Ordnung wird in dem Tumulte wieder hergestellt; Wundärzte bemühen sich, die Blutung zu stillen; sie tragen nur eine Leiche auf sein Bett.

Charlotte hatte sich wieder erhoben. Zwei Soldaten halten ihr die Arme übers Kreuz wie mit Handschellen gefesselt, bis man Stricke brachte, ihre Hände zu binden. Das Spalier von Bayonetten, das sie umgab, vermochte kaum die Menge zurückzuhalten, welche sich unaufhörlich auf sie stürzte, sie zu zerreißen. Geberden, drohend erhobene Fäuste, Stöcke, Säbel, drohten ihr hundertfachen Tod.

Werft mich diesen Rasenden hin! sagte Charlotte zu den Soldaten, die sie schützten; da sie ihn beklagen, sind sie würdig, meine Henker zu sein. Und ein anderes Mal: Ihr Leute, ihr wollt meinen Tod, und ihr solltet mir einen Altar errichten, weil ich Euch von einem Ungeheuer befreite.

Noch wüthendere Geberden, noch drohendere Verwünschungen riefen diese Worte Charlottes hervor. Da trat der Commissar des Stadtviertels mit Wache ein, nahm das Protokoll über den Mord auf, und ließ die Mörderin in den Salon Marat's führen, um ihr Verhör zu beginnen.

Ruhig, klar, überlegt, mit fester, volltönender Stimme, in der man keinen anderen Ausdruck vernahm, als den einer stolzen Genugthuung über die verübte That, gab sie Antwort auf alle Fragen. Sie ward sodann nach dem Gefängnisse der Abtei in einem Miethwagen gebracht, die Arme mit Stricken gefesselt. Die Menge füllte die Straße, Kopf an Kopf gedrängt, ihre dumpfe Gährung, von Zeit zu Zeit durch Geschrei und Wuthausbrüche unterbrochen, kündigte die Rachelust an, und erschwerte die Uebersiedlung. In dem Augenblicke, wo Charlotte die Schwelle des Hauses überschritt, um auf den Wagentritt zu steigen, strömte das Volk mit solchem Geheul um die Räder heran, daß es kaum zurückgehalten ward.

Ein zweites Verhör begann alsogleich in der Abtei; es währte bis tief in die Nacht. Man hielt ihr das Messer vor.

Kennen Sie dieses Messer? —

Ja.

Was hat Sie zu diesem Verbrechen vermocht? —

Ich sah den Bürgerkrieg bereit, Frankreich zu zerreißen, überzeugt, daß Marat die Haupturſache der Gefahren und des Unglücks des Vaterlandes ſei, habe ich mein Leben gegen das ſeine zum Opfer gebracht, um mein Vaterland zu retten.

Nennen Sie uns die Perſonen, die Ihnen dieſe abſcheuliche Schandthat angerathen haben, auf die Sie unmöglich ſelbſt verfallen ſein würden!

Niemand hat meinen Plan gekannt. Keiner hat meinen Plan auch nur ahnen können.

Haben Sie nicht Caen verlaſſen mit der Abſicht, Marat zu morden?

Ich bin nur deshalb abgereiſt.

Woher haben Sie ſich die Waffe verſchafft? — Welche Perſonen ſahen Sie in Paris? — Was haben Sie ſeit dem Tage Ihrer Ankunft hieſelbſt gemacht? —

Alle dieſe Fragen beantwortete Sie der Wahrheit gemäß.

Haben Sie nicht nach der That zu fliehen geſucht? —

Ich würde durch die Thür entwichen ſein, wenn man ſich mir dort nicht entgegengeſtellt hätte.

Man brachte die Verbrecherin in den Kerker, ſie ward Tag und Nacht von zwei Gensdarmen bewacht. Das Verhör durch den Präſidenten des Revolutionstribunals Montané begann am 16. Juli. Er verſuchte ſie zu retten, gerührt von ſoviel Schönheit und Jugend und überzeugt von der Wahrheit ihres Fanatismus, indem er ihr die Fragen ſo ſtellte und ihr ſtillſchweigend Antworten ſo unterzuſchieben verſuchte, daß dadurch die Richter zu dem Schluſſe auf Wahnſinn geführt würden. Aber Charlotte vereitelte Alles; ſie rühmte ſich der That.

Sie ward in die Conciergerie abgeführt und ſchrieb, durch die Nachſicht des Gefangnenwärters in Beſitz von Schreibmaterialien verſetzt, ihrem Vater.

Verzeihen Sie mir, ſo lautete ihr Brief, über mein Schickſal verfügt zu haben, ohne Ihre Erlaubniß. Ich habe viele unſchuldige Opfer gerächt, vielem andern Unheil bin ich zuvor gekommen.

Das Volk wird, eines Tages zu anderer Anſicht gelangt, ſich freuen, von einem Tyrannen erlöſt zu ſein. Vergeſſen Sie nicht jenen Vers Corneille's:

„Nicht das Schaffot, das Laſter macht die Schande."

Früh am anderen Tage um 8 Uhr wurde ſie von Gensdarmen vor das Revolutionstribunal gebracht. Sie ordnete Haar und Anzug. Eine unermeßliche Menge Zuſchauer war in dem Sitzungsſaale verſammelt. Beim Herannahen der Angeklagten erhob ſich ein dumpfer Lärm wie ein Fluch über ihren Namen aus der Mitte der Verſammlung, indeß verwandelte ſich dieſes Gemurmel des Zorns alsbald in eine Aeußerung der Theilnahme und Bewunderung, als ſie kaum das Gedränge durchſchritten und den Glanz ihrer Schönheit in Aller Augen ſtrahlen ließ.

Ihre Züge, die durch die Feierlichkei tdes Augenblicks gehoben, durch die innere Bewegung gefärbt, durch die mädchenhafte Verwirrung, welche ſie ſo vielen auf ſie gerichteten Blicken gegenüber erfaßte, verlegen und durch die Größe des Verbrechens ſelbſt, das ſie in ihrer Seele und auf ihrer Stirn trug wie eine Tugend, wieder veredelt wurden, vereint mit Stolz und Beſcheidenheit, gaben ihrem Geſichte einen mit Entſetzen gepaarten Reiz.

Sie ließ ſich auf die Bank der Angeklagten nieder, und erwiderte auf die Frage nach ihrem Vertheidiger, daß ſie dazu einen Freund gewählt habe, ihn aber nicht anweſend ſehe, weshalb ſie vermuthe, es habe ihm an Muth gefehlt.

Der Präſident gab ihr daher den jungen Chauveau-Layarde zum Vertheidiger von Amtswegen, berühmt durch ſeine Vertheidigung der unglücklichen Königin Marie Antoinette. Der erwählte Vertheidiger nahm ſeinen Sitz im Barreau ein.

Die Anklage warf ihr vor, den Stoß von unten nach oben geführt zu haben, damit er ſicherer ſei, und ſagte zu ihr, ſie müſſe ſich ohne Zweifel zuvor geübt haben. Bei dieſer Beſchuldigung ſtieß ſie einen Schrei der Schaam aus.

O, über das Ungeheuer! rief ſie, er betrachtet mich wie einen Mörder.

Eine Reihe von Fragen legte ihr nach Beendigung der Anklage der Präſident vor; ſie geſtand offen ihre That.

Wer hat Ihnen soviel Haß gegen Marat eingeflößt? —

Ich bedurfte nicht des Hasses Anderer, ich hatte genug an dem meinigen; übrigens vollführt man schlecht, was man nicht selbst bei sich beschlossen hat.

Was haßten Sie an ihm? —

Seine Verbrechen.

Was hofften Sie, als Sie ihm den Tod gaben? —

Meinem Vaterlande den Frieden wieder zu geben.

Glaubten Sie also, alle Marat's ermordet zu haben? —

Ist dieser todt, so werden die Anderen vielleicht zittern.

Man legte ihr das Messer zur Anerkennung vor. Sie stieß es mit einer Geberde des Ekels von sich.

Ja, sagte sie, ich erkenne es an! Ich habe einen Menschen getödtet, um Hunderttausende zu retten. Ich war Republikanerin schon vor der Revolution.

Der öffentliche Ankläger widerholte kurz die Verhandlungen und trug auf den Tod an.

Der Vertheidiger erhob sich.

Die Angeklagte, begann er, ist des Verbrechens geständig und seiner langen Vorüberlegung, und der belastendsten Umstände desselben. Dies ist ihre ganze Vertheidigung, Bürger! Diese unerschütterliche Ruhe, diese vollständige Verleugnung ihrer selbst, die keine Gewissensbisse im Angesichte des Todes verräth, die, unter einem gewissen Gesichtspunkte betrachtet, erhaben sind, sind nicht natürlich. Sie finden ihre Erklärung nur in dem überspanntesten politischen Fanatismus, der ihr den Dolch in die Hand drückte. An Euch, Bürger, ist es, zu beurtheilen, mit welchem Gewichte ein so unerschütterlicher Fanatismus in die Wagschale der Gerechtigkeit fallen muß. Ich überlasse dies Eurem Gewissen! —

Die Geschworenen sprachen einstimmig das Schuldig aus.

Ohne Erbleichen vernahm sie das Todesurtheil.

Auf des Präsidenten Frage: ob sie über die Art der Strafe die man ihr auferlegte, etwas vorzubringen habe, verschmähte sie die Antwort.

Sie näherte sich ihrem Vertheidiger, und sagte mit durchdringender und sanfter Stimme zu ihm:

Mein Herr, Sie haben mich vertheidigt, wie ich es wünsche; ich danke Ihnen dafür. Ich bin Ihnen einen Beweis meiner Dankbarkeit und Achtung schuldig; ich biete Ihnen einen, der Ihrer würdig ist. Diese Herren, indem sie auf die Richter zeigte, haben so eben die Confiskation meines Vermögens ausgesprochen; ich schulde noch etwas im Gefängnisse, ich vermache Ihnen diese Schuld, selbe für mich zu bezahlen.

Bei ihrer Rückkehr in die Conciergerie, aus der sie in wenigen Augenblicken das Schaffot besteigen sollte, lächelte Charlotte Corday ihren Kerkergenossen zu, die in den Gängen standen, um sie vorübergehen zu sehen.

Ich hatte gehofft, sprach sie zu dem Schließer, daß wir noch einmal zusammen frühstücken würden, aber die Richter haben mich so lange aufgehalten, daß Sie mir verzeihen müssen, mein Wort gebrochen zu haben.

Der Henker trat ein.

Sie bat ihn um eine Minute, einen begonnenen Brief zu vollenden. Er war an jenen Freund gerichtet, den sie vergeblich zu ihrer Vertheidigung aufgefordert zu haben glaubte; indeß war die Ansicht Charlottes irrig, indem er nicht in Paris anwesend war und ihre schriftliche Aufforderung nicht erhalten hatte.

Charlotte erhob sich von ihrem Sitze. Sie bemerkte die Scheere in der Hand des Henkers und das rothe Hemd, welches er über dem Arme trug. Sie erbleichte und schauderte darob.

Wie — schon jetzt! rief sie unwillkürlich aus.

Sie faßte sich indeß bald, nahm dem Henker die Scheere aus der Hand, schnitt eine Locke von ihrem dunkelblonden Haare, das unter der Haube hervordrang und überreichte sie einem Künstler, der ihr Bildniß gemalt hatte. Man bemerkte Thränen in ihre Augen steigen.

Ein Geistlicher erschien, um ihr die Tröstungen der Religion anzubieten.

Statten sie denjenigen, begann sie zu ihm, welche die Aufmersamkeit hatten, Sie zu mir zu entsenden, meinen Dank ab; aber ich bedarf Ihres Dienstes nicht; das Blut, das ich vergoß,

und mein Blut, das ich jetzt vergießen werde, ſind die einzigen Opfer, die ich dem Ewigen bieten kann.

Der Henker ſchnitt ihr das Haar ab, band ihr die Hände und bekleidete ſie mit dem Armſünderhemde.

Dieſe Todestoilette, ſagte ſie lächelnd, iſt von etwas rauhen Händen gemacht, aber ſie geleitet zur Unſterblichkeit.

Sie hob das abgeſchnittene lange Haar vom Boden auf, betrachtete es und gab es der Frau des Gefängnißaufſehers.

In dem Augenblicke, wo ſie auf den Karren ſtieg, um zum Schaffot zu fahren, brach ein Gewitter über Paris aus; aber weder Blitze noch Regenguß zerſtreuten die Menge, welche Plätze, Straßen und Brücken, worüber der Zug ging, bedeckte. Schaaren wüthender Weiber verfolgten den Karren mit ihren Verwünſchungen.

Unempfindlich gegen dieſe Schmähungen ließ Charlotte ihren glänzenden Blick voll Heiterkeit und Mitleid über das Volk gleiten.

Der Himmel hatte ſich wiederum aufgeklärt. Die vom Regen genäßte Kleidung, die eng an ihre Glieder anſchloß, ließ durch die feuchte Wolle die reizenden Umriſſe ihres Körpers durchſchimmern, wie bei einer aus dem Bade ſteigenden Frau. Ihre auf dem Rücken gebundenen Hände zwangen ſie, den Kopf hoch zu tragen. Dieſer Zwang der Muskeln gab ihrer Haltung mehr Feſtigkeit und ließ die Wellenlinien ihres Wuchſes hervortreten.

Die untergehende Sonne umgab mit ihren Strahlen ihr Haupt wie mit einem Heiligenſcheine; die lebhafte Farbe ihrer Wangen wurde noch mehr durch den Widerſchein des rothen Anzuges gehoben und verliehen ihrem Geſichte einen hellen Glanz: ſie glich der befriedigten und verklärten Rache des Himmels. —

Der Richtplatz war erreicht, der Karren hielt ſtill. Charlotte erbleichte, als ſie die Guillotine, das Werkzeug der Hinrichtung, erblickte; aber ſchnell röthete ſich ihre Wange wieder, und ſie ſtieg die ſchlüpfrigen Stufen des Schaffots mit ſo ſicherem und leichtem Schritte hinan, als es das ſchleppende Hemd und die gebundenen Hände geſtatteten.

Als der Henker, um ihren Hals frei zu machen, das Tuch abriß, das ihn verhüllte, bewegte ſie die verletzte Schaam mehr, als die Nähe des Todes. Aber ſchnell gewann ſie ihre Seelen-

heiterkeit wieder und legte mit faſt freudigem Aufſchwunge zur Ewigkeit ihren Hals ſelbſt unter das Beil. Ihr Kopf fiel und prallte zurück. Da ergriff einer der Henkersknechte ihn mit der einen Hand und ſchlug ihn mit der anderen.

Die Dichtkunſt aller Völker bemächtigte ſich des Namens: Charlotte Corday, der Deutſche Klopſtock feierte den „Engel des Mordes“ in einer Ode; „denn ſie ſtarb für das Vaterland.“ Und Jean Paul errichtete ihr, ihre That als eine nachahmungswürdige Heldenthat, nicht nach Gefühlen, ſondern nach Prinzipien vertheidigend, ein glänzendes Denkmal in ſeiner geiſtreichen Weiſe.

Alſo waren Leben und Ende Marat's, alſo Leben und Tod Charlotte Corday's!

XXIV.

Adolf Clarenbach und Peter Fliesteden

vom Ketzergericht zu Köln zum Feuertode verdammt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Ein Ketzerprozeß des Jahres 1529.

An einem Herbsttage des Jahres 1527 trat in den Dom zu Köln ein junger Mann, als gerade am Hochaltare Messe gehalten wurde. Festen, raschen Ganges schritt er durch die weiten Hallen und darauf die Stufen des Altars hinauf. Hier stellte er sich während des Gottesdienstes hin, den Hut trotzig auf dem Kopf behaltend, den Rücken gegen das Allerheiligste gekehrt. Und als jetzt der Priester am Altare die Hostie in die Höhe hob und der Meßner die Klingel ertönen ließ und Alle in Andacht auf die Knie niederfielen, da stand der Fremde allein aufrecht da, zuckte mitleidig die Achseln, seufzte tief und spie aus.

Dessen nahm sich — wie ein alter Druck, worin dieser Vorgang und sein weiterer Verlauf erzählt wird, berichtet — Jedermann, so Laien wie Priester, Wunder; jedoch fragte ihn Niemand; auch ließ man ihn ungehindert nach der Messe im Dom umhergehen. Inzwischen eilte man zum Gerichtshalter und zeigte ihm den Frevel an, der ihn dann sogleich, als er aus dem Dome ging und die Straße betrat, ergreifen und vor sich bringen ließ.

Der Ergriffene war ein junger Gelehrter, Peter Fliesteden mit Namen, aus einem Dorfe gleichen Namens unweit Cleve gebürtig. Der neuen Lehre Luthers zugethan, hatte er sich nach

Köln begeben, um hier auch Andere für das Werk der Reformation zu gewinnen.

Das Mittel, welches er dazu wählte, war freilich nicht das rechte; aber es zeugte von dem hohen Muthe und der kräftigen Ueberzeugung, die ihn beseelte. Im Verhöre gestand er offen und sonder Hehl die Absicht seines Erscheinens im Dome, er habe seine Meinung, daß er den Meßdienst für eine Abgötterei halte, vor allem Volk an den Tag legen wollen. Er wurde in den Kerker geworfen.

Kurz darauf erhielt er einen Kerkergenossen in der Person Adolf Clarenbachs, eines bekannten Verkündigers der evangelischen Lehre, der nach Köln gekommen war, um einen Freund und Glaubensgnossen, der vor das geistliche Gericht zur Verantwortung geladen, zu vertheidigen, indeß zur Haft gebracht wurde.

Beiden Ketzergenossen stand der Ketzerprozeß bevor. —

Ketzer nannte die christliche Kirche früherer Zeit alle diejenigen Christen, welche von ihren Glaubenssatzungen abwichen, und ebenso auch seit dem sechszehnten Jahrhundert und der Reformation die katholische Kirche alle Anhänger der Lehre Luthers. Vor Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion bestrafte man die Abtrünnigen mit dem Kirchenbann, wodurch sie von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wurden. Constantin der Große ließ indeß neben dem von den Bischöfen verhängten Bann Landesverweisung, Verlust der bürgerlichen Rechte gegen die Ketzer und Verbrennen der, ketzerische Absichten enthaltenden, Schriften eintreten. Priscillian war der Erste, der der Ketzerei halber auf der Synode zu Trier im Jahre 385 zum Feuertode verurtheilt ward. Seit dem Beginne des 13. Jahrhunderts wurden fast in allen Ländern der Christenheit Ketzergerichte und Ketzermeister bestellt.

Die Reaktion gegen die Lehre Luthers durch Glaubensverfolgung, Ketzergerichte, Inquisitionstribunale und Hexenprozesse begann überall; mit rasendem Fanatismus und glühendem Hasse ging man zu Werke. Sonder Wahl griff man zu jedem Mittel, welches Erfolg zu versprechen schien.

Was Censur, Preßknechtschaft und Bücherverbote nicht vermocht hatten, das sollten Feuer und Schwert thun. Frankreichs

Boden triefte vom Blute der Bartholomäusnacht; die Inquiſition errichtete ihre Bluttribunale in Spanien und Italien, die Ketzergerichte ihre Scheiterhaufen in Deutſchland, und das „Recht“ verübte ungeſtraft Juſtizmorde.

Deutſchlands erſter Ketzermeiſter war Konrad von Marburg im erſten Drittel des 13. Jahrhunderts. Huß und Hieronymus von Prag ſtarben den Märtyrer- und Flammentod mehr als hundert Jahre vor Luthers Auftreten, und ſpäter flackerten auf deutſchem Boden die Scheiterhaufen der Ketzermeiſter lichterloh als vermeintliche radicale Mittel gegen die Reformation. Die Kirche ließ „in ihrer Milde“ die Ketzer verbrennen, weil ſie kein Blut vergießen mochte („quia Ecclesia non novit sanguinem“). So förderte die Heuchelei der Pfaffen die grauſamſte Todesſtrafe.

Als erſte Blutzeugen des lutheriſchen Glaubensbekenntniſſes ſtarben den Feuertod im Jahre 1523 zwei junge Auguſtinermönche aus Amersfort zu Brüſſel, Heinrich Voes und Johann Eſche. Da ſtimmte Luther, „die Wittenbergiſch Nachtigall, ſo man jetzt höret überall“, wie der Nürnberger Dichter Hans Sachs von ihm ſang, zu Ehren und zum Gedächtniß der erſten Märtyrer des evangeliſchen Glaubens das Lied an:

Ein neues Lied will heben an,
Das walt Gott, unſer Herre!
Zu ſingen, was er hat gethan
Zu ſeinem Lob und Ehre,
Zu Brüſſel in dem Niederland
Wohl durch zwei junge Knaben
Hat er ſein' Wundermacht bekannt,
Die er mit ſeinen Gaben
So reichlich hat gezieret.
Die Aſche will nicht laſſen ab,
Sie ſtäubt in allen Landen;
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub, noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden,
Die er im Leben durch den Mord
Zu ſchweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit Aller Stimm' und Zungen
Gar fröhlich laſſen ſingen.

Der Fanatismus begann in Deutschland zu wüthen und forderte blutige Opfer. Vor Allen hatte er in den Ringmauern „der hilligen Stadt Köllen“ seinen Sitz und Heerd. Die dortige Hochschule war das Centrum, von welchem aus in Nord-Deutschland die Verfolgungen Andersglaubender und Andersdenker hauptsächlich ausgingen. Hier wüthete die Rotte der Zeloten, der obscuren Scholastik, an ihrer Spitze Jakob Hoogstraaten, Prior des Dominikanerklosters zu Köln, Ketzermeister der Stifter Mainz, Trier und Köln, Konrad Köllin von Ulm und Arnold Tongern, Canonikus daselbst. Diese Drei fochten im Verein mit dem getauften Juden Pfefferkorn, der in seinem 50. Lebensjahre Glauben, Weib und Kind verließ und sich taufen ließ, an der Spitze der Reaktion. Hoogstraaten hatte gleich im Beginn des Auftretens Luthers den Rath gegeben, den Wittenberger Augustinermönch zu verbrennen; die Hochschule Kölns donnerte zuerst den Bannfluch gegen ihn und opferte seine Schriften dem Feuertode. Und bald darauf begannen die Ketzerriecherei und Ketzerverfolgung in Köln, und als erste Opfer endeten dort auf dem Scheiterhaufen Peter Fliesteden und Adolf Clarenbach 1529, weil sie „mit der Lutherischen Lehre im Gerücht waren“.*)

Adolf Clarenbach war einer der ersten und gelehrtesten Männer seiner Zeit, „welche in Westfalen und am Niederrhein für die Ausbreitung der Reformation wirkten.“ Im Beginne des 16. Jahrhunderts auf dem Buscherhofe bei Lüttringhausen im Bergischen als Sohn eines Gutsbesitzers geboren, begann er seine Studien auf der damals berühmten Domschule zu Münster, und

*) Drei alte Drucke enthalten den Ketzerprozeß wider jene beiden ersten Opfer der deutschen Ketzermeister im funfzehnten Jahrhundert; der eine führt den Titel: Acta Adolphi Clarenbach 1537 (ohne Druckort). Der andere: Wahrhaftige Historia von den wohlgelarten und bestendigen Männern Adolpho Clarenbach und Peter Fliesteden. Neu auf vieler Christen Bitt gedruckt. Wittenberg 1560. Die dritte Schrift führt den Titel: Ernstliche Handlung zwischen den hochgelarten Doktorn in der Gottheit, als man sie zu Cöln nennt, oder Ketzermeister und einem Gefangenen, genannt Adolf Clarenbach 1529.

ſtudirte darauf Theologie auf der Univerſität Köln, wo er mit ſeinen ausgezeichneten Kenntniſſen ſich die akademiſche Würde eines Doktors der Theologie erwarb, ohne jedoch, da er ſich für das gelehrte Schulfach beſtimmte, in den geiſtlichen Stand zu treten. Höchſt unterrichtet und mit einer von ſeinen Zeitgenoſſen ſehr gerühmten Beredtſamkeit, vereinte er einen frommen Sinn und den Vorzug einer angenehmen äußeren Erſcheinung, und feſſelte alſo nach allen Seiten hin.

In Weſtphalen reichen die erſten Spuren kirchlicher Bewegungen im Sinne der Reformation nicht über das Jahr 1523 hinaus. Sie fanden in der Stadt Münſter zuerſt ſtatt, und es war hier der jüngere Nachwuchs der Partei der Wiſſenſchaftsförderer (Humaniſten), der für die neue Lehre in die Schranken trat.

Mehrere Lehrer an den ſtädtiſchen Kirchſpielsſchulen Münſter's, Adolph Clarenbach an der Spitze, begannen hier zuerſt neben und nacheinander ſich durch beſonderen Eifer für die kirchliche Neuerung bemerkbar zu machen und in ihrem Sinne zu lehren.

Die „Zeyttungen“ und „fliegenden Blätter“ zuerſt, dann Luther's Flugſchriften ſelbſt, die der literariſche und kaufmänniſche Verkehr in einzelnen Exemplaren auch hieher gebracht hatte, entzündeten und begeiſterten durch die Gewalt ſeiner Beredtſamkeit alle Köpfe und Herzen, um wieviel mehr die der Genoſſen der für Fortſchritt und Freiheit des Geiſtes, Glaubens und Gewiſſens erweckten, ſtrebenden gelehrten Welt.

Namentlich hat ſich Clarenbach, der geiſtig ausgezeichnetſte unter ihnen, während der Jahre 1520 und 1523 Konrektor an der Ludgeriſchule zu Münſter, ſonder Rückhalt wider Heiligenverehrung, Fegefeuer und Ablaß ausgeſprochen. Der drohenden Strafe und Gefährdung ſeiner perſönlichen Freiheit entzog er ſich im Jahre 1523 durch die Flucht nach Weſel, wo er ſofort als Lehrer bei der Stadtſchule eintrat.

Hier traf er als Geiſtes-, Glaubens- und Gefängnißgenoſſen in dem nahegelegenen Dorfe Büderich den Auguſtinermönch Tendering und den Kapellan Klopreis, ſowie in der Stadt den Kapellan Clemens von Rade vorm Walde an der Matenakirche und den früheren Obſervantenmönch Dr. Berken an. Seine refor-

matoriſche Thätigkeit trat alsbald in einem ſo bedeutenden Grade in die Oeffentlichkeit, daß das Gerücht davon bis nach Köln hinüber laut wurde, und der Kölniſche Official darüber beim Herzoge von Cleve Beſchwerde erhob. Mehrmals wurden herzogliche Mahnſchreiben an die Stadt erlaſſen mit dem Befehle, keine Glaubensneuerer in ihren Mauern zu dulden.

In Weſel mit einem Minoritenmönch über eine von ihm gehaltene Predigt in einen theologiſchen Streit gerathen, forderte er ihn nach damaligem Gebrauche zu einer öffentlichen Diſputation auf. Nach einer Nachricht ſoll er darin den Sieg davon getragen haben, nach einer anderen der Magiſtrat der Stadt Beiden das öffentliche Auftreten verboten haben, um den Frieden und die kirchliche Eintracht aufrecht zu erhalten. Wie aber auch der Streit mit dem Mönch geendet haben mag, die Sache war ruchbar im Lande geworden, und Clarenbach wurde gleich darauf bei dem Official Dr. Arnold Broichſchmidt zu Köln als Ketzer angeklagt, ſeines Amtes entſetzt und gezwungen, Weſel zu verlaſſen.

Er begab ſich zu ſeinem gleichgeſinnten Freunde, dem Kapellan Klopreis im nahegelegenen Büderich, und als auch dieſer bald darauf ſeiner Grundſätze halber vertrieben ward, nach Osnabrück.

Ohne öffentliches Amt eröffnete er dort im Sommer 1526 Privatvorleſungen über das Evangelium Johannes und Melanchton's Dialektik; auch in der Schule zu Osnabrück gab er außerordentlichen Unterricht.

Aber auch hier fand er keine bleibende Stätte, ſondern wurde im März 1527 auf Antrag des Domkapitels von dem Fürſtbiſchof aus der Stadt verbannt. Um Oſtern kehrte er in ſeine Heimath zurück, blieb dort den ganzen Sommer hindurch, und wirkte für die lutheriſche Lehre ſowohl dort, als auch in den benachbarten Orten.

Godert von Ketteler, Ritter und Droſte zu Elberfeld, trat offen gegen ihn auf und drohte: „wenn Clarenbach ſich noch einmal in Elberfeld ſehen laſſe, wolle er einen ſolchen Gang mit ihm gehen, daß er das Wiederkommen vergeſſen werde“, und Graf Franz von Waldeck, Domherr in Köln und Amtmann der Bijenburg, ließ in der Kirche zu Lüttringhauſen öffentlich verkün-

digen, „daß er sein Gebiet und Amt nicht wieder betreten solle; würde er darin ertappt, so solle die Bijenburg seine Wohnung werden."

Solche Drohungen vermochten Clarenbach, seine Heimath zu verlassen. Er verließ Lüttringhausen. Ein halbes Jahr nachher war er mit seinem Freunde Klopreis in Köln, wohin Clarenbach ihn, der von dem geistlichen Gerichte daselbst verhört werden sollte, begleitet hatte. Klopreis nämlich, der schon einmal wegen Ketzerei in Untersuchung gewesen, auf seinen Widerruf aber der Haft entlassen war, hatte nicht lange nachher aufs Neue in Büderich Lehren gepredigt, welche den geistlichen Behörden Kölns nicht gefielen. Er wurde daher abermals vorgeladen oder, was wahrscheinlicher ist, gefänglich dahin abgeführt.

Dahin war ihm Clarenbach gefolgt, um ihn mit seiner Beredtsamkeit vor dem geistlichen Gerichte zu vertheidigen. Allein diese Freundesabsicht führte ihn selbst vor seinen Richter. Denn, als er seinen Freund, der, von den Gerichtsdienern begleitet, ins Gefängniß geführt ward, auf der Straße ansprach und ihm Muth einredete, wurde er selbst angehalten, festgenommen und ins Gefängniß geworfen. Klopreis fand alsbald Gelegenheit, der Haft zu entfliehen; er entrann für diesmal, begab sich späterhin nach Münster, ward dort von den Wiedertäufern verleitet, als Abgesandter derselben zu Warendorf verhaftet, und endetete sechs Jahre später als Clarenbach auf dem Scheiterhaufen.

Clarenbach blieb zu Köln in Haft, der Ketzerprozeß wurde gegen ihn eingeleitet. Am Montage in der Palmwoche 1529 kam er zum erstenmale ins Verhör. Unter seinen Richtern befanden sich die Ketzermeister Jakob Hoogstraten, Konrad Cöllin und Arnold von Tongern.

Von vorn herein widersetzte sich Clarenbach jeder Verurtheilung durch diese Richter, indem er wiederholt erklärte, er sei kein Geistlicher, und müsse und wolle nicht von Geistlichen gerichtet werden; man könne ihn als Laien nur vor ein weltliches Gericht stellen. Auch bringe es das kaiserliche Recht mit sich, daß dem Verklagten, der verhört werden solle, seine Kläger gegenüber gestellt würden. Er begehre deshalb, man wolle auch ihm, den

Rechten gemäß, ſeinen Kläger bringen, damit er Fuß bei Fuß ſtelle und Mund an Mund.

Dieſe Erklärungen fanden indeß keinen Eingang. Er ſei, hieß es, mit der neuen lutheriſchen Lehre im Gerücht, und in dieſem Falle brauche das Verfahren, von dem er rede, nicht angewandt zu werden, ſondern man müſſe mit ihm einen anderen Weg gehen. Welchen Weg? das zu entſcheiden, ſeien die hochwürdigen Herren, die Geiſtlichen da.

Clarenbach mußte ſich fügen, ſein Proteſt half ihm nicht. Als ihm nun gleich darauf die geiſtlichen Beiſitzer des Gerichts mit theologiſchen Fragen zuſetzten, ſuchte er ihnen anfangs mit allgemeinen Antworten auszuweichen, allein man drang immer ſchärfer in ihn.

So fragte man: ob er glaube, daß der Papſt ein Haupt der Kirche ſei? Er erwiderte: da ich wegen des Glaubens verſucht und gefragt werde, ſo ſage ich: ich glaube, was die heilige allgemeine Kirche glaubt, dieſe glaubt aber nichts Anderes, als was die Glaubensartikel beſagen: alſo glaube ich auch nichts Anderes.

Mit dieſer Antwort war Arnold von Tongern nicht zufrieden und forderte eine beſtimmte Erklärung.

Clarenbach verſetzte: Anders, als ich gethan, kann ich darüber nicht ſogleich antworten. Ich habe über den Gegenſtand eben nicht ſtudirt und Bücher nachgeleſen, daß ich gleich das Rechte bei der Hand hätte, was auf Eure Frage zu ſagen wäre. Ihr, hochwürdige Herren, habt Euch aber lange beſonnen und obendrein aufgeſchrieben, was Ihr mich fragen wollt.

Hierauf wandte ſich der Ketzermeiſter an den Protokollführer mit den Worten: „Herr Notarii, ſchryfft: Noluit respondere“ (ſchreibt: er hat nicht antworten wollen; das Protokoll wurde nämlich in lateiniſcher Sprache geführt).

Da es aber dem Ketzermeiſter gar ſehr um eine beſtimmte Erklärung zu thun war, ſo ward zum dritten Mal die Frage geſtellt: Ob er glaube, daß der Pabſt ein Haupt der Kirche ſei?

Clarenbach beantwortete diese Frage mit Nein und dem Zusatze: denn ich glaube, daß Christus ein Haupt der heiligen Kirche ist; wäre nun der Pabst auch ein solches Haupt, so wäre die Kirche ein Monstrum mit zwei Köpfen," worüber einer der geistlichen Beisitzer dermaßen erschrak, daß er ausrief: „Jh, wat seyt gy, dar nehm ich nit diese Kammer voll Gülden, dat ich dat seg."

Es kam zu einigen anderen Fragen, und endlich verlangte man von Clarenbach einen Eid, daß er über alle Artikel, die man ihm vorlegen werde, nach der Wahrheit schriftlich Erklärung abgeben solle.

Clarenbach aber weigerte sich derselben; die Wahrheit wolle er ihnen aufschreiben, aber ohne andere Gewähr als die seines Ja und Nein, darüber dürfe er nicht thun, er halte einen Eid für unerlaubt, weil er ganz unnöthig sei, denn derselbe sei wider Recht und löblichen Gerichtsgebrauch der ehrsamen, würdigen Herren vom Rathe zu Köln. Nur von ihnen wolle er gerichtet werden.

Er ward bei dieser Weigerung in seine Haft entlassen, nach drei Wochen wieder ins Verhör genommen, bei seiner ferneren Weigerung des Eides aufs Neue abgeführt, nach neuen zehn Wochen abermals ins Verhör gebracht und mit der Frage empfangen: Ihr wollt also durchaus nicht schwören, seid ihr aber bereit zu thun, wozu ihr Euch erboten habt, nämlich die Wahrheit zu bekennen auf Ja und Nein? —

Dazu bin ich bereit, entgegnete Clarenbach, aber weil ich über die Fragen und Artikel, die ihr mir vorlegen werdet, nicht nachgedacht, so bitte ich armer Gefangener demüthig und um Gotteswillen, Ihr mögt sie schriftlich mir übergeben und mir Zeit gönnen, reiflich nachzudenken und meine Antworten nieder zu schreiben. Das, denke ich, möchte mir nach den Rechten wohl gebühren.

Nein, fuhr ihn der Richter an, Ihr müßt mit lebendiger Stimme antworten; so bringt's unser Brauch mit sich. Und Tongern begann darauf:

Zum Erſten fragen wir Euch, ob Ihr auch kennt einen Mann, der Martin Luther heißt? —

Von Angeſicht kenne ich ihn nicht; ſonſt habe ich viel von ihm gehört. —

Habt Ihr je gewünſcht, daß Luther's Schriften vertheidigt und verbreitet würden? —

Ja, inſofern ſie mit dem Evangelio übereinſtimmen, ſonſt nicht.

Habt Ihr Luther's Bücher geleſen? — Ja, etliche.

Habt Ihr ſie gut geheißen?

Ja, inſofern ſie mit Gottes Wort übereinkommen.

Habt Ihr Luther für einen Heiligen oder Gerechten gehalten, den man als ſolchen erheben ſolle?

Ich bin über ihn nicht zum Richter geſetzt, ſondern Chriſtus allein, der uns mit ihm richten wird.

Habt Ihr beſeſſen oder beſitzt Ihr noch irgend Traktate oder Briefe von ihm oder einem Schüler herausgegeben?

Ja, und zwar um das Gute, was darin ſtände, heraus zu nehmen, das Böſe aber vorbei zu laſſen nach Pauli Spruch: Prüfet Alles und das Gute behaltet.

Habt Ihr ſelbſt auch Schriften nach der Lehre Luther's geſchrieben und unter Eurem oder anderen Namen gemein gemacht?

Ich habe Epiſteln geſchrieben nach der Lehre des Evangelii Chriſti; dieſe Lehre halte ich allein für gut, und wo Luther ſie auch hat, da halt ich's mit ihm, nicht um ſeinet-, ſondern um der Lehre willen.

Kennt Ihr Perſonen, die Luther's Schriften haben?

Ja, wohl Tauſende, die ich nicht Alle nennen kann.

Hierauf begann das Verhör mit Fragen über Kirchengebräuche, Weihwaſſer, Salz, Kerzen, Palmen, Abendmahl, Beichte, Abſolution, Fegfeuer, Verehrung der Jungfrau und Heiligen, welche

Clarenbach frei, offen und ohne Rückhalt im Sinne Luther's beantwortete. Es ward ihm vorgehalten, und er mußte es als richtig anerkennen, daß Luther's Lehre durch den Pabst verdammt sei, daß Kurfürst Hermann in demselben Jahre ein Mandat gegen seine Lehren und Bücher erlassen, daß dasselbe in allen Kirchspielen bekannt gemacht, und daß Clarenbach seit dieser Zeit in Städten gewohnt habe, die zum Erzstifte Köln gehörten.

Darauf wurde ihm erst eine Reihe von Aeußerungen und Thatsachen, die er sich in kirchlichen Dingen habe zu Schulden kommen lassen, vorgehalten.

Theils gestand er sie zu, theils verwarf er sie als entstellt und erdichtet.

Er leugnete nicht die Verbreitung des neuen Testaments in deutscher Sprache durch ihn unter seinen Freunden, aber er leugnete, daß er seine Schüler zu Münster dazu vermocht, die Heiligenbilder und Kreuze auf den Gräbern nieder zu werfen. Ebenso erklärte er es für unwahr, daß er seine Schüler zu Osnabrück veranlaßt habe, das Bild der Jungfrau Maria an den Schandpfahl zu hängen und dergleichen mehr.

Als das Verhör geendet, verlangte Clarenbach, der Notar möge niederschreiben, es sei in ihn gedrungen, schnell und unvorbereitet zu antworten, in solchem Uebereilen möge ein Mensch wohl irren; hätte er geirrt, so möge man ihn unterrichten und aus der Bibel überzeugen. Man führte ihn ins Gefängniß, und kam nach sechs Wochen zu ihm, daß er 23 Artikel, die man als Ketzerlehren aus den Verhörsprotokollen ausgehoben hatte, widerrufe; dessen weigerte er sich aber. Drei und zwanzig Wochen lang blieb er wieder im Kerker, bis endlich das Urtheil gesprochen wurde.

Das Gericht trat am 25. Mai wieder zusammen in öffentlicher Sitzung, die Sentenz bei offenen Thüren zu sprechen. Man forderte ihn auf, abzulassen von seinen Irrthümern und sich der Kirche wieder zu unterwerfen. Clarenbach wandte sich, statt Antwort zu geben, an die Zuschauer, und begann den Gang

seines Prozesses zu erzählen. Lange ließ man ihn reden, bis Tongern ihn nochmals zur Beantwortung seiner Frage aufforderte; im Nichtbeantwortungsfalle werde das Urtheil verkündigt.

Vergebens rief das Volk, ihm das Wort zu gönnen. Da rief er noch einmal mit lauter Stimme: er appellire an den Kaiser, wie auch Paulus sich auf ihn berufen habe. Man ging nicht darauf ein. Da wollte er sich, vielleicht auf des Volkes Hülfe vertrauend, entfernen.

Lebt wohl! sprach er, und die Gerichtsdiener ließen ihn ungehindert gehen; aber einer der Richter sprang ergrimmt auf, griff ihn beim Arme und rief: Geht zu Eurem Stuhl und hört die Sentenz! Sie ward in lateinischer Sprache verlesen und schloß mit den Worten:

„So schneiden wir denn diesen Adolf Clarenbach als ein räudiges Schaf und als ein faules, stinkendes Glied von der Kirche a. und übergeben ihn der weltlichen Obrigkeit, jedoch mit der Bitte, daß sie ihm an Leib, Leben und Blut nichts zufügen mögen."

Machet die Fenster auf, rief Clarenbach spottend, als das Urtheil verlesen, daß der böse Qualm herausschlage! Aber die geistlichen Herren ließen sich nicht irren; ihr Werk war fertig, und der Ketzermeister legte demselben nur noch eine fromme Zugabe bei, indem er sämmtlichen Gliedern des Gerichts zum Lohne einen Ablaß von 300 Jahren, den umstehenden Zuhörern einen kleineren von 40 Jahren ertheilte. Er verlangte dann, daß ihm der Notar eine Urkunde ausfertige zum Zeugnisse seiner Appellation an Kaiser und Reich. Umsonst — er ward in den Kerker zurückgebracht. —

Gegen seinen Kerkergenossen Peter Flieseden war gleichfalls der Ketzerprozeß eingeleitet. Auch er gestand frei und offen seine Glaubensansichten. Man schritt wider ihn zur Folter, um ihn durch die Marter von seinem „Irrglauben" abzubringen; er sollte widerrufen. Aber seine Peiniger täuschten sich, denn er duldete standhaft alle Schmerzen und Qualen der Folter und wankte nicht.

Der Sommer verfloß; am Sankt Cäsariustage (27. Oktober) ward das Todesurtheil an ihnen vollstreckt. Mit zusammengebundenen Händen wurden sie von den Henkern nach der Hacht, wo die Missethäter bis zum Läuten der Sterbeglocke verweilen mußten, unter dem Zudrange einer großen Menschenmasse gebracht. Als die Todesklänge vom Thurme herabschallten, rief Clarenbach: „Gott der Herr sei gelobt, daß die Stunde hie ist, da wir um seinetwillen den Tod leiden sollen." Und der Henker kam und mahnte: Die Zeit ist hie, meine lieben Brüder, es muß sein.

Clarenbach versetzte: Wann Ihr wollt, wir sind bereit.

Während des Zuges durch die Stadt betete er mit lauter Stimme. Fliesteden sprach wenig. Der Zug ging nach Melaten; da war auf einer Anhöhe der Richtplatz. Man hatte dort eine Hütte von dürrem Holze und Stroh aufgestellt, in welcher sie den Flammentod sterben sollten. In der Nähe angelangt erhoben sie ihre Hände und flehten zu Gott um Vergebung ihrer Sünden. Nach dem Gebete fragte Fliesteden seinen Freund: „Glaubst Du, daß Dich Christi Blut rein machen wird von allen Sünden?"

Ja, antwortete Clarenbach, das ist mein Trost!

Nun — so verzeihe auch mir, sprach Jener, Alles, was ich Dir gethan haben möchte in der Zeit, da wir bei einander waren.

Und Clarenbach antwortete: Ja, gern thu' ich das, und vergieb Du das auch mir, wenn ich Dich erzürnt hätte.

Sie küßten sich darauf und schieden freundlich von einander. — Jetzt nahm der Henker Fliesteden, entkleidete ihn bis aufs Hemd, und führte ihn zur Hütte; er ward darin erdrosselt und darauf den Flammen übergeben.

In demselben Augenblicke trat zu Clarenbach ein Dominikanerbruder heran, ihm Trostesworte zuzureden, worauf dieser freundlich dankte und den Ordensmann bat, alle Brüder in dem Herrn zu grüßen. Dann entkleidete er sich selbst und trat muthig in die Hütte. Als er Fliesten's Leiche erblickte, rief er aus:

„Gott sei Dir gnädig und barmherzig, gleich folge ich Dir!"

Seinen Tod zu beschleunigen, hatte man befohlen, ihm ein Säckchen Pulver an den Hals zu hängen. Darauf stellte er sich selbst an den Pfahl, an den ihn der Henker mit Ketten schloß.

Jetzt ergriff der Henker einen Brand und zündete Stroh und Holz an, daß die Flamme hoch auflohderte. Da rief Clarenbach noch einmal: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“

Das Pulver entzündete ſich: Dampf, Rauch und Flamme umgaben ihn; er hatte geendet.

XXIII.

Ein verhinderter Juſtizmord.

Julie Renaut als angebliche Gattenmörderin zum Tode verurtheilt und durch den Mörder ſelbſt gerettet.

Verhandelt vor dem Criminalgerichte zu Aix im Jahre 1801.

Nichts in der Welt empört in ſolchem Grade als der Juſtizmord — ein Begriff, der aus dem Ehrwürdigſten und aus dem Scheußlichſten zuſammengeſetzt iſt — ſagte vor Jahren bei Gelegenheit der Aburtheilung des Fonk'ſchen Kriminalprozeſſes der ſpätere Juſtizminiſter von Kamptz. Willkür, Deſpotie und Tyrannei eines Machthabers, fuhr er fort, oder der von Böſewichtern an Schuldloſen verübte ſchauderhafteſte Mord erfüllen das Gemüth nicht ſo mit Schreckniß und Entſetzen, als der Gedanke an die Möglichkeit, durch dieſelben Inſtitutionen, deren urſprünglicher, eigentlicher, einziger und ewiger Zweck iſt, uns in unſern theuerſten Gütern, Leben, Ehre und Freiheit, zu ſchützen, ungerechterweiſe um dieſe Güter gebracht zu werden. Vorſicht und Wachtſamkeit, Kunſt und Muth können uns gegen die offenen Attentate von Böſewichtern ſchützen; aber welche Klugheit und welcher Muth ſchützt uns vor der Ungerechtigkeit eines Richterſpruchs? welche Vorſicht gegen eine Anklage auf Leben und Tod, die, vor eingenommene, befangene, beſchränkte oder gewiſſenloſe Richter gebracht, uns um Ehre, Freiheit und Leben bringen kann? — Der durch Mörderhand Gefallene iſt glücklich gegen das Opfer des Juſtizmordes, ihm folgt Trauer und Achtung ſeiner Mitbürger, ſeine Leiden ſind eine Kleinigkeit gegen das, was der leidet, dem ein ungerechter Richterſpruch das Leben

abſpricht, und der wenigſtens noch eine Zeitlang nach ſeinem Tode, ſchuldlos, als ein Böſewicht, als ein Ehrloſer und als Abſchaum der bürgerlichen Geſellſchaft, von ſeinen Mitbürgern, ſelbſt von ſeinen Freunden, betrachtet wird, und ſo gleichſam mit dem Fluch der Welt in ein unverdientes und ſchreckliches Grab mit dem Gedanken ſteigen muß, ſeinen Angehörigen das Erbe eines geſchändeten Namens zu hinterlaſſen. Daß aber von demſelben Schwerte, welches nur geſchliffen iſt, um die Unſchuld zu ſchützen und das Verbrechen zu zügeln, Morde dieſer Art ſchon begangen ſind, daß ſchon Opfer mißbrauchter oder ſchlecht angewendeter Juſtiz gefallen und manches ſchuldloſe Haupt in aller Form Rechtens einem entehrenden und ſchrecklichen Tode übergeben worden, lehrt leider! die Geſchichte. Die geſittete Welt ſchreibt ſolche Fälle aber mit unauslöſchlichen Zügen in ihre Jahrbücher. Der an Calas verübte Juſtizmord wird in ihren Jahrbüchern nicht minder ſorgſam aufbewahrt, als die Bartholomäus-Nacht, und iſt nicht ſeltener, wie dieſe, als Greuel angeführt.

Wie iſt es möglich, daß dergleichen Morde durch die Hand der Gerechtigkeit noch heut zu Tage vorkommen und vorkommen können? —

Die Beantwortung dieſer Frage iſt leicht. Die Möglichkeit einer ſolchen grauenhaften Unthat iſt, abgeſehen von der allgemeinen Unvollkommenheit aller menſchlichen Anſichten und Einrichtungen, einzig und allein in der Mangelhaftigkeit unſerer Geſetze und unſres Gerichtsverfahrens gegründet, und wahr und über jeden Angriff erhaben iſt des großen franzöſiſchen Dichters der Gegenwart Viktor Hugo's Ausſpruch:

„Unſere Zeit verlangt gänzliche Umgeſtaltung der bürgerlichen Geſetzgebung wie der Strafgeſetzgebung vom Riegel bis zum Schlachtmeſſer.“

Die Geſetze der Gegenwart ſtammen theils aus der Vorzeit, ſind gleichſam Ueberlieferungen derſelben, theils gründen ſie ſich auf dieſelbe. Deshalb ſtimmen ſie nicht mit unſeren Anſichten und Ueberzeugungen; ſie widerſtreben unſern Anſchauungen und Gefühlen; ſie genügen nicht unſeren Anforderungen und geiſtigen

Errungenschaften in rechtlicher Hinsicht wie im Rückblick auf Humanität. Unsere Zeit liegt auch in diesem Betracht mit der Vergangenheit im Kampfe, und der Sieg ist noch nicht entschieden. Es ist gleichsam ein Wettrennen zum Ziele mit Hindernissen, welche noch zu überwinden sind, ehe dasselbe erreichbar ist. Daher das Dringen und Drängen der Völker nach Reform der Gesetzgebung, und daher die vielen Versuche und Experimente auf gesetzgeberischem Gebiete seit längerer Zeit Seitens der Regierungs- und Gesetzgebungs-Gewalten in fast allen Ländern Europas, in keinem so zahlreich als in Deutschland.

Wir Alle sind Zeitgenossen derselben und haben mehr oder minder Antheil daran genommen. Mit welchen Erfolgen — davon weiß Jeder zu sagen. Eins ist gewiß: Befriedigung hat noch keins dieser Experimente gegeben.

Selbst das Schwurgericht in seiner gegenwärtigen Gestalt gewährt keine Befriedigung und Sicherheit, wo die Theilnahme als Geschworener nicht nach der geistigen Befähigung, sondern nach dem volleren oder schlafferen Geldbeutel derselben bemessen wird, da kann wahre Justiz nicht gehandhabt werden; da heißt es mehr als „unser Wissen ist Stückwerk."

Von den ältesten Zeiten her hat Niemand besser und richtiger als das Volk die Mangelhaftigkeit der Zustände des Rechts und der Rechtspflege eingesehen. „Das Recht hat eine wächserne Nase" ist in allen Völkern gemeinsames Sprüchwort; alle Völker betrachten den gerichtlichen Prozeß wie eine „Lotterie", wie ein „Würfelspiel"; daher die bei allen Völkern üblichen Bezeichnungen: „ich habe den Prozeß verloren, verspielt;" „er hat den Prozeß gewonnen." Die Partheien haben miteinander gespielt; der Prozeß ist ein — privilegirtes „Hazardspiel," gleich dem in den Spielhöllen der Bäder. So unsicher ist das Recht, so schwankend die Rechtspflege gleich dem rollenden Würfel, wie die sich drehende Spielkugel. —

Und was ist richtiger für den Einzelnen wie für die Gesammtheit, für die Familie wie für den Staat als ein durch eine reife Gesetzgebung geordneter Rechtszustand und geregelte Rechtsverwaltung? Und wie erreicht man dieses Ziel? Durch ein den

Bedürfnissen und Verhältnissen der Zeit conformes Gesetzbuch, durch unabhängige, von jedem Einflusse freie, über jede Einwirkung erhabene Gerichte und durch Säuberung derselben von jeglicher Corruption, durch eine zweckmäßige, jeder Willkür vorbeugende Prozeßgesetzgebung, den Anforderungen und Bedürfnissen der Zeit und den Bildungszuständen des Volks angemessen, durch ein auf geistige Befähigung seiner Glieder beruhendes Geschwornengericht. Jede Zeile eines Gesetzparagraphen, der auf Veraltetem und Verlebtem basirt, muß ausgemerzt werden; was darin mit unseren Zuständen, Ansichten und Bildungsgraden nicht übereinstimmt, muß ausgerottet werden, und vor allem muß das Strafgesetzbuch von aller Barbarei der Vorzeit, die in den Kulturzuständen der Gegenwart geradezu ins Gesicht schlägt, gereinigt werden. Wo die Rechtspflege aber durch die Corruption in ihrer ganzen Scheußlichkeit und Nichtswürdigkeit profanirt wird, wo die Demoralisation der Schreibstubenherrschaft Alles entheiligt, wo die Justiz zur feilen bestechlichen Dirne herabgewürdigt ist, da hat die Rechtspflege den höchsten Gipfel ihrer Verderbniß erreicht, da sind die „Hüter des Rechts — ärger als Spitzbuben und Räuber;" da ist es an der Zeit, diese „Tempel der Göttin Gerechtigkeit" zu stürzen, diese „Labyrinthe des Rechts" vor Aller Augen zu öffnen, und ihre Insassen an den wohlverdienten Pranger zu stellen und sie für immer nach Vollstreckung „exemplarischer Strafe" unschädlich zu machen zum Segen der Menschheit, denn wer seine amtliche Macht zur Fröhnung seiner Leidenschaften und Launen oder aus materiellen, egoistischen Gründen mißbraucht, wer dadurch Vermögen, Freiheit, Leben und Ehre der Nächsten schmälert zur „Ausführung seiner üblen Passiones," der verdient Behandlung gleich dem ärgsten Uebelthäter.

„Ein Richtercollegium, das Ungerechtigkeiten übt, ist ärger als eine Räuberbande; vor dieser kann man sich schützen, aber vor Schelme, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üblen Passiones auszuführen, vor denen kann sich kein Mensch hüten; die sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und verdienen doppelte Bestrafung."

Und wer hat größeres Recht als Friedrich der Große,

der dieſe Worte ſchrieb? Die Corruption mag noch ſo ſehr in einem Staate um ſich gegriffen haben, ſie mag alle Kreiſe, Schichten und Klaſſen der Geſellſchaft und Bevölkerung durchdringen; alle Behörden im Lande, die ganze Staatsverwaltung mag in allen ihren Abtheilungen, Abſtufungen und Gliederungen ſo corrumpirt, ſo moraliſch verderbt ſein, wie ſie wollen, wenn nur die Rechtspflege unberührt iſt von der Corruption; denn die Juſtiz iſt das Palladium, das Schwert und Schild, der Schutz und Schirm gegen jene allgemeine, moraliſche Verderbniß. Iſt ſie aber in die Gerichtshöfe gedrungen, dann iſt die Exiſtenz jedes Staates, jeder Geſellſchaft gefährdet. Sitzen die Richter „am grünen Tiſche," erfüllt von Willkür und Leidenſchaft, mit vorgefaßter Meinung und Abſicht, dann iſt ein ſolcher Gerichtshof eine Karrikatur einer Juſtizbehörde, eine Satyre auf Rechtspflege, eine Blasphemie der Gerechtigkeit, ein Greuel der Rechtsbedürftigen, eine Geißel der Armen und Beſitzloſen, ein Fluch des Landes; paaren ſich dazu geiſtige Beſchränktheit und Unfähigkeit, Unkenntniß der Geſetze, Nepotismus und Connexionen, ſo iſt ſie ein herrliches Mittel, die heilige Juſtiz in ſochen Staaten, wo ſie krank darnieder liegt, zu heilen. Auf ſie hat die Preßfreiheit ebenſo wohlthätigen Einfluß, als auf die bürgerliche und kirchliche Freiheit. „Und der verſtorbene König Friedrich Wilhelm III. ſegnete die freie Preſſe in ſeiner bekannten Kabinetsordre vom 8. Oktober 1807, indem er ausſprach: „Es iſt gut, daß der Verbrecher entlarvt werde und ſeine Pflichtvergeſſenheit die verdiente Strafe erhalte, und ich ſchätze bei denjenigen Schriftſtellern, die, indem ſie ihre Behauptungen nöthigenfalls nachzuweiſen ſich erbieten, ihnen bekannt gewordene Pflichtwidrigkeiten zur Rüge und Anzeige zu bringen, ihren lobenswerthen Eifer für die gute Sache, und werde denſelben nicht verkennen."

Von jeher war es insbeſondere die Kriminaljuſtiz, die mehr oder minder im Argen lag. Schon Friedrich der Große erließ ein eigenhändiges Decret, worin es hieß: „Sie ſollen alle Kriminalurtheile einſchicken an mich, ſonſt werden dabei allerhand Inconvenienzen, und daß die Leute in den Provinzen nach Gefallen gehudelt werden, entſtehen können."

Und in unseren Tagen schrieb Waldeck in seinem bekannten Briefe an das Obertribunal: „Aber von der anderen Seite droht dem Lande die ernstliche Gefahr, wenn die Gerichtshöfe sich, uneingedenk ihres durch die Begrenzung würdigen Kreises in die Arena der politischen Bestrebungen einlassen, wenn sie die Nichtübereinstimmung der Ansichten, wenn sie den entschlossenen Widerstand eines Vollstreckers gegen das jeweilige Ministerium als Grund der Entfernung aus dem Amte betrachten wollen! Welche maßlose Servilität, welcher stete Wechsel der Richter, welche gänzliche Entwürdigung des Ansehens derselben würde davon die Folge sein!

Wie könnte das Land den Richtersprüchen von Personen Vertrauen schenken, welche im constitutionellen Staate der Unabhängigkeit entbehrten, die schon im absoluten Staate als das Palladium der öffentlichen Sicherheit galt?

Und nun gar wenn Willkür und Animosität, Leidenschaft und Haß und selbstsüchtige Interessen unter Mißbrauch der Amtsgewalt walten und geübt werden, freien Laufes, ungehemmt, ungehindert, ungestraft! Wenn Einzelne, ausgewählt, böswillig durch Kabale und Intrigue oder Unkenntniß der Gesetze mißhandelt, ihre und der Ihrigen Subsistenz und Glück gestört werden! Wenn glühender Haß und raffinirte Rache sich unter den äußeren Formen der Justiz ihre Opfer ausersehen, und nicht eher von ihm lassen mit ihren egoistischen Verfolgungen, bis es vernichtet daliegt!

Die Decke zu entfernen, die über solchen „Gräbern der Gerechtigkeit“ ausgebreitet liegt, den Vorhang hinweg zu ziehen, der die Irrgänge solcher „Labyrinthe der Justiz“ verhüllt, ist Aufgabe und Pflicht jedes Ehrenmannes, nicht minder aber auch, die „Tempel der Göttin“ kennen zu lehren, in welchem wahre Priester der Gerechtigkeit ihr dienen.

Solche Zustände waren überall nur dann möglich, wenn schwache und einsichtslose Vorstände die Spitze der Justizverwaltung bildeten, die, unfähig, lässig und träge den Mißständen nicht abzuhelfen wußten, oder, ihre Stellung und Aufgabe gänzlich verkennend, ihr Augenmerk auf irrelevante Nebendinge richteten, ihr Hauptziel aber gänzlich verkannten. Da galt gesicherte Rechts-

pflege nichts, Parteilichkeit, Willkür und Incapacität der Gerichts-Mitglieder walteten uneingeschränkt. Leben, Eigenthum und Ehre der Staatsbürger waren ihnen überantwortet.

„Als die wichtigste Funktion der Justiz — sagte der große Jurist Anselm von Feuerbach — galten Stöße von Tabellen, welche sie über ihre Fabrikate anzufertigen hatte. Nachdem es gelungen, die Gerichte und Gerichtshöfe in Arbeitshäuser umzuwandeln, worin die Federn rasselten, wie in den Fabriken die Spulen und Räder, wußte man nicht hoch genug die Lebendigkeit zu preisen, zu welcher die Justiz aufgeregt worden."

So war es in einigen Ländern, so ist es zur Zeit noch in manchen anderen. Solche Zustände zu bannen und geordnetere der Justiz angemessene und würdige Gestaltungen des Rechts und der Rechtspflege, der Gerichtsverwaltung und des Gerichtsverfahrens überall eintreten zu sehen, muß das Streben eines Jeden sein; denn nur durch Zusammenwirken Aller, von allen Seiten und nach allen Richtungen hin ist eine Besserung möglich. Dahin mitzuwirken muß sich Jeder angelegen sein lassen.

Das ist auch die Aufgabe des Volks-Pitaval. Ueberall schwinde denn jener Schleier, erhebe sich jener Vorhang, wohinter das nichtswürdige Getriebe der Willkür und des Egoismus, des Hasses und der Parteilichkeit sich lichtscheu versteckt und vor Aller Augen entfalte sich das lügnerisch-gleißnerische Gegaukel, der frevelhafte Hohn, das ruchlose Spiel, das seit Jahren getrieben ward mit dem Heiligsten, mit den „Grundsäulen des Staats", mit dem Rechte und der Rechtspflege. Zugleich aber erkenne man daraus das unparteiische, ehrenhafte Walten, wodurch andere Gerichtshöfe sich, treu ihrem Eide, gehorsam ihrer Pflicht, sich auszeichneten; man lerne nicht minder Uebelstände kennen, deren Entfernung nothwendig ist; man erkenne aber auch daraus den Segen und das Gedeihen der wahren Justiz in ihrem ihrer Bedeutung würdigen Wirken.

Der nachfolgende Fall schildert ein dem Justizmorde noch zur rechten Zeit entrissenes Opfer!

Vor den Assisen zu Air in der Provence ward vor nunmehr 57 Jahren ein Kriminalprozeß verhandelt, der in seinen höchst

intereſſanten und tragiſchen Details kaum über die Grenzen des ſtädtiſchen Weichbildes und des Provinzialblattes bekannt geworden iſt.

In genannter Stadt wohnte Herr Renaut, ein mehrjähriger Wittwer, im kräftigſten Mannesalter und Vater einer ſchönen Tochter von 19 Jahren. Gegenüber dem Hauſe, in welchem Herr Renaut wohnte, lebte ein Advokat mit Namen des Eſſarts, der ſich ungeachtet ſeiner Jugend durch Talent und einige glücklich durchgeführte Prozeſſe einen außerordentlichen Ruf erworben hatte.

Herr des Eſſarts ſah Fräulein Julie Renaut, und trotz ſeiner vielen und ernſten Beſchäftigungen verliebte er ſich in ſie.

Die Würde ſeines Berufes machte es ihm zur Pflicht, ſich wegen ſeiner Herzensangelegenheit an den Vater der Geliebten zu wenden.

Er hoffte, dieſen Schritt nicht ohne Erfolg zu thun, denn er war reich, von angenehmem Aeußeren, und beſaß ſomit zwei Eigenſchaften, von denen die eine dem Vater, die Andere der Tochter nur angenehm ſein konnte.

Außerdem vertraute er ſeiner erprobten Beredſamkeit, und wer hätte beſſer als er von ſeiner Liebe, wer kräftiger als er für die eigene Sache ſprechen können? —

Da ſeine Eltern längſt mit Tode abgegangen waren, ſo war auch in dieſer Hinſicht kein auch nur erdenkliches Hinderniß für beide Theile vorhanden. —

So ging er denn eines Tages zu Herrn Renaut und trug ihm ſein Herzensanliegen vor.

Der Vater ſeiner Geliebten war ein einfacher und gerader Charakter, wenn auch ein wenig ſchüchtern.

Bei den erſten Worten des Brautwerbers ſchlug er die Augen nieder, und nach einigem Zögern antwortete er:

Ihr Antrag, Herr des Eſſarts, ehrt uns, mich und meine Tochter; aber —

Aber was? fiel der Advokat ein, der einen Einwand erwartete, den er leicht beſeitigen zu können glaubte.

Aber ich habe über die Hand meiner Tochter bereits verfügt — lautete der Einwand — und ſeien Sie überzeugt, daß ich es herzlich bedauere, Ihren Antrag nicht annehmen zu können.

Mein guter Herr Renaut, erwiderte der Advokat, erlauben Sie mir trotz Ihrer Weigerung zu hoffen?

Sie wiſſen, fuhr er fort, daß ich wohlhabend bin und mich in einer glücklichen Lage befinde. Sie müſſen aber wiſſen, daß die Liebe zu Ihrer liebenswürdigen Tochter mein ganzes Herz erfüllt, und dieſe Weigerung alle meine Hoffnungen vernichten würde.

Wer iſt denn mein Nebenbuhler? fragte der Advokat. Wer iſt der Glückliche, den Sie mir vorziehen? Iſt es erlaubt, zu fragen, zu weſſen Gunſten Sie meinen Antrag von der Hand weiſen?

Gewiß — warum nicht? meine Tochter iſt ſeit zehn Jahren verlobt; ſie war neun Jahr alt, als er um ſie anhielt.

Und wer? —

Mein Freund Mauclair iſt ihr Verlobter. —

Herr Mauclair! rief der junge Advokat aus, als er dieſen Namen hörte, dieſer alte Lieferant unter dem Directorium, der noch liſtiger iſt als ein Procurator! Und Herr Mauclair iſt ſchon ein Mann bei Jahren; er iſt älter als Sie, Herr Renaut, und Sie wiſſen, ſein Ruf iſt nicht der beſte.

Halten Sie ein, Herr des Eſſarts, rief Herr Renaut, Herr Mauclair iſt mein Freund; ich verdanke ihm Alles, was ich beſitze, und mein Wort iſt verpfändet.

Aber Sie opfern Ihre Tochter! rief Herr des Eſſarts mit Entrüſtung aus.

Herr des Eſſarts, ſagte ruhig der Vater, glauben Sie mir, ich würde meine Tochter nicht weniger opfern, wenn ich ſie Ihnen gäbe.

Wie verſtehen Sie das? —

Julie liebt Sie nicht. —

Ich kenne Sie zu wenig, ſagte der junge Advokat, um mir ſchmeicheln zu dürfen, von ihr geliebt zu werden; aber wenn Sie mir geſtatten, mich um ihre Liebe zu bewerben, ſo wage ich doch zu hoffen —

Daß Sie von ihr geliebt würden? ſagte Herr Renaut. Nein, mein Herr, geben Sie dieſe Hoffnung auf!

Ich ſoll doch nicht glauben, daß ſie Herrn Mauclair liebt? —

Nein, mein Herr, ſie liebt ihn nicht. Aber hier lebt ein junger Mann, den Sie gewiß kennen. Er iſt ohne Vermögen, aber von guter Familie; doch kann ich ihn nicht achten, er iſt Herr von St. Ange.

Ich kenne ihn. —

Dieſen liebt meine Tochter, trotz meines Verbotes und trotz meiner Abneigung. Wenn Sie alſo glauben, daß meine Tochter geopfert werde, wenn ich ſie gegen ihre Neigung verheirathe, ſo werden Sie nicht behaupten wollen, daß ſie mit Ihnen glücklich wäre. Wenn ich meine Tochter glücklich machen wollte, ſo müßte ich ſie Herrn von St. Ange geben. Sie ſind ganz außerhalb des Kampfes.

Glauben Sie mir aber, fügte Herr Renaut mit geſteigerter Innigkeit hinzu, da ich hier zwiſchen meinem Worte ſtehe, das ich Herrn Mauclair verpfändet habe, und zwiſchen der Neigung meiner Tochter, die ich nicht billigen kann, ſo muß ich es bedauern, nicht eine Antwort geben zu können, die mir die Ehre verſchaffte, Sie zum Schwiegerſohn zu haben.

Der junge Advokat verließ Herrn Renaut, weniger gereizt über die abſchlägige Antwort, als betrübt über die Neigung, der Fräulein Julie Renaut ihr Herz zugewandt hatte.

Sie liebt alſo einen Anderen, ſprach er zu ſich ſelbſt, und wen? Den kleinen St. Ange, der faſt noch ein Kind und doch ſchon ganz verlebt iſt, einen Spieler, einen Verſchwender, der ſoviel Schulden hat und mit einem ſchlechten Rufe in die Welt tritt.

Herr des Eſſarts hätte, wenn er weniger aufgeregt geweſen, ſeiner Schilderung auch hinzufügen können, daß der, welchen man ihm vorzog, ein ſehr ſchöner junger Mann war und ein ſehr verführeriſches Aeußere beſaß.

Das Herz voll Trauer, begab er ſich in den Gerichtshof, zog ſein Amtskleid an, trat unwillkürlich in den Saal, worin

die polizeilichen Fälle verhandelt wurden, und nahm Platz auf der Bank der Advokaten.

Wie heißen Sie? fragte der Präſident einen Angeklagten.

Gaetano di Torro? lautete die Antwort.

Ihr Alter?

Vierzig Jahre.

Wo ſind Sie geboren?

In Genua.

Wer iſt Ihr Vertheidiger?

Ich habe Keinen.

Wir werden Ihnen einen von Amtswegen geben. — Und Ihr Stand?

Matroſe auf dem Schiffe Santa Maria Puriſſima.

Gaetano war von kleiner, unterſetzter Statur, ſein Haar war ſchwarz und ſtruppig, ſein Blick wild und ſpöttiſch; er ſchien die menſchliche Gerechtigkeit mit Hohn herauszufordern.

Der Präſident bat Herrn des Eſſarts, den Angeklagten zu vertheidigen, und dieſer, froh, eine Gelegenheit zu finden, die ihn veranlaſſte, ſeine Gedanken auf einen anderen Gegenſtand zu richten, nahm den Antrag mit Vergnügen an, und bat nur um die Erlaubniß, ſich vorher mit dem Angeklagten eine Viertelſtunde zu unterhalten.

Nachdem ihm dieſes gewährt worden, trat er mit Gaetano in ein benachbartes Zimmer.

Er fand in ihm einen erbitterten Menſchen; der Genueſe knirſchte mit den Zähnen und ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirn.

Die Spitzbuben! ſagte er. Die Schelme, die Canaillen! ſie werden mich verdammen, mich, Gaetano.

Mein Freund, begann der Advokat zu ihm, die Männer, welche ſie richten ſollen, ſind rechtſchaffene Leute, achtungswerthe Magiſtratsperſonen. Sagen Sie mir, um was es ſich handelt, und wenn Sie unſchuldig ſind, haben Sie nichts zu fürchten.

Einige Tage zuvor hatte man im Parterre des Theaters einem Einwohner eine goldene Uhr geſtohlen; der Beſtohlene

hatte gleich Lärm gemacht; die Wache eilte herbei und traf auf Gaetano, und da ihr dieſer verdächtig vorkam, arretirte ſie ihn.

Nein, Herr Advokat, rief der Genueſe aus, nachdem er dieſe Geſchichte ausführlich erzählt hatte, ich bin ein großer Sünder, und man könnte mir mancherlei vorwerfen, aber ich ſchwöre es bei der Madonna, bei der Santa Maria Puriſſima, auf welcher ich Matroſe geweſen, daß ich diesmal ganz unſchuldig bin.

Aber Ihr war't in der Nähe der Perſon, der man die Uhr geſtohlen hat!

Ja, Herr Advokat, und ich habe den Dieb geſehen.

Und Ihr kennt ihn?

Gaetano geſtand dieſes zu, behauptete aber, daß er nur zufällig Zeuge des Diebſtahls geweſen und durchaus nicht mitſchuldig ſei.

Nun, ſagte der Advokat, ſo nennt den Schuldigen, und es wird ein Leichtes ſein, Eure Unſchuld zu beweiſen; es iſt überdies Eure Pflicht, den Schuldigen zu nennen.

Der Genueſe knirſchte mit den Zähnen, ballte die Fauſt und ſprang einen Schritt zurück.

Ich, ſagte er, ich ſoll mich entehren, ich ſoll einen armen Kerl in die Gewalt jener Leute werfen — niemals! —

Sie kennen Gaetano nicht, fuhr er fort, Herr Advokat! Ich mache mir nichts daraus, wenn es ſein muß, mit dem Dolche in der Hand .... Sie verſtehen .... aber denunciren .... niemals! Ich bin ein ehrlicher Mann.

Des Eſſarts bewunderte dieſe eigenthümliche Ehrenhaftigkeit eines Mannes, der wahrſcheinlich vor ſelbſt größeren Verbrechen nicht zurückbebte. Da er den Angeklagten aber rückſichtlich des Uhrendiebſtahls unſchuldig hielt, ermuthigte er ihn und verſprach ihm, alle ſeine Kräfte aufzubieten, um ſeine Unſchuld vor den Richtern zu beweiſen.

Nein, erwiderte ihm Gaetano, der wahrſcheinlich durch ſeine Vergangenheit beunruhigt ward, ſie werden mich gewiß verurtheilen. — —

Der Advokat erſchien mit Gaetano vor dem Gerichtshofe, und da er fühlte, daß ſein Klient durch eine Verurtheilung um

ſo unglücklicher werden müſſe, als er unſchuldig war, und er überdies von ſeiner Unſchuld überzeugt war, ſprach er dafür mit hinreißender Begeiſterung; und weil gegen den Angeklagten kein Beweis vorlag, ward derſelbe auch wirklich freigeſprochen.

Als dieſer ſeine Freiſprechung gehört hatte, als er ſich frei ſah, da veränderten ſich ſeine Züge und glänzten in wilder Schönheit. Er ſtreckte ſeine Hände gegen die Richter aus und rief ihnen zu:

Ja, Ihr ſeid ehrliche Leute und brave Richter! Der heilige Geiſt hat Euch erleuchtet und wird Euch immer beſchützen, Euch, Eure Kinder und Eure Kindeskinder!

Und zu ſeinem Vertheidiger ſagte er:

Wir ſehen uns wieder, gewiß, wir werden uns ſehen!

Dann zog er einen Roſenkranz aus ſeiner Taſche, küßte ihn mit Inbrunſt und entfernte ſich raſch. —

Der Advokat reiſte alsbald nach ſeinem Landhauſe in der Nähe der Stadt ab. Die Einſamkeit ließ ihm den Stand des Junggeſellen noch unleidlicher erſcheinen, und er dachte ernſtlich daran, ſich zu verheirathen.

Er war jung und von angenehmem Aeußeren, wohlhabend und geachtet, und ſo konnte es ihm nicht ſchwer werden, eine paſſende Ehehälfte zu finden.

Er dachte — da er auf den Gegenſtand ſeiner bisherigen Neigung verzichten mußte — an eine junge Wittwe, mit der oft in Geſellſchaften zuſammen getroffen war. Er hatte Grund zu glauben, daß er der Wittwe nicht mißfalle, und nachdem er noch einige Tage darüber nachgedacht, entſchloß er ſich, um ihre Hand anzuhalten.

Er kam nach Aix zurück und mit leichterem Herzen, als er die Stadt verlaſſen hatte, wie ein Mann, der ſich kräftig gehoben fühlt, weil er eine gefährliche Leidenſchaft bekämpft hat und nun ganz ruhig geworden iſt.

Als er in ſeinem Hauſe ankam, trat ihm ſein Diener ganz beſtürzt entgegen und ſagte, daß Herr Renaut am letzten Tage wohl zwanzigmal nach ihm gefragt habe.

Und warum? Was will er von mir? —

Und wiſſen Sie denn nichts?

Was denn? —

Fräulein Renaut, die junge Madame Mauclair, hat ihren Mann ermordet!

Julie? Julie? rief der Advokat aus.

Ja — ſie ſitzt im Gefangniſſe. —

In größter Eile begab ſich der Advokat zu ſeinem Nachbar, Herrn Renaut. —

Wenn man mit einem glücklichen Menſchen zuſammengetroffen iſt, wenn man eine fröhliche ruhige Familie beſuchte, und begegnet man dann demſelben Manne, tritt in daſſelbe Haus, nachdem es ein Unglück plötzlich getroffen, ſo iſt man erſtaunt über die Veränderung, welche dieſelben Gegenſtände erlitten haben. Der Menſch hat nicht mehr daſſelbe Geſicht, die Mauern haben nicht mehr denſelben Anblick; ſolchen Eindruck erfuhr auch Herr des Eſſarts, als er in ſeines Nachbarn Haus trat.

Ich habe Schuld, ich allein habe Schuld! rief ihm Herr Renaut entgegen. Warum habe ich Ihren Antrag nicht angenommen? Der Himmel hatte mir eine ſo gute Gelegenheit geboten, meine Tochter zu verheirathen, und ich habe ſie zurückgewieſen; jetzt erleide ich die Strafe dafür.

Es iſt alſo wahr, was ich erfahren habe? fragte der Advokat den betrübten Vater.

Herr Renaut zögerte einige Augenblicke ehe er antwortete. Dann ſprach er mit tiefer Betrübniß:

Ich habe meine Tochter nicht geſehen.

Sie iſt angeklagt, und wenn ich den Grund Ihrer Beſuche errathe, ſo beauftragen Sie mich mit ihrer Vertheidigung.

So iſt mein Gedanke.

Meine Hülfe ſoll Ihnen nicht fehlen, aber ich kenne bis jetzt die einzelnen Umſtände des Ereigniſſes noch gar nicht. Ich weiß nur, daß Herr Mauclair ermordet ward. Wollen Sie mir nicht das Nähere mittheilen? —

Herr Renaut konnte nichts mehr als das ſagen, was die ganze Stadt wußte.

Eines Morgens — ſo erzählte man überall — war ein Diener, der Herrn Mauclair ganz ergeben war, und der allein den Schlüſſel zu ſeinem Zimmer hatte, zur gewohnten Stunde zu ſeinem Herrn eingetreten.

Er hatte die Thür geöffnet, die er ſelbſt verſchloſſen hatte, und fand ſie doppelt verſchloſſen, ganz in demſelben Zuſtande, in dem er ſie am Tage zuvor verlaſſen hatte, folglich war Niemand durch dieſe Thür gegangen.

Der Diener wollte ſeiner Gewohnheit nach die Gardine des Bettes, worin ſein Herr ſchlief, aufziehen; da fand er ihn ermordet. — Das Werkzeug des Mordes, ein Dolch, lag neben ihm. Dieſer Dolch gehörte dem Ermordeten, der niemals zu Bette gegangen, ohne ihn unter ſein Kopfkiſſen zu legen. Er hatte eine ſilberne Scheide, welche der Diener neben und in dem Bette ſuchte, aber nirgends fand.

Das Zimmer hatte keinen anderen Ausweg als die Thür, durch welche der Diener eingetreten war, und eine zweite, die mit dem Schlafzimmer der Madame Mauclair in Verbindung ſtand. Dieſe letztere Thür war — wie der Diener bemerkte — nur angelehnt, und er trat ein.

Er traf die Madame Mauclair in ihrem Bette, ſie hatte den Kopf auf ihren Arm geſtützt und weinte.

Sie haben meinen Herrn ermordet, rief der Diener aus. Sie ſind Herrn Mauclair's Mörderin!

Bei dieſem Geſchrei eilte das ganze Hausperſonal herbei, und man klagte die Tochter Renaut's offen des Mordes an.

Die Diener der Gerechtigkeit wurden herbeigerufen. Man erinnerte ſich des Widerwillens, den meine Tochter, ſo erzählte Herr Renaut weiter dem Advokaten, gegen eine eheliche Verbindung mit Herrn Mauclair gezeigt, der Drohungen, welche ſie ausgeſtoßen hatte. Und auch ihre Neigung für Herrn von St. Ange war kein Geheimniß.

Man unterſuchte die Oertlichkeiten, fuhr er fort, es wurde feſtgeſtellt, daß man nur in Mauclair's Zimmer dringen konnte, indem man durch das Schlafzimmer ſeiner Frau ging, und — meine Tochter ward ins Gefängniß abgeführt. —

Es ſchien wahrſcheinlich, daß Herr von St. Ange der Anſtifter und Mitſchuldige des Verbrechens ſei. Man begab ſich deshalb zu ihm, um ihn gleichfalls zur Haft zu bringen; aber er hatte die Stadt ſchon vor der Heirath des Herrn Mauclair verlaſſen, und war ſeitdem nicht zurückgekehrt. —

Und halten Sie Ihre Tochter für ſchuldig? fragte der Advokat.

Ich? fragte der Vater mit Thränen im Auge, ich? Niemals, mein Herr!

Das iſt auch meine Meinung, antwortete Jener; ein junges Mädchen, das kaum das väterliche Haus verlaſſen hat, ſoll einen Mord begehen? Sie ſoll den Dolch in dem Ehebette ſuchen und ihn in das Herz eines Greiſes ſtoßen!

Es iſt wahr, fuhr er nach kurzer Pauſe wiederum fort, ſie liebte ihn nicht, ſie verabſcheuete ihn ſogar; aber immerhin — er war ihr Gatte, und ſie hätte die Kraft dazu nicht gehabt; es iſt unmöglich!

Der Himmel möge ſie belohnen! rief der betrübte Vater tief ergriffen aus, und drückte dem jungen Manne zärtlich die Hand. —

Herr des Eſſarts begab ſich ins Gefängniß, um diejenige zu ſprechen, welche er vertheidigen ſollte.

Sie ſaß auf einem armſeligen Schemel, und ſtützte beide Ellenbogen auf einen kleinen Tiſch, mit den Händen ihr Geſicht verbergend.

Der junge Advokat trat ihr ehrfurchtsvoll näher, ergriff ihre Hände und ſagte zu ihr:

Madame, ich liebe Sie. Vor drei Wochen hielt ich bei Ihrem Vater um Ihre Hand an, er verweigerte ſie mir. Wenn ich auch ſeine Einwilligung erhalten hätte, ſo würde mir doch wahrſcheinlich die Ihrige gefehlt haben, denn Sie hatten Ihr Herz einem Anderen geſchenkt. Sie ſind jetzt eines ſchrecklichen Verbrechens angeklagt. Ich halte Sie für unſchuldig, und ich will Sie vor Gericht vertheidigen. Wollen Sie mich als Ihren Vertheidiger annehmen? —

Julie war von ihrer Leidenſchaft für Herrn von St. Ange ſo eingenommen, daß ſie die Bewerbung des Herrn des Eſſarts um ihre Hand mit Gleichgültigkeit aufgenommen hatte. Sie fühlte für ihn weder Haß, noch Liebe; aber in dieſem Augenblicke, da ſie von all den Ihrigen getrennt war und unter einer fürchterlichen Anklage ſeufzte, war ihr die Stimme des jungen Advokaten die erſte Freundesſtimme, welche ſie vernahm.

Sie folgte unwillkürlich dem Drange des Herzens. Sie ſtürzte in die Arme des Herrn des Eſſarts, weinte an ſeiner Bruſt und rief ſchluchzend:

Nein, nein, mein Herr! nicht ich, ich ſchwöre es Ihnen, ich habe ihn nicht getödtet.

Der Advokat zeigte ihr darauf, wie ſchwierig ihre Lage war. Er ſtellte alle Vermuthungen, welche ſich gegen ſie erhoben, zuſammen und bat ſie, ſich vor ihm zu vertheidigen, damit er ſeinerſeits alle die Gründe vor ihren Richtern geltend machen könne, welche ſie ihm anführen würde.

Aber ſie konnte ihm nur ſagen, daß ſie nichts gehört hatte und nichts wußte.

Man fand, ſagte ſie erröthend, die Thür, die in mein Zimmer führt, deshalb nur angelehnt und nicht verſchloſſen, weil Herr Mauclair am Abend zuvor bei mir geweſen. Der Diener, ihr Ankläger, habe ſie in ihrem Bette weinend gefunden, weil ſie ſeit 8 Tagen jeden Morgen beim Erwachen geweint habe.

Was Herrn von St. Ange betreffe, ſo habe ſie ihn ſeit ihrer Verheirathung weder geſehen, noch ihm geſchrieben, noch Briefe von ihm empfangen; ſie habe früher mit ihm aus dem väterlichen Hauſe entfliehen wollen, aber ſeit ihrer Verheirathung hätten ihre Gedanken eine ganz andere Richtung genommen, ſie habe die Heiligkeit ihrer Pflichten erkannt, und, wie ſchwer es ihr auch geweſen, ſie wäre, ſie zu erfüllen, bemüht geweſen, übrigens ſei ihr der Gedanke an Mord nie vor die Seele gekommen.

Der Prozeß der jungen Wittwe machte die gewöhnlichen Phaſen durch, und der Tag nahte, an welchem ſie vor den Gerichtshof geführt werden ſollte. —

Wir bemerkten schon früher, daß diese Begebenheit sich in einer Zeit zutrug, in welcher die Zukunft und das Schicksal des ganzen Landes die Gemüther so aufregte, daß man für den Einzelnen nur eine geringe Theilnahme zeigte.

Man dachte wenig daran, wer einen übelberüchtigten Mann, wie Mauclair war, ermordet haben könne. Doch war die öffentliche Meinung der jungen Wittwe nicht günstig. Man wußte, daß sie allein durch den Tod ihres Mannes gewinnen würde; denn der Diener, der den Mord entdeckt hatte, der Einzige, der verdächtigt werden konnte, hatte durch diesen Mord verloren. Mauclair hatte nämlich kein Testament gemacht, was diesem Diener nicht unbekannt war.

Ein anderer Umstand erschwerte noch die Lage der Angeklagten, nämlich das Benehmen des Herrn von St. Ange. Dieser junge Mann glaubte dem Volksurtheil und hielt Julie für schuldig, er rühmte sich mit grenzenloser Unverschämtheit, ihr eine so heftige Leidenschaft eingeflößt zu haben, daß sie solch eine schreckliche That begangen habe, er rühmte sich eines Verbrechens, das seinetwegen begangen worden.

Unter so schwierigen Umständen schickte sich der Advokat des Essarts an, die unglückliche Angeklagte zu vertheidigen. —

Wir wollen nicht alle Einzelnheiten des Prozesses erzählen, in welchen der junge Mann, belebt von seiner Neigung für die junge Frau, die in ihrer früheren Kraft erwachte, und in der Ueberzeugung von ihrer Unschuld, alle Mittel der Ueberredung in Anwendung brachte, und seine Beredsamkeit in ihrem vollen Glanze zeigte.

Er fing seine Vertheidigungsrede damit an, daß er die Versammlung an die einfache und bescheidene Erziehung erinnerte, welche Fräulein Renaut im väterlichen Hause erhalten hatte; er führte alle ihre guten Eigenschaften vor, er erinnerte an ihre kindliche Liebe und Ergebung, die so tief wurzelnd und so aufrichtig gewesen, daß sie trotz ihrer heftigen Neigung für einen Anderen eine ihr verhaßte Verbindung mit einem alten Manne eingegangen.

Es war ihm der Beweis leicht, daß Madame Mauclair ſeit ihrer Verheirathung jede Verbindung mit Herrn St. Ange aufgegeben, ſowie ſie jede unerlaubte Liebe in ihrem Herzen erſtickt hatte.

Herr Mauclair war in ſeinem Bette ermordet gefunden worden, und aus dieſem Umſtande hatte man geſchloſſen, daß ſeine Frau ihn getödtet habe. — — —

Konnte ein junges ſchwaches Weib eine That begehen, vor welcher die Kühnheit und die Kraft des Mannes zurückbebt? Sollte ein junges Weib, dem man bis jetzt nicht den geringſten Vorwurf machen konnte, ſo plötzlich alle Schranken überſprungen haben, die zwiſchen der reinſten Unſchuld und dem ſchrecklichſten der Verbrechen liegen? Konnte Mauclair nicht ſelbſt ſich getödtet haben?

Und wenn er von anderer Hand ermordet ward, konnte es keinen Schlüſſel geben, der die verſchloſſene Thür öffnete und wieder ſchloß? —

Nach der Meinung des Vertheidigers befand ſich der Diener, von welchem die Anklage herrührte, in derſelben Lage wie die Angeklagte; er konnte ebenſogut wie ſie des Mordes beſchuldigt werden; dafür fehlten aber die Beweiſe. Ein Mord läßt Spuren hinter ſich, er macht den Mörder blutig, er beſchmutzt das Bett, die Finger. Aber die genaueſte Nachforſchung hat die geringſte Blutſpur weder an der Perſon, noch an den Kleidern der Madame Mauclair entdecken können.

Der Mörder flieht, er will dem Anblicke des Verbrechens entgehen, er verläßt den Ort, der mit Blut befleckt iſt; als Kain ſeinen Bruder Abel getödtet, entfloh er in die tiefſten Wälder. Der Mörder würde ins Innere der Erde ſich verkriechen, wenn es möglich wäre, um ſich den Augen Gottes zu entziehen! Madame Mauclair aber blieb in ihrem Bette!

Der öffentliche Ankläger begann ſeine Erwiederung damit, daß er der Beredſamkeit des Advokaten vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ; das ſollte weniger ein Lob ſein als ein Wink für die Richter, um ſie gegen das überzeugende Talent des Redens einzunehmen.

Er erinnerte darauf an die eigenthümlichen Umstände, unter denen die Verbindung Juliens mit ihrem Gemahle stattfand, an den Widerwillen des jungen Mädchens, an den Abscheu, den sie an den Tag gelegt, an ihre Fluchtversuche, an die Neigung zu St. Ange, an alles das, was wohl zu einem Morde verleiten konnte.

Mauclair hatte keinen Grund, sich das Leben zu nehmen; es war überdies erwiesen, daß die Thür zu seinem Zimmer nicht geöffnet war; man konnte nur durch das Zimmer seiner Frau zu ihm gelangen. Es war aber auch erwiesen, daß Madame Mauclair Niemanden empfangen hatte. Sie allein konnte das Verbrechen begehen, sie allein hatte es begangen. —

Nach einer ausführlichen Entgegnung des Vertheidigers, durch welche er zu Thränen rührte, zog sich der Gerichtshof zurück, und die Sitzung wurde einstweilen aufgehoben.

Das war für die junge Wittwe und ihren Vertheidiger eine schreckliche angstvolle Stunde, sie wagten nicht sich zu sagen, was sie hofften, und was sie fürchteten.

Endlich traten die Richter wieder ein, und die Sitzung wurde wieder aufgenommen.

Der Präsident erhob sich, und verkündete mit lauter Stimme das Verdict: Die Angeklagte ist schuldig.

Nein, nein, das ist nicht wahr! rief plötzlich eine Stimme aus der Mitte der dichtgedrängten Zuschauermasse. Bei der Santa Maria Purissima, ich werde eine arme unschuldige Frau nicht verurtheilen lassen, davor bewahre mich Gott. Hier bin ich!

Diese Stimme war Gaetano's Stimme! Er drängte sich vor, um bis zu den Richtern zu gelangen.

Man halte diesen Menschen fest! rief der Präsident.

Nicht nöthig! sagte Gaetano, der über die Balustrade sprang und sich plötzlich neben dem Advokaten des Essarts befand.

Sie haben gut gesprochen, mein Advokat, per la Madonna, Sie verstehen das Wort zu führen.

In der ganzen Versammlung herrschte plötzlich Todesstille. Jeder lauschte auf die Wendung, welche jetzt der Prozeß nehmen würde.

Gaetano hielt ſich neben dem Advokaten, drückte ihm zärtlich die Hand und ſagte leiſe zu ihm:

Gaetano wird nicht zugeben, daß ſeinetwegen Jemand unſchuldig ſterbe!

Der Präſident redete ihn jetzt an.

Wenn Ihr, begann er, etwas auszuſagen habt in dieſer Sache, die eben verhandelt wurde, ſo ſeid Ihr ſtrafbar, bis jetzt gewartet zu haben. Doch redet jetzt, was Ihr wißt! Ihr behauptet, die Wittwe Mauclair ſei nicht ſtrafbar! Wer hat denn den Mord begangen? —

Ich! —

Ihr? —

Ja, ich, antwortete Gaetano, indem er einen Schlüſſel und die ſilberne Scheide des Dolches auf den Tiſch warf. Ich bin's, und hier ſind die Beweiſe!

Darauf ſetzte er ſich auf die Bank der Angeklagten und betrachtete ruhig die erſtaunten Zuſchauer.

Sagt, was Ihr wißt! ſprach der Präſident mit Ungeduld zu dem ſich ſelbſt anklagenden Gaetano.

Dieſer Mauclair, begann Letzterer, war ein ſchlechter Hund, ohne Treu und Glauben, dabei ein Feigling; für zwei Heller hätte er ſeinen eigenen Vater angeklagt — —

Bedenkt, unterbrach ihn der Präſident, daß Ihr von einem Todten ſprecht, den Ihr nach Eurer eigenen Ausſage ſelbſt ermordet habt. Sprecht alſo mit mehr Anſtand!

Gaetano fuhr fort, ohne den Ton zu ändern.

Aber wenn er etwas gegen Jemanden hatte, ſo ſparte er kein Geld, um ſich ihn vom Halſe zu ſchaffen. — Vor 15 Jahren begegnete er mir in Marſeille, und für einige Goldſtücke, die er mir gab, that ich . . . . . Das will ich jetzt nicht erzählen. Am Tage vor ſeiner Hochzeit, da kam er wieder zu mir, und gab mir 500 Francs, und ich mußte ihm verſprechen, nach 8 Tagen wieder zu ihm zu kommen. Ich war pünktlich, und begab mich zu ihm.

Gaetano, ſagte er zu mir, ich habe ein junges Mädchen geheirathet, die mich nicht liebt. Daraus mache ich mir nichts,

ich weiß, was ich gethan habe. Sie liebt einen leichtſinnigen Menſchen, einen jungen Fant. Er kam zu mir und drohte und ſchimpfte, wenn ich da nicht Ordnung hineinbringe, ſo werde ich betrogen . . . die Beiden wären im Stande, mich zu vergiften.

O Himmel! rief die junge Wittwe aus bei dieſer Aeußerung.

Er hat es mir geſagt, fuhr Gaetano ganz ruhig fort. Er ſagte: Ich will mich befreien von dieſem jungen Manne, und du ſollſt den Schlag führen. Kennſt du einen gewiſſen St. Ange?

Ich antwortete, fuhr Gaetano fort, daß ich den jungen Mann kenne. Herr Mauclair ſagte mir, wo er wohne, dann führte er mich zu ſeinem Bette, holte unter dem Kopfkiſſen einen Dolch hervor, den er mir übergab. Zugleich zeigte er mir eine lange Börſe, die mit Goldſtücken gefüllt war. Ich mußte ſie in die Hand nehmen, mich zu überzeugen, wie ſchwer ſie war, dann ſteckte er ſie unter das Kiſſen, wo der Dolch gelegen hatte.

Dieſen Abend, ſagte er, nach dem Theater, wenn der junge Mann nach Hauſe gehen will, triff ihn! Es iſt leicht, er vermuthet nichts, die Straße iſt einſam. Du bringſt mir den Dolch zurück und erhälſt das Geld!

Mauclair ſah mich an und konnte merken, daß ich keine Luſt dazu hatte.

Ich bin nicht mehr jung, erwiderte ich ihm, und ſolche Sachen haben nur Eine Zeit. Ich habe Ihnen geſagt, daß ich vor 15 Jahren einen Streich für ihn geführt hatte. Er ſah mich nun mit einem Blicke an, der mir ſagte, daß er mich in ſeiner Gewalt habe und mich verderben könne . . . . und ich nahm den Vorſchlag an.

Hier ſind zwei Schlüſſel, ſagte er zu mir — erzählte Gaetano weiter — einer zum Hauſe, der Andere zu dieſem Zimmer. Um Mitternacht thuſt du den Streich! Zwei Stunden ſpäter, wenn Alles im Hauſe ſchläft, kommſt du zu mir. Mit Hülfe der Schlüſſel kannſt du in dieſes Zimmer gelangen, ohne daß es Jemand merkt.

Ich nahm die beiden Schlüſſel und ging.

Als es Abend geworden, ging ich ins Theater; aber ich traf Herrn von St. Ange nicht. Gegen elf Uhr klopfte ich an ſeine

Thür, mich zu erkundigen, ob er zu Hause sei, und da erfuhr ich, daß er sich aufs Land begeben. Ich mußte Mauclair davon benachrichtigen, und seinem Befehle zufolge wartete ich bis zwei Uhr nach Mitternacht. Meine Schlüssel öffneten ohne Geräusch Haus und Schlafzimmer. Alles im Hause schlief, er selbst ebenfalls. Die Nachtlampe brannte auf seinem Tische. Ich setzte mich zwei Schritte entfernt von seinem Bette und betrachtete ihn.

Da ist, sagte ich zu mir selbst, ein alter Schuft, der schlechter ist als ich, und der meine Freiheit und mein Leben in seinen Händen hat. Seine Anklagen können mich sogar noch im eigenen Lande treffen. Wenn er befiehlt, muß ich gehorchen, weil er es will, muß ich einen jungen Menschen morden, den ich nicht kenne, und nachher nimmt er mir den Dolch ab, dann mag ich ihn anklagen; er leugnet Alles und ich habe keinen Beweis, darum läßt er mich des Nachts zu sich kommen. Wenn ich glücklich davon komme, kann er mich auf der Stelle zu sich kommen lassen, und ich muß, wenn er befiehlt, einen neuen Streich führen — und für ein Paar Goldstücke; — das ist eine traurige Knechtschaft. Wenn dieser Mann todt wäre, so wäre ich frei.

Kaum hatte ich das gedacht, so hatte ich auch schon den Griff des Dolches in meiner Hand, und wie ein Tiger stürzte ich mich auf Mauclair.

Sein Tod war eine Nothwendigkeit für mich. — Ich traf ihn so gut, daß er sich nicht bewegte, keinen Laut hören ließ. Den Dolch ließ ich in der Brust stecken und entfernte mich schnell. Unterwegs verlor ich einen der Schlüssel; Sie haben den andern und die Dolchscheide. Ich wollte die Stadt verlassen und nach Marseille auf die Santa Maria Purissima zurückkehren. Da erfuhr ich, daß die junge Frau Mauclair's verhaftet sei und ich blieb, um den Verlauf abzuwarten.

Nie hätte ich gedacht, daß man sie verurtheilt hätte. Wie! Sie wissen das Verbrechen nicht besser von der Unschuld zu unterscheiden? Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich verstände es besser.

In freudiger Rührung nahm der junge Advokat das Wort zur Vertheidigung Gaetano's. Es war schwer, wohl unmöglich,

ſeine Freiſprechung zu bewirken. Aber man konnte doch ſeine Verbrechen in milderem Lichte darſtellen, indem man die Lage hervorhob, in welche ihn Mauclair durch ſeinen Einfluß auf ihn verſetzt hatte, auf die Schlechtigkeit hinwies, die Mauclair ihm gegenüber nicht entwickelt hatte, der ein erſtes Verbrechen, das für ihn begangen war, benutzte, um ein zweites begehen zu laſſen. Man mußte auch dafür Gaetano Rechnung tragen, daß er es vorgezogen hatte, ſich ſelbſt anzuklagen, als eine Unſchuldige ſterben zu laſſen. Des Eſſarts ſprach mit geſteigertem Eifer und ließ keinen Gegenſtand unbenutzt, der zu Gunſten ſeines Schützlings dienen konnte.

Der Gerichtshof zog ſich zurück, um zu berathen. Der Präſident verkündete kurz darauf, daß Julie freigeſprochen, Gaetano dagegen zu lebenslänglicher Galeerenſtrafe verurtheilt ſei.

Einige Tage nach dieſem doppelten Urtheile war Paris in den Händen Napoleons, und die Provence war bei den Unruhen, die Frankreich in dieſer Zeit bewegten, nicht wenig betheiligt. In ſolcher Zeit hätten auch weniger kühne Leute als Gaetano aus dem Gefängniſſe entfliehen können. Der Genueſe brach mit Leichtigkeit ſeine Ketten, und ehe er Frankreich verließ, ſtattete er ſeinem Vertheidiger einen Beſuch ab.

Dieſer kam ihm freundlich entgegen mit den Worten:

Es ſind zwei verſchiedene Menſchen in Dir, Gaetano! Den Einen will ich nicht weiter bezeichnen; der andere aber iſt edel, großmüthig, er bringt ſein eigenes Leben zum Opfer zur Rettung eines Unſchuldigen, die mein ohnmächtiges Wort nicht befreien konnte, dieſen zweiten Menſchen umarme ich mit Freuden.

Sprechen wir nicht davon, ſagte Gaetano, ich kam nur, Ihnen zu ſagen, daß ich abreiſe, und daß ſie ein Korallen-Halsband von mir zum Andenken haben ſollen.

Bei dieſen Worten war er auch ſchon verſchwunden. —

Die Wittwe Mauclair verlebte die Zeit ihrer Trauer in größter Zurückgezogenheit. Ihre thörichte Leidenſchaft für St. Ange war erloſchen und nach einem Jahre verband ſie ſich ehelich mit ihrem Vertheidiger. Am Tage der Hochzeit trug ſie den Korallen-Halsſchmuck, welchen Gaetano geſchenkt hatte.

Es kommt von einem Mörder, meine liebe Julie, ſagte der junge Advokat zu ſeiner Frau; aber vergiß nicht, daß Gaetano mehr für Dich gethan hat, als ich für Dich thun konnte, daß er Dir das Leben und die Ehre gerettet, daß ich Dich nur ſeiner Ergebenheit verdanke.

Einige Zeit nachher erfuhr das neue Ehepaar durch die öffentlichen Blätter, daß Gaetano Contrebandier geworden und in einem blutigen Gefechte mit ſardiniſchen Zollbeamten ſeinen Tod gefunden hatte.

XXIV.

Der Hexenprozeß und seine Greuel.

Eine Ausgeburt der Privatgerichtsbarkeit.

„Der Hexenprozeß iſt nichts als eine neue Alchymie,
wodurch aus Menſchenblut Gold und Silber gemacht werden."
Cornelius Loos † 1593.

Viel gelehrte Forſcher haben ihr Gehirn angeſtrengt und ihre Zeit verdorben, viele Mühe iſt vergeudet und noch mehr Papier verſchrieben worden, um die Entſtehungsgründe des Hexenprozeſſes, die Urſachen dieſer grauenhaften Erſcheinung auf dem Gebiete der Strafrechtspflege, ärger als Ketzer- und Inquiſitionsprozeſſe, zu ermitteln, deſſen einzige Tendenz nur Juſtizmord war. Man kam bis auf die neueſte Zeit zu gar keinem, oder höchſtens nur zu halbrichtigem und halbwahrem Reſultate, obwohl ſchon im 16. Jahrhunderte der Geiſtliche Cornelius Loos zu Mainz offen und ohne Hehl in einer Druckſchrift ſich darüber ausgeſprochen hatte. Bis ins achtzehnte Jahrhundert hinunter erhielt ſich dieſer Wahnglaube an Hexen, Zauberer und Unholde, ſelbſt unter den gebildeten Klaſſen und ſogar in der Gelehrtenwelt.

Einer der ausgezeichnetſten Juriſten des vorigen Jahrhunderts, Ceyſer, auf deſſen Schriften noch bis zur Stunde die ganze Juriſtenwelt Stein und Bein ſchwört und als ein Evangelium der juriſtiſchen Gelehrſamkeit „und einen Urquell juriſtiſcher Weisheit verehrt, glaubte an Hexen und Zauberer. Davon giebt juridiſches Hauptwerk in dem Kapitel, welches vom „Verbrechen der Zauberei" handelt, Kunde.

„Ich habe in meiner Jugend, sagt dort der Tschimborasso der Juristenwelt, als ich bemerkte, daß die, so an Zauberei glaubten, von meinen Lehrern und Mitschülern, später auch von meinen Amtsgenossen verspottet und verlacht würden, an Zauberei und was damit in Verbindung steht, nicht geglaubt, um nicht für einfältig zu gelten; jetzt glaube ich daran, zur vollsten Ueberzeugung gebracht durch meine Hände, Augen, der Geschichte, der Akten und unverwerflicher Zeugen Bekundung."

Also der alte juristische Esel, das goldene Kalb der Juristenwelt der Gegenwart. (Med. ad Pand. Nr. 4. Band 9. 5, 629, wo man es selbst nachlesen mag.) Und dieser „gelahrte" Zopf saß noch auf einem deutschen Universitätsprofessorenstuhle zur Zeit, wo Friedrich's des Großen heller Geist leuchtete und jede Finsterniß bannte, wo eine andere deutsche Autorität, Thomasius, den Hexenglauben und seine Altäre, die flammenden Scheiterhaufen, worauf man die alten Mütterchen justizmörderisch verbrannt, stürzte, indem er die gesunde Vernunft als einzige Bundesgenossin zu Hülfe nahm. „Thomasius redete so laut, sagte der große König von ihm, daß man sich fernerhin solcher Rechtshändel (Hexenprozesse) schämte, und seitdem kann das weibliche Geschlecht in Frieden alt werden und sterben." —

Und dennoch gilt jener verschrobene juristische Professor sammt den Meditationen aus seinem hirnverbrannten Kopfe nach wie vor als eine unumstößliche Autorität der ganzen Juristenzunft der Gegenwart, welche in der Mehrzahl ihrer Glieder die Todesstrafe gerecht findet und nicht von ihr lassen kann, trotzdem, daß die größten, genialsten Geister unseres Jahrhunderts sich mit den unwiderlegbarsten Gründen dawider ausgesprochen haben. „Unsere Enkel, sagte der würdige Prälat von Pahl, in der Würtemberg'schen Abgeordnetenkammer, werden mit denselben Augen auf die Hinrichtungen unserer Tage zurückblicken, wie wir auf die Hexenprozesse unserer Vorfahren." Leider werden auch unsere Enkel das nicht thun, wenn solche juridische Professoren und Dummköpfe unter ihnen leben, wie unter uns.

Nichts ist aber einfacher und leichter, als die Ursachen der Entstehung des Hexenprozesses zu ermitteln, wenn man nur ohne

Vorurtheil und vorgefaßte Meinung, vor Allem aber ohne Parteiansicht ans Werk geht. Der Herenprozeß war nichts als ein Ausfluß der Privatgerichtsherrlichkeit, der sogenannten Patrimonialgerichtsbarkeit, deren Ende in Preußen eine „Märzerrungenschaft" ist, während in vielen deutschen Ländern diese Patrimonialgerichte zur Zeit noch fortbestehen als Ergebnisse „altpatriarchalischer" Zustände.

Und welches war der nächste Grund dieses scheußlichen Ausflusses der Patrimonialgerichtsbarkeit?

Der Egoismus, und zwar der habsüchtige, geldgierige Egoismus. Die Entstehung des Herenprozesses war unter den Zuständen der Vorzeit und unter Benutzung des Aberglaubens und der Dummheit in der Natur jenes weltlichen Gerichtsbarkeitsverhältnisses selbst gegründet.

Der Gerichtsherr, d. h. der zur Ausübung der Gerichtsbarkeit und Rechtspflege in einem bestimmten Bezirke Berechtigte, bezog die Gerichtskosten entweder und meist ganz oder einen Theil derselben; die Patrimonialrichter und das übrige Patrimonialgerichtspersonal bis zum Frohn- und Henkermeister hinunter, die von dem Gerichtsherren angestellt wurden, hatten Antheil daran, entweder durch Beziehen eines festen Gehaltes oder eines Theiles der Gerichtssporteln. Und wie diese Blutsauger zu „sportuliren" verstanden, bis zur jüngsten Zeit hinunter, weiß Jeder, der nur einigermaßen mit den näheren Verhältnissen bekannt ist. Außerdem fiel aber in früherer Zeit dem Gerichtsherrn im Falle einer Vermögensconfiscation das Vermögen des Verurtheilten zu, und das Gerichtspersonal ging dabei nicht leer aus, sondern erhielt seinen Antheil mit.

Das ist der einfache Schlüssel zur Lösung des Räthsels, zur Auffindung des Entstehungsgrundes des Herenprozesses, daß man erstaunen muß, weshalb noch Niemand in neuerer Zeit diese auf flacher Hand liegende Entdeckung gemacht und veröffentlicht hat. Der Herenprozeß ist eine Ausgeburt der Patrimonialgerichtsbarkeit; das ist das bisher unentdeckte Geheimniß.

Es liegt mir neben diesem, aus der Natur der Einrichtung und der Verhältnisse der Patrimonialjurisdiction hervorgehenden Beweise auch noch der geschichtliche, durch sprechende Thatsachen und vollgültige Zeugnisse kundiger und eingeweihter Zeitgenossen zu führende Beweis ob.

Die Patrimonial-, auch Erbgerichtsbarkeit genannt, war, wie in früherer Zeit viele Rechte über Dritte, Aemter, Privilegien und Bevorzugungen aller Art, in gewissen Familien und Berechtigten, deren Erben und Rechtsnachfolger erblich; sie stand den Grund- und Erbherren in Bezug auf ihre Erbzins- und Lehnleute zu, und führte den Namen daher, weil sie als ein zum Erbgut oder Erbvermögen (patrimonium) gehöriges Recht angesehen und ausgeübt wurde. Sie ist leider rein deutschen Ursprungs, anderen Völkern gänzlich unbekannt.

Es sollte bei ihrer Ausübung nach den deutschen Landes- und Provinzialgesetzen verfahren werden; da aber diese für die Grund- und Gerichtsherren böhmische Dörfer waren, so wurde sie durch Leute verwaltet, die rechtskundig sein sollten, häufig aber nicht waren.

Sie hießen Gerichtshalter, Gerichtsverwalter, Patrimonialrichter u. s. w., die von Jenen ernannt und angestellt wurden. Diese saßen nun zu Gericht nicht allein in Rechtsstreitigkeiten zwischen den bäuerlichen Erbzins- und Lehnsleuten, sondern auch zwischen dieser und dem Erb-, Grund- und Gerichtsherrn selbst; ebenso verwalteten sie die Strafrechtspflege bis zur Handhabung der Kapitaljurisdiction einschließlich, d. h. des Urtheilsspruches auf Leben und Tod.

Diese gerichtsherrliche Kriminalrechtspflege war es, worauf der Hexenprozeß mit allen seinen Greueln, Folterinstrumenten, Scheiterhaufen und Justizmorden basirte, denn alle „Hexen“ und „Hexenmeister“, welche von dieser Hexenjustiz gemordet wurden, waren schuldlos; sie waren ihr unvermeidliches Opfer, unrettbar verloren, sobald sie zur Haft gebracht waren, die nur durch Vernichtung der Angeklagten durch Feuer und Schwert endete.

Ein anderer edler deutscher Mann, der dem ehrenhaften Geistlichen Cornelius Loos nachfolgte, ein Zeitgenosse jener justiz-

mörderischen Gerichte und Bluthaten, der Jesuit Friedrich von Spee, aus einem rheinischen Adelsgeschlechte, geboren zu Kaiserswerth 1591 oder 1595, gestorben 1635, war es, der beherzt diesen Greueln entgegentrat.

Früher zu Köln, wo er in den Jesuitenorden trat, darauf in Trier und Paderborn, zuletzt in Bamberg und Würzburg, lag ihm in letzter Stadt die schwere Pflicht ob, derartige, dem Justizmorde anheimgefallene Opfer zum Tode vorzubereiten und ihnen den letzten geistlichen Trost angedeihen zu lassen.

Gerade in den Jahren seines dortigen Aufenthaltes, von 1627 bis Februar 1629, wurden daselbst in 91 Bränden 158 „Hexen" und „Zauberer" verbrannt. Unter ihnen befanden sich ein Rathsherr mit seiner Frau, 8 Vikarien im neuen Münster, 4 Chorherren, ein Doktor der Theologie, eine Edelfrau, 18 Knaben von 10—14 Jahren. Sein Haar ergraute in diesem schweren Amte vor der Zeit, da unter so Vielen, die er auf ihrem letzten Wege begleitete, Keiner sich befand, der nicht die Thorheit und Ungerechtigkeit der Richter und sein Unglück beklagte, und sich auf Gott als Zeugen seiner Unschuld in den letzten Augenblicken sich berufen hätte.

Das antwortete er auch auf die Frage des Erzbischofs von Mainz, Johann Philipps von Schönborn, nach seinen weißen Haaren. Und eingedenk dieser Worte machte derselbe in seinem Kurstaate dem Unwesen des Hexenprozesses zuerst in Deutschland ein Ende.

Wie Spee offen zu ihm geredet, so schwieg er auch nicht gegen seine Freunde, so trat er auch öffentlich, wenn auch ohne Nennung seines Namens, als „unbekannter römischer Theologe" auf in seiner berühmten Schrift: **Cautio criminalis** (Rinteln 1631).

Er zuerst war es, der es wagte, unmittelbar Deutschlands Fürsten, Obrigkeiten, Richter, Advokaten und Geistliche aus dem Schlafe zu wecken, und sie aus seinen eigenen Erfahrungen über die Unvernunft und Grausamkeit jener peinlichen Gerichte zu belehren suchte durch diese wichtige Schrift, voll edler Menschlichkeit und mannhaften Muthes, wie je eine deutsche Feder geschrieben. Sein Vorgänger C. Loos mußte sein Unternehmen mit Gefängnißstrafe büßen und Widerruf thun; auch dem Kanzler

der Universität zu Prag, Adam Tanner († 1632) ging es nicht besser. Da übernahm Spee den ungleichen Kampf.

Insbesondere eiferte Spee gegen den Gebrauch der Folter in den Hexenprozessen auf die äußerste Weise, da sie die Unschuldigen ins Verderben stürze und das Land mit Hexen und unerhörten Verbrechen anfülle, indem die stärksten Männer versichert hätten, sie würden alle erdenklichen Verbrechen auf sich genommen haben, um nur den Folterqualen zu entgehen; lieber wollten sie sich zehnmal in den Tod stürzen als noch einmal auf die Folter gehen. Wer einmal auf der Folter bekannt habe, sei verloren, denn kein Widerruf gelte. „Man achte das Recht, man folge der Vernunft, und keine Hexen würden ferner noch verbrannt werden."

Die abergläubige Dummheit des Volkes, das frevelhafte Gebahren der Richter, ihr Geldwucher und die Sorglosigkeit mit welcher Fürsten Ehre, Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen der habsüchtigen Willkühr untergeordneter Beamten und der Grausamkeit roher Schergen Preis gaben, bildeten dieses Nachtstück in der Geschichte der Menschheit, neben dem die Härten des türkischen Despotismus und die Greuel der Revolutionen schier als Lichtpunkte erschienen und fast ihre Schatten verlieren.

Spee selbst erzählt einen Fall, wo ein geldgieriger Hexenrichter, den die armen Landbewohner als einen Halbgott betrachteten, nachdem er sein hochrichterliches Auge auf ein Dörfchen mit fetten Bauern geworfen, es für rathsam gehalten, zuerst seine Helfershelfer dahin zu senden, die denselben so viele grausenerregende Geschichten von Hexereien erzählten, daß die bedrängten und geängstigten Landleute den Richter förmlich eingeladen, ihre Gemeinde von dieser Pest zu reinigen. Hierauf habe derselbe zu kommen versprochen, aber zuvor durch seine Helfer den vorauszuzahlenden Beitrag zur Bestreitung der Kosten, der von Thür zu Thür eingesammelt worden, eintreiben lassen. —

Der schon mehr erwähnte Vorkämpfer Spee's, Cornelius Loos, traf schon den Nagel auf den Kopf, und ergründete das eigentliche Wesen und den wahren Grund des Hexenprozesses wenn er sagt:

„Der Hexenprozeß iſt eine neue Alchymie, durch welche aus Menſchenblut Gold und Silber gemacht werden."

Dieſen Ausſpruch mußte er zwar gezwungen widerrufen aber er war, iſt und bleibt wahr.

Und ſo komme ich denn zu dem Beweiſe durch Thatſachen, daß der Hexenprozeß nichts als ein privilegirtes Mittel einer ganzen Rotte von Betrügern und Peinigern der Völker, um Geld zu erwerben, nichts als eine Erfindung der Habſucht und Geldgier jener Kreaturen war, die wie Vampyre auf dem Leibe der Nation ſaßen und ihnen Geld und Blut ausſogen.

Fürſten, Gerichtsherren, Richter und Geiſtliche waren die Beförderer des Hexenprozeſſes, Häſcher, Spione und Henker ihre Helfershelfer. Sie alle zuſammen theilten ſich in die Beute, die ihnen durch die mit dem Hexengerichtsurtheile ausgeſprochene, oder in Folge deſſelben von ſelbſt ſtattfindende Vermögenseinziehung der zum Feuertode Verurtheilten zufiel.

Schon im Laufe des Prozeſſes ſchritt man zur Inventariſation des Vermögens der Eingekerkerten, wie ſich dies ausdrücklich in den Hexenprozeßakten mehrfach aufgezeichnet findet. Man ſcheuete ſich nicht, offen auszuſprechen, daß man durch Hexenverfolgungen ſteinreich werde, und es gab Finanzleute, die es prieſen, daß man das dadurch errungene Vermögen der Unglücklichen, die dadurch flüſſig werdenden Geldmittel aus dem Nachlaſſe der Hingerichteten zu fürſtlichen Bedürfniſſen gar vortrefflich verwenden könnte.

Wie oft und häufig dieſes auch ausgeſprochen ward, und ſich in den Akten der Hexenprozeſſe aufgezeichnet findet, ſo hat man dies dennoch faſt in allen Schriften über den Hexenprozeß überſehen. Erſt Soldan macht in ſeiner „Geſchichte der Hexenprozeſſe" darauf zuerſt aufmerkſam, und theilt betreffende Aktenſtücke darüber mit, ebenſo Horſt in ſeiner „Dämonomagie".

Gelderwerb war der Zweck der Mehrzahl der Hexenprozeſſe, Habſucht und Geldgier waren die Hebel, neben noch ſchmutzigeren Leidenſchaften. Das canoniſche Recht gab dazu die Veranlaſſung, indem es die Einziehung des

Vermögens der wegen Zauberei verurtheilten Personen bestimmte, die peinliche Halsgerichtsordnung Kaisers Karl V. war über diesen Punkt nicht ganz klar; die richterliche Praxis aber erläuterte die Stelle nach Anleitung und Vorgang des canonischen Rechts.

„Jeder nimmt mit seiner Portion an der Suppe vorlieb," sagt ausdrücklich mein Gewährsmann. „Bevoraus, weil man an vielen Orten nicht nur den weltlichen Richtern, sondern auch den Beichtvätern Kopfgeld hierinnen gesetzt, so halten sie auch mit den Brandmeistern Convivia; sie poculiren miteinander, Alles aus dem Blute der Verurtheilten; das heißen sie wohlgefochten."

Spee schlägt als radikales Mittel gegen die Hexenverfolgung ein „Kopfgeld für jeden Unschuldigen" vor.

Die auf uns gekommenen Hexenprozeßakten reden ganz offen über diesen scheußlichen Gelderwerb.

Von tausend Beispielen zunächst eins! —

In dem reichsfreiherrlichen Städtchen Lindheim im Großherzogthum Hessen, woselbst der Hexenrichter Geiß, ein roher und habgieriger Mensch, während des 30jährigen Krieges Soldat, als Patrimonialrichter und Amtmann der Lindheim'schen Gauerben zu Gericht saß und wüthete, war durch ihn in den Jahren 1650—53 ein grausiger Hexenprozeß geführt worden, worin nach und nach fast das ganze Städtchen verwickelt ward, und viele Menschenleben justizmörderisch auf dem Hexenscheiterhaufen enden mußten.

Geiß und seine Gerichtsherren wurden reich dabei. Im Jahre 1661 gelüstete diesem Unhold abermals nach einer Beute. Er erstattete einen Bericht an die Grund- und Gerichtsherrn unterm 7. December 1661. Nachdem er ihnen mit vieler Selbstzufriedenheit von mehreren, durch ihn veranlaßten Ersparungen und Verbesserungen gemeldet, fährt er wörtlich also fort:

„Was sonsten das leidige Zauberwerk anbelangt, geht dasselbe hier leider Gottes so stark im Schwang, daß man sich nicht genug fürchten kann. Der mehre Theil der Bürgerschaft will gern, wenn die Herrschaft nur Lust zum Brennen hätte, das Holz dazu und alle Unkosten erstatten, und könnte die Herrschaft auch soviel bekommen, daß die Brücke wie auch die Kirche könnten wiederum in guten Stand gebracht

werden. Noch überdies so könnten auch soviel haben, daß deren Diener inskünftige könnten soviel besser als bisher besoldet werden; denn es dürfte vielleicht ganze Häuser und eben diejenigen, so genung dazu zu thun haben, infociret sein."

Das ist denn doch deutlich gesprochen! Und die sämmtlichen Gerichtsherrn dieses Teufels in Menschengestalt verstanden diese Sprache, genehmigten die Erneuerung des Hexenprozesses und übertrugen ihn ihrem Geiß, der in Verbindung mit einigen anderen Schurken, die er als Blutschöffen bestellte, und von denen nur Einer seinen Namen schreiben konnte; die Untersuchung begann.

Das obige Aktenstück befindet sich noch im Lindheim'schen Hausarchive. Ebendaselbst ist auch noch ein Bericht von Geiß vorhanden an die Gerichtsherrschaft vom 17. August 1662 über die Lage der Untersuchung, und darin stößt man auf die, meine Ansicht wiederum bestätigende Stelle:

„Heinrich Knolwer's Hausfrau ist ausgerissen, und habe sie lauffen lassen, weilen ihr Mann nichts im Vermögen. —

Derselbe Geiß confiscirte im Hause des gleichfalls zur Untersuchung gezogenen Müllers Schüler an baarem Gelde 88 Thaler. Bei einem Bierbrauer, dem er, wie er berichtet, „das Brauen gelegt", wurde das ganze Vermögen gleichfalls aufgeschrieben; eines Fleischers Wittwe gehörte ebenfalls zu der Zahl der in Untersuchung befangenen Personen. Alle waren somit aus der besseren, wohlhabenderen Bürgerklasse erlesen, um sich gehörig zu — bereichern.

Der Müller Schüler gehörte zu den angesehensten, unbescholtensten Männern im Städtchen; seine Hastnahme veranlaßte einen Aufstand, wie Geiß selbst berichtet. Schüler wußte zu entkommen, aber Geiß wußte sich zu helfen: des Flüchtlings Frau wurde eingezogen, verurtheilt und verbrannt; der fette Braten — das Schüler'sche Vermögen — entging ihm nicht, es ward eingezogen. Schüler führte Beschwerde beim Reichskammergericht zu Speier, die indeß keinen Erfolg hatte. Indeß nahm die Sache

eine günſtige Wendung, und endete mit der Amtsentſetzung der des Bluthundes und Geldſcharrers Geiß.

Dieſer ſuchte ſein Verfahren zu rechtfertigen in einer Vertheidigungsſchrift, und darin finden ſich abermals Stellen, welche die Bereicherung durch die Vermögensconfiskation bekunden; es heißt darin unter u. A.:

„Man läſtert, mich mit fremden, der Hingerichteten Gütern bereichert zu haben, heiß ich diejenigen abermals lügen. Meine Rechnung weiſet aus, die genugſam examiniret, daß ich Mehres nit empfangen, als was mir, pro labore verordnet und durch die Geſchworenen abgeſchätzet worden, nemlich an Geld, Frucht und ezlich wenig Stück Vieh. Der confiscirten Güter aber hab ich mich niemalen theilhaftig gemacht, ſondern ſtehen ſelbe denen geſammten hochadlichen Gauerben zu, denen ſolche anheimfallen. Iſt etwas Weniges davon verkauft, wird der Verwalter zu vernehmen wiſſen, werden zweifelsohne auch für Ew. Hochadlige Gnaden daran ihr Part haben."

Aus der in den Akten befindlichen Rechnung des Geiß geht nun hervor, daß er ſich nicht vergeſſen, und „pro labore" gehörig gerechnet hat, indem er an angeblichen Auslagen 180 Thaler ſpecificirt, eine für jene geldarme Zeit nach dem 30jährigen Kriege nicht unbedeutende Summe. Unter anderen Sätzen ſetzt er für einen Ritt von 2 Stunden 5 Thaler an, „weilen das Wetter dazumalen ſehr ſchlimm geweſt, und er bei der eifrigen Verfolgung der Hexenkönigin ſein arm Leben, Leib und Geſundheit daran wagen müſſen." Die drei erſten Poſten der Rechnung zum Geſammtbetrage von 22 Thalern ſind Wirthshausrechnungen, Gelder, die bei der Hexenverfolgung — wie er ſich ausdrückt — „verſoffen" ſind.

Ferner heißt es in einer anderen ſeiner Rechnungen u. A.: „Manches, was er nidt ſofort aufgeſchrieben, und das ihme nunmehro nidt mehr recht zur Beſinnung habe kommen mögen, habe er auf gute Treu und chriſtlichen gewiſſenhaftigen Glauben eingetragen."

Ebenso geht aus den Akten hervor, daß er von seinen Raubgesellen die „Kühe, Säue, den Lein, die Frucht, das Oeligt u. s. w. der Verurtheilten zu geringen Preisen hat abschätzen lassen; mithin war das Raubsystem unter der Firma der Justiz vollständig organisirt.

Noch charakteristischer ist folgender Vermerk: „Etzliche Stück Vieh habe ich nidt ufzuschreiben nothdienlich erachtet, weilen ihme solche von etzlichen mit bösem Gewissen Beladenen ohne sein Wissen und Bitt geschenkt, in der eitlen Meinung, ihn dadurch von Gott und der lieben Justicia abzubringen."

Nach einer Rechnung des Raths des Städtchens Zuckmantel vom 20. October 1630 brachte das Verbrennen von 11 Hexen 425 Thaler ein. Davon empfing der Bürgermeister 9 Thaler 6 Groschen, der Rath ebensoviel, der Vogt und die Gerichtsschöffen das Doppelte, der Stadtschreiber und Stadtdiener jeder 9 Thaler 6 Groschen. Der Ueberrest ward im Betrage von 351 Thalern dem Fürstbischof von Breslau als den Gerichtsherrn eingehändigt.

Nach einer anderen Rechnung wurden für 4 Hexenbrände, jeder zu 4 Personen, 490 Thaler beigetrieben. Von diesen nahm der Rath 154 Thaler, das Uebrige fiel dem Landeshauptmann und Fürsten zu. Das Städtchen Zuckmantel setzte in jener Blüthezeit der Hexenprozesse acht Scharfrichter; der Rath bewilligte contractlich dem neu engagirten Meister Hildebrandt für jede zu richtende Person 6 Thaler, außerdem für jede Woche, in der er in Arbeit sei, noch 6 Thaler neben Naturallieferungen an Holz, Licht, Hafer u. s. w., endlich den Knechten des Meisters von jedem Brand 2 Thaler.

Der Scharfrichter Meister Rörekamp zu Coesfeld in Westpfalen verdiente im Jahre 1631 für Foltern, Würgen, Köpfen und Verbrennen in 5 Monaten 169 Thaler, die folgenden 7 Monate waren ebenso ergiebig, so daß seine Jahreseinnahme neben seinem Gehalte an Accidenzien 400 Thaler betrug.

Während in dieser fürchterlichen Zeit des 30jährigen Krieges das Volk verarmte, wurden Gerichtsherren, Richter, Beamte und Henker reich. In Trier, woselbst die Hexenverfolgungen im groß-

artigſten Maßſtabe ſtattfanden, ritt der Scharfrichter „in Gold und Silber gekleidet auf einem ſtolzen Pferde.“

Gerade nach der Reformation und während der Dauer des 30jährigen Krieges wüthete die Hexenjuſtiz am furchtbarſten, geſchürt durch die Jeſuiten und ihre habgierigen Helfer, Fürſten und Richter, welche unter der Firma der Hexenprozeſſe auf ſolche Weiſe alle „Mißliebigen“ aus dem Wege ſchafften, und nebenbei die Vermögen der Gemordeten ſtahlen, d. h. confiscirten.

In der Regel ſtrich der Grund- und Gerichtsherr zwei Drittel des confiscirten Vermögens und der ſogenannten Hexen- oder Brandgelder ein; das letzte Drittel ward brüderlich, aber ſtandes- und verhältnißmäßig zwiſchen Richter, Schöffen, Geiſtliche und Henker vertheilt; für die Helfershelfer und Denuncianten fiel nichts ab, ſie wurden meiſt von den Richtern ſelbſt für ihre Dienſte privatim remunerirt. In einigen Gegenden Deutſchlands erhielt der Fürſt als Lehns- und Gerichtsherr für jede Hexe 12 Thaler, der Richter 4—5, der Henker 3—4 Thaler.

In den furchtbaren Hexenprozeſſen unter der Aegide der Baalspfaffen von Bamberg und Würzburg ſpielten die Gelderpreſſungen die Hauptrolle. Sie wurden dort ſo arg getrieben, daß Kaiſer Ferdinand II. in einem Schreiben an den habgierigen Biſchof von Bamberg erklärte, wie er ſolche „höchſt ſchmutzige Confiscationes in dieſem Criminé unter keinerlei Vorwand mehr geſtatten könne.“

Die Geiſtlichen bezogen außer den gewöhnlichen Gebühren für ihre ſeelſorglichen Bemühungen als Beichtväter noch mancherlei Accidenzien, z. B. für Meſſeleſen, Austreiben des Teufels u. ſ. w., ſie waren es, welche die Flammen der Hexen- und Scheiterhaufen ſchürten zu Nutz und Frommen ihres Säckels.

Für die der Hexerei und Zauberei Angeklagten war demnach nur das einzige Mittel, um dem flackernden Holzſtoße zu entgehen und wenigſtens vorläufig freigeſprochen zu werden, die Zahlung bedeutender Geldſummen. Es wurden dergleichen Abfindungen in der Regel nur angenommen, wenn man wußte, daß durch

Confiscation auch nicht mehr zu erlangen, daß das Vermögen der Inkulpaten in Sicherheit, allenfalls im Auslande schon war.

Viele Inquisitoren waren in ihren Geldschneidereien so erfinderisch und sinnreich, daß sie von gewissen, der Hexerei verdächtigen Personen eine bestimmte jährliche Rente zogen. So erzählt Agrippa von Nettesheim, ein würdiger Zeitgenosse, indem er sagt:

„Sie haben unter jenen Unglücklichen nicht wenige, die eine jährliche Steuer zahlen müssen, um nicht von Neuem vor Gericht geschleppt zu werden."

Neben diesem allgemeinen Grunde der scheußlichen Habsucht und Geldgier, spielen aber auch häufig andere Leidenschaften eine Hauptrolle.

Ich theile ein Beispiel für Viele mit.

In einer von dem Domkapitel zu Paderborn dem Fürstbischof Theodor am 2. December 1611 zu Neuhaus überreichten Denunciation gegen den domcapitularischen Syndicus und Amtmann zu Lippspringe, Johann Moller, kommt unter den Anklagen auch folgende vor:

„Als er (Moller) einstmals eine junge Zauberische (Zauberin, Here) von Etteln, die Joseph'sche genannt, zu Lippspringe in Haft gehabt, und in der Tortur gesehen, wie dieselbe so schön von Leib und Wohlgestalt gewest, daß er oft davon zu sagen pflegte: es wäre schade, daß man ein so schönes Weib verbrennen sollte, wie er sie denn auch motu proprio aus dem Gefängniß gelassen und auf freie Füße gestellt hat. Ueber etliche Zeit, als er an das Weib gedacht, hat er dieselbe nochmals auf das Haus Lippspringe kommen lassen, und unangesehen keine neue Anklage geschehen, sich geäußert, er wolle sie abfragen, deshalb er sie in eins der besten Gemächer gewiesen, daselbst Betten eintragen, das Gemach warm machen, auch täglich hineingegangen, etliche Stunden bei ihr verblieben, daß auch seiner Hausfrau dieser Handel verdächtig geworden, deshalben er sie endlich nach verrichteten Sachen, als sie glatt und wohlgemästet, wieder hinausgelassen, und noch zum Ueberfluß für sie eine ansehnliche Summe Kostgeldes hat erlegen müssen." —

Gebt mir ein viehisch verdammtes Volk, sagt Mirabeau, und ich will ein Volk von Tigern daraus machen!

Das Zeitalter der Hexenprozesse sei ein Warnbild! Möge die Erinnerung daran einsehen lernen, was jene „gläubigen frommen Jahrhunderte", die man so gern unserer Zeit als Muster vorhält, eigentlich waren! Möge man erkennen, daß die Geschichte der Menschheit und Humanität erst mit der von vielen verrufenen Aufklärung beginnt! Möge man einsehen, was für Unsinn und was für Schlechtigkeit zu Religion, zu positivem Recht und Gesetz gemacht werden kann und in christlichen Staaten schon gemacht worden ist! —

Der Hexenprozeß wurde nach gesetzlich bestimmten Regeln und Formen, nach einer Hexenprozeßordnung geführt, die den Namen: Hexenhammer (Malleus Maleficarum) hatte. Volle drei Jahrhunderte galt er in Deutschland als Richtschnur und Criminalcodex. Ihm vorher ging die Bulle des Papstes Innocenz XIII. vom 4. December 1484 zur Einführung des Hexenprozesses in Deutschland, welche alle jene Greuel von vorn herein sanctionirte und die Existenz von Hexen, von „Individuen beiderlei Geschlechts, die vom katholisch-christlichen Glauben abgefallen", öffentlich proclamirte, und drei Predigermönchen den Auftrag gab, die Laster der Zauberei auszuspähen, zu bestrafen und auszurotten.

Jedenfalls war ihm die Hexerei nur Vorwand, Ketzerei war gemeint; Beide galten als Geschwister, Beide vom Teufel erzeugt. Jede Appellation gegen ein Hexenurtheil wurde durch die Bulle ausgeschlossen; Niemanden stand ein Begnadigungsrecht zu, war das Urtheil gesprochen, so war auch der Stab gebrochen.

Der Hexenhammer diente zur Erläuterung, Einführung und Bestätigung jener Bulle und zur Bestimmung fester Prozeßverfahrens-Normen. Der erste Theil handelt von dem Verbrechen, d. h. von der Hexerei, der zweite von den Mitteln dagegen und dritte von dem gerichtlichen Verfahren gegen die Hexen.

Er ist ein System, eine Theorie des Hexenwesens und Hexenprozesses, verfaßt von den beiden, vom Papst bestellten Ketzer-

und Herenrichtern Jakob Sprenger und Heinrich Greneyer, die eine Approbation der theologischen Facultät zu Köln und ein Diplom Kaisers Maximilian I. erschlichen.

Darnach wurde der Herenprozeß eingeleitet ohne alle Denunciation, auf das bloße Gerücht, daß es hier oder dort Heren gäbe; denn — in einer so seelengefährlichen Sache sei es Richterpflicht, nicht erst einen Ankläger abzuwarten, sondern sogleich amtlich zu untersuchen.

Die Fragen, die den Inquisitoren vorgelegt wurden, sind in feststehender Reihenfolge im Herenhammer angegeben, und daher kommt es, daß sich alle Herenprozeßakten wiederholen.

Wie die Vertheidigung zu gestatten, verordnet der Kodex ebenfalls mit dem Hinzufügen: „Vertheidigt ein Defensor seinen Klienten über Gebühr, so wird er billig für noch schuldiger befunden, als der Vertheidigte selbst, in dem Maaße, als er eifrig zu Werke geht" steigt der Verdacht gegen ihn.

Daher fand sich selten ein Advokat zur Vertheidigung bereit, und deshalb findet man nur wenige Beispiele von Vertheidigungen.

Weitläufig wird das Thema von der Folter und ihrer Anwendung in ihren verschiedenen Graden abgehandelt.

Darauf folgt die Art und Weise der Urtheilsfällung und die Appellation gegen ein Urtheil. Diese muß erschwert werden, sie findet sich in den Herenprozeßakten auch wenig. In einzelnen Fällen findet man auch Fakultätsgutachten. In einem Herenprozesse im Paderborn'schen kommt der Fall vor, daß auf Befehl der Landesregierung vor der Urtheilsvollstreckung die Akten unterm 11. Oktober 1704 an die Juristenfakultät zu Marburg gesandt wurden, um ein unpartheiisches Gutachten zu ertheilen, welche unterm 2. November 1704 dahin resolvirte:

„So ist dennoch in dieser Sache vorsichtig zu verfahren, und zum wenigsten den Umständen nach noch zur Zeit nicht zur Todesstrafe, es sei mit Schwert oder Feuer, zu schreiten, ohnerachtet solches die schon vormals in der Sache zu Rathe gezogenen Juristen durch verschiedentliche und nicht gänzlich außer Acht zu setzende Gründe darzuthun suchen." „Deswegen, fährt das Gut-

achten fort: „wir davor halten, daß Inquisit noch zur Zeit vielmehr verständigen Geistlichen in ein Kloster, um ihn nicht nur durch gute Unterweisung und Gebet mehr zur Erkenntniß Gottes und seines Wortes zu bringen, sondern auch durch ordentliche, auch starke Arbeit ihm, im Fall es melancholische Gedanken seien, solche zu vertreiben, als dem Scharfrichter zum Feuer und Schwert zu überantworten." Hiernach konnte mit besserem Bestand Rechtens erkannt werden, was Rechtens, Alles von Rechtswegen.

Aber diese und ähnliche Fälle, wo auf Verwendung einsichtiger Männer solche vernünftige Wege eingeschlagen wurden, auf welchen einzig Rettung möglich war, sind selten.

Das waren die Bestimmungen des Hexenhammers, der die Hexen zerschmettern sollte, daher der gewählte Name. Er galt, wie gesagt, 3 Jahrhunderte hindurch in Deutschland. In einzelnen Landestheilen galten mit und neben ihm noch besondere Verordnungen und Vorschriften.

So war Seitens der erzbischöflich-kölnischen Regierung im Dezember 1615 eine besondere weitläufige Hexenprozeßordnung den Richtern des Herzogthums Westphalen vorgeschrieben. Eine vernünftige Bestimmung findet sich in diesem legislatorischen Kauderwelsch indessen, nemlich das Verbot verfänglicher Fragen:

„Es sollen auch die Schultheißen und Schöffen oder Gerichtsschreiber der gefangenen Person keine Umstände der erkundigten Missethat vorsagen, sondern dieselbe von den Beschafften selbst sagen lassen."

Durch diese sogenannten Suggestivfragen in Verbindung mit der Folter wurden fast alle der Hexerei Beschuldigten geständig. Indeß habe ich in den vielen Hexenprozeßakten, die ich gelesen, einen merkwürdigen Fall gefunden.

Elisabeth Welver widerstand im Jahre 1687 im Paderborn'schen vor den Schranken des Hexengerichts allen Kunstgriffen und Bemühungen des Hexenrichters, selbst den Schmerzen und Qualen wiederholten Folterns. Ein Zeuge hatte von ihr vor Gericht bekundet, wie sie geäußert:

„Sie wisse voraus, daß die Herren ein Buch Papier über sie verschreiben würden; sie wolle aber doch den Herren ihr Gericht matt legen."

Und wirklich legte sie das Gericht matt.

Die Verhöre währten von Mitte Juni bis Ende Dezember, sie widerstand und leugnete wirklich. Man erkannte nothgedrungen, daß Inquisitin „der Haft zu entlassen, vor allem aber frommer und ehrlicher Leute Gesellschaft oder Zusammenkunft zu vermeiden, auch Kaution und Gelübd zu leisten, sich jederzeit auf obrigkeitlich Erfordern wiederum zu stellen."

Ihr Ehemann setzte „pro Cautione sein Hab und Gut, Haß und Blut", wie es in den Akten heißt, und die Unglückliche ward nach halbjährigem Kerkerleiden und Folterqualen auf freien Fuß gesetzt. — —

Nach der letzten Vernehmung der Angeklagten erfolgte das Urtheil, welches meist noch am selben Tage, mithin noch schneller als unsere kriegsgerichtlichen Urtheile vollstreckt wurden.

Leider gingen die Hexenrichter brutaler und grausamer zu Werke, als der Hexenhammer vorschrieb; die Praxis übertraf die Theorie. Die Rechtsgelehrsamkeit in Deutschland blieb lange noch auf derselben Stufe stehen; selbst in des „berühmten Rechtsgelehrten" Professors der Jurisprudenz zu Leipzig, Benedikt Carpzow's Lehrbuch über die strafrechtliche Praxis, die 150 Jahre nach der Reformation erschien, liest man die Ansichten des Hexenhammers vorgetragen, und erst mit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts erreichten in Deutschland die Hexenprozesse ihr Ende.

Zum Schlusse füge ich noch eine gleichzeitige Schilderung eines Augenzeugen, wie ein Hexengerichtsurtheil gesprochen und vollstreckt ward, hier an. Sie lautet:

„Nachdem nun nochmalen Bericht abgestattet, so wurden die drei Gefangenen, bei welchen alle Tage in der Woche sechs Geistliche aufgewartet, und sie zum Beten, Singen und zur Buße ermahnt, nach einander ausgeführt, und mußten hierauf vor den Gerichtsstuhl treten, und die Prediger standen hinter ihnen. Hierauf fragte der Amtmann nochmalen:

1. die Suſanne: ob ſie von Ilſaben einen Zauber- und Buhlgeiſt bekommen?

Ja.

2. die Ilſe: ob ihr von ihrer Mutter ein Buhlgeiſt beigegeben?

Ja.

3. die Katharina: ob ſie ihrer Tochter Ilſen den Geiſt beigebracht?

Ja.

Hierauf ſtand der Notarius Anton Werneccius auf und las das Urtheil laut her.

Sogleich ſtellte ſich der Scharfrichter an die Seite des Tiſches und bat um Schutz, wenn ihm das Abſchlagen der Köpfe der Verurtheilten nicht gleich gelingen ſollte. Hiernächſt ward vom Amtmann der Stab gebrochen, und Tiſch und Stühle des Gerichts wurden umgeworfen."

Alsbald ging der Zug nach der Stadt und durch dieſelbe nach dem Richtplatz. Ein Theil der begehrten Mannſchaft ging voran, jede der drei armen Sünderinnen wurde von zwei Geiſtlichen begleitet, dabei vom Henker am Strick geführt und von 6 wehrhaften Bürgern umzingelt. Den Zug ſchloß eine Zahl wehrhafter Leute.

In dieſer Ordnung wurde durch die ganze Stadt mit abwechſelnden Geſängen, Predigten, Ermahnungen und Gebeten gezogen. Vor dem Thore wurde an der Richtſtätte der Kreis geſchloſſen und

1. die Suſanne ſo lange in demſelben herumgeführt, als das Lied: „Gott der Vater wohn' uns bei" währte. Nachdem ihr Kopf gefallen, ſang man: „Nun bitten wir den heiligen Geiſt." Nun trat

2. die Ilſe in denſelben Kreis, ward gleichergeſtalt unter Abſingung deſſelben Liedes darin herumgeführt, und hernach ihr das Haupt abgeſchlagen. Endlich wurde

3. unter fortdauerndem Geſange die Katharina rücklings auf den Holzſtoß hinaufgeſchleppt, mit einer Kette um Leib und Hals feſtgebunden, und dabei ſonderlich die Krampe um den Hals ſo hart zugezogen, daß ſie im Geſichte ganz braun ward, auch das Geſicht aufſchwoll.

Gleich darauf wurde der Scheiterhaufen angezündet, der dann unter dem Gesange der Geistlichen, Schulknaben und übrigen Zuschauer so lange loderte, bis ihr Körper völlig zu Asche verbrannt war. Also geschehen auf dem Köppenberge vor Arendsee am 5. August Anno 1787." *)

*) Fast mit denselben geistlichen Ceremonien, unter dem Geleite der Geistlichen und Schulkinder, fand noch im Jahre 1851 zu Herfort in Westfalen die Hinrichtung eines Mörders statt.

Der Ehegattenmord.

XXV.

Abermals ein Ehegattenmord unter Angehörigen der Arbeiterklasse der Jetztzeit.

Verhandelt vor dem Schwurgerichte zu Münster vom 22. bis 24. April 1858.

Daß die tiefste Corruption immer mehr bis in die untersten Schichten der Gesellschaft der Gegenwart dringt, beweisen die unleugbarsten Thatsachen, die betreffenden Verhandlungen vor den Strafgerichtshöfen. Einen Belag dazu liefert die vom 22. bis 24. April d. J. vor dem Schwurgerichtshofe zu Münster stattgefundene öffentliche Verhandlung wider den Ackerknecht Gerhard Terwege aus Vardingholt und die Wittwe des Tagelöhners Heinrich Stegemann, Johanna Maria Stegemann, geb. Tücking zu Gladbeck. Der Ehemann der Letzteren war von Beiden als Opfer des Mordes ausersehen und fiel als solches.

Das Verdict der Geschworenen lautete gegen Terwege:

schuldig, am 15. November 1857 auf dem Wege vom Dorfe Gladbeck nach der Stadt Dorsten den Tagelöhner Heinrich Stegemann, Ehemann der Mitangeklagten Johanna Maria Stegemann, geb. Tücking, getödtet zu haben, und zwar vorsätzlich und mit Ueberlegung;

ebenso gegen die Wittwe Stegemann:

schuldig, den Ackerknecht Gerhard Terwege dazu, daß er am 15. November 1857 auf dem Wege vom Dorfe Gladbeck nach der Stadt Dorsten ihren Ehemann, den Tagelöhner Heinrich Stegemann, vorsätzlich und mit Ueberlegung getödtet hat, durch Auftrag, Ueberredung und das Versprechen, ihn heirathen zu wollen, angereizt, verleitet und bestimmt zu haben.

Der Gerichtshof erkennt darauf, unter Bezugnahme auf §. 175 — (wer vorsätzlich und mit Ueberlegung einen Menschen tödtet, begeht einen Mord, und wird mit dem Tode bestraft. Neben der Todesstrafe ist zugleich auf Verlust der bürgerlichen Rechte zu erkennen, wenn der Mord an ꝛc. dem Ehegatten begangen wird) — §. 34 und 35 des Straf-Gesetz-Buches (als Theilnehmer eines Verbrechens wird bestraft: wer den Thäter durch Geschenke oder Versprechen ꝛc. zur Begehung des Verbrechens angereizt, verleitet oder bestimmt hat. — Auf den Theilnehmer an einem Verbrechen ꝛc. ist dasselbe Strafgesetz anzuwenden, welches auf den Thäter Anwendung findet):

daß der ꝛc. Terwege wegen des an dem Stegemann verübten Mordes mit dem Tode zu bestrafen, die Wittwe Stegemann wegen Theilnahme an dem gegen ihren Ehemann verübten Morde unter Verlust der bürgerlichen Ehre mit dem Tode zu bestrafen.

Der Angeklagte Terwege, erst 26 Jahr alt, und bis dahin unbescholten, behielt während der ganzen Verhandlung einen ihn charakterisirenden Trotz, welcher sich wiederholt in seinen Antworten kund gab, bei; erst als das Verdikt ihm verkündet, scheint er gebrochen, und wenngleich er noch am Schlusse unschuldig zu sein behauptet, so gehen doch anscheinend die Schlußverhandlungen theilnahmlos an ihm vorüber.

Die Wittwe Stegemann, 44 Jahr alt, seit 16 Jahren mit ihrem ermordeten Ehegatten verheirathet, Mutter von 4 Kindern, deren jüngstes erst 6 Jahr, auch bis dahin unbescholten, scheint von dem Spruche weniger ergriffen; auch sie behauptet unschuldig an der That zu sein.

Wir wollen versuchen, in Folgendem ein Bild der dieser Verhandlung zu Grunde liegenden gräßlichen That zu geben:

Der Tagelöhner Heinr. Stegemann heirathete vor 16 Jahren die Mitangeklagte Anna Maria Tücking, wohnte zuerst im Kirchspiele Borken, dann in Rhede. Beide waren als tüchtige Arbeiter wohl gelitten und erfreuten sich eines guten Rufes. Da aber in der einige Stunden entfernten Veste Recklinghausen (s. g. Cölnisches Land) ein höherer Lohn gezahlt wurde als zu Rhede, (s. g. Mün-

ſterſches Land) hatte Stegemann ſchon ſeit den letzten Jahren hauptſächlich ſeine Arbeit im Amte Buer geſucht, und war dort als fleißiger Arbeiter allgemein beliebt. Seine Ehefrau blieb während deſſen noch mit ſeinen Kindern in Rhede zurück, und erwarb ſich durch Tagelohn ihren Unterhalt. Sie wohnte bis zum 1. Mai v. J. im Hauſe eines Maurers Schmitz und lernte etwa im November 1856 dort den Gerhard Terwege kennen, über deſſen Ruf, ſowohl während ſeiner Militärzeit als auch ſpäter nur Gutes verlautet; er beſorgte ihr Brennholz, wogegen ſie Waſchen und Nähen für ihn beſorgte. Die Bekanntſchaft wurde intimer, als Terwege einige Zeit nachher ſich auch im Schmitz'ſchen Hauſe einmiethete und nun Gelegenheit fand, die Frau Stegemann allein zu beſuchen. Wenngleich ſchon damals das Verhältniß zwiſchen Beiden Manchem auffiel, ſo ſcheint doch Stegemann, welcher damals in Buer arbeitete, Mißtrauen in Beide nicht geſetzt zu haben, vielmehr gewann er den Terwege bei ſeinen Beſuchen in Rhede lieb. Als daher der Dr. Timphaus zu Buer, bei welchem er arbeitete, ihn erſuchte, ihm einen guten Knecht zu verſchaffen, veranlaßte er den Terwege nach Buer zu kommen. Um Faſtnacht v. J. kam Terwege mit der Ehefrau Stegemann zum Beſuche nach Buer, konnte ſich aber mit dem Dr. Timphaus wegen des Lohnes nicht verſtändigen, und nun ſuchte Stegemann ihm bei dem Schulzen Rebbelmund, im Kirchſpiele Gladbeck, einen Dienſt zu beſorgen. Schon damals wollte Stegemann ſeine Familie nach Buer herüberziehen, da er aber dort eine paſſende Wohnung nicht fand, miethete er ſich eine ſolche in dem eine halbe Stunde entfernten Orte Gladbeck. Anfangs Mai v. J. holte er ſelbſt ſeine Frau und Kinder aus Rhede ab, und bezog mit ihnen die Wohnung in Gladbeck. Kurz nachher kam auch der Terwege dort an, um bei Rebbelmund ſeinen Dienſt anzutreten. Er blieb eine Nacht im Stegemann'ſchen Hauſe, ging dann nach Rebbelmund, ließ aber ſeinen Koffer mit Wäſche ꝛc. bei Stegemann zurück. So kam es denn, daß er jeden Sonnabend zu Stegemanns Hauſe kam, um Wäſche von dort abzuholen; außerdem aber auch fand er Gelegenheit, mehrere Male die Frau Stegemann zu beſuchen, und dieſes geſchah wieder-

holt, wenn Stegemann ſelbſt nicht zu Hauſe war; er blieb dann, wie ein Zeuge bekundet, bis tief in die Nacht bei ihr. Als darauf auch die Frau Stegemann bei dem Schulzen Rebbelmund tagelöhnerte, war Terwege es, der ſie in der Regel entweder eine Strecke Weges, oder bis zu ihrer Wohnung begleitete und dann längere Zeit dort verblieb.

Zehn Wochen hatte Terwege bei Rebbelmund gedient, als er erkrankte. Er erklärte, zum Arzte gehen zu wollen, kam aber nicht zurück, wohl aber ſtatt ſeiner die Ehefrau Stegemann, welche angab, Terwege habe nicht weiter gehen können, und ſei deshalb in ihrer Wohnung geblieben. Etwa ſechs Wochen blieb er krank, und es wurde ihm im Stegemann'ſchen Hauſe unten eine Stube mit einem Bett eingeräumt, während die Familie Stegemann oben im Hauſe ſchlief. Die Ehefrau Stegemann beſorgte während dieſer Zeit ſeine Pflege, holte Medicin ꝛc. Dem Stegemann ſelbſt wurde nunmehr das Treiben ſeiner Frau verdächtig; er beklagte ſich bei dritten Perſonen, daß der Terwege ſo lange bei ihm bleibe, Terwege ſowohl als ſeine Frau ſprächen nicht mit ihm, wenn er Abends von der Arbeit zurückkehre; ja, er warf ſeiner Frau vor, daß ſie ihn des Nachts verlaſſe und zu Terwege ins Zimmer gegangen und dort die Nacht verblieben ſei. — Terwege verließ endlich, wieder hergeſtellt, das Haus des Stegemann; nichts deſtoweniger ſetzte er den Umgang mit der Ehefrau Stegemann fort. Stegemann ſelbſt machte ſeiner Frau hierüber Vorwürfe, und ſcheinen Störungen des früheren ehelichen Friedens eingetreten zu ſein, in Folge deſſen ſie ihren Mann Anfangs September v. J. verließ und nach Rhede zurückkehrte. Bald mag wohl dem Stegemann hinterbracht ſein, daß ſeine Frau auch von Rhede aus ihr Verhältniß mit Terwege fortſetze, denn nun wandte er ſich an den Paſtor zu Gladbeck und bat ihn, die Rückkehr ſeiner Frau zu veranlaſſen. Auch Terwege, welcher jetzt einen Dienſt beim Dr. Timphaus antreten wollte, hatte inzwiſchen Streit mit Stegemann bekommen; denn als jener nunmehr ſeinen Koffer, der immer noch dort im Hauſe ſtand, wegholen wollte, weigerte Stegemann deſſen Ausantwortung, weil er ihm noch Koſtgeld für die Dauer der Krankheit verſchulde. Terwege ging nach Rhede, wo ſich die Ehefrau Stegemann aufhielt, theilte ihr dieſes mit und ſie

erbot ſich, ihn zu begleiten, um den Koffer zu erlangen. Beide gingen eines Sonntags von Rhede nach Buer, übernachteten dort in der Nähe, liehen am folgenden Morgen vom Dr. Timphaus Wagen und Pferd, um den Koffer zu holen, kehrten aber am Abend unverrichteter Sache zurück, weil Stegemann den Koffer nicht herausgab. Die Frau Stegemann, erboſt über dieſen Vorfall, verließ noch an demſelben Abend mit Terwege Buer, um angeblich ins Münſterland zu gehen; erſt am folgenden Tage kehrte Terwege nach Buer zurück, und trat nun ſeinen Dienſt beim Dr. Timphaus an. Stegemann, welcher nicht wußte, wo jetzt ſeine Frau ſich aufhielt, glaubte, daß ſie ſich im Kirchſpiele Buer umhertreibe und von dort ihren Umgang mit Terwege fortſetze; er wandte ſich deshalb nochmals an den Paſtor zu Gladbeck, welcher an den Amtmann von Buer ſchrieb, die Frau ihrem Manne wieder zuführen zu laſſen. Stegemann ſelbſt überbrachte den Brief, und klagte dem Amtmann ſeinen häuslichen Unfrieden. Kurze Zeit darauf erfuhr er, daß ſeine Frau wieder in Rhede ſei, und nun holte er ſie ſelbſt von dort ab. Es fand eine Zuſammenkunft Beider vor dem Paſtor zu Gladbeck ſtatt, und nachdem er ihr in deſſen Gegenwart über ihr Benehmen und ihr Verhältniß zu Terwege heftige Vorwürfe gemacht, ſöhnten Beide ſich anſcheinend aus. Häuslicher Friede aber trat dennoch nicht ein, denn ſchon bald nachher erklärte ſie einem Zeugen, daß ſie ihren Mann verlaſſen und ſich in Buer einmiethen wolle. Einer andern Zeugin erklärte ſie am 5. November v. J., bei ihrem Kerl bleibe ſie nicht, dazu könne ſie weder der Paſtor noch Bürgermeiſter oder Polizeidiener zwingen, eher helfe ſie ſich oder ihrem Kerl darab. Als dieſe Zeugin ihr vorwarf, daß ſie mit Terwege, wie die Leute es ſagten, in einem unerlaubten Umgange gelebt, erwiderte ſie, daß ſei unwahr, der gute Junge ſei krank geweſen, der habe ſie nicht berührt, ihr Kerl aber ſolle ſein Fett ſchon kriegen, daß er den guten Jungen ſo ſchlecht gemacht habe. — Terwege diente inzwiſchen bei Timphaus, und erwarb ſich als fleißiger Arbeiter deſſen Zufriedenheit. Die Frau Stegemann kam aber häufig ihn beſuchen, wie dieſes von der Familie Timphaus bekundet wird. Am Sonntage den 8. November

erhielt die Frau Stegemann von ihrem Schwager, dem Kötter Hepas aus Cromert, Besuch, und wurde bei dieser Gelegenheit verabredet, daß Stegemann am folgenden Sonntage, den 15. November nach Rhede kommen solle, um sich einige Paar Holzschuhe dort abzuholen. Die Frau Stegemann ging an dem 8. November noch mit Hepas nach Buer, um dort eine andere Verwandte zu treffen, und wurde auf dem Rückwege nach Gladbeck von Terwege begleitet, welcher bei dieser Gelegenheit erfuhr, daß Stegemann am folgenden Sonntage nach Rhede gehen werde. Als die Ehefrau Stegemann am Abende nach Gladbeck zurückkam und bei ihrem Manne Einlaß begehrte, erhielt sie denselben nicht, und mußte sich in einem Nachbarhause schlafen legen; ein Beweis, wie hoch der eheliche Unfriede bereits gestiegen. In den darauf folgenden Tagen lebten beide Eheleute anscheinend wieder in Frieden, die projektirte Reise vom 15. November wurde näher besprochen, und entschloß Stegemann sich wirklich, an diesem Tage die Reise nach Rhede zu unternehmen. Er hat dieses auch gethan, um — in seinen Tod zu gehen, — denn an dem Morgen des 15. November, etwa gegen 5 Uhr, fand man ihn auf dem Wege nach Dorsten, etwa eine Viertelstunde von Gladbeck, ermordet. — Der Leinweber Gardenier fand ihn auf dem Wege am Boden liegend und noch röchelnd; ging aber vorüber, da er denselben für einen Trunkenen hielt, und die Dunkelheit die That noch verbarg. Etwa eine Viertelstunde später kam eine zweite Person, welche schon von Gardenier erfahren, daß ein Trunkener im Wege liege. Dieser stieß ihn an und sagte, er solle aufstehen, ging aber, da er keine Antwort erhielt, weiter. Etwa gegen halb sieben Uhr kam ein Ackersmann Löns an der Stelle vorbei, er fand die Leiche, welche noch warm war und dabei große Blutflecken, auch ein Knittel lag in der Nähe am Boden. Diesen hob er auf, machte der Polizei zu Gladbeck Anzeige und sie ermittelte dann bald, daß der Ermordete der Tagelöhner Stegemann war. Die Besichtigung ergab, daß der Ermordete mehrere Schnittwunden am Kinn und unter diesen auch eine breite klaffende Wunde am Halse hatte, welche so tief eingedrungen war, daß sie das Zungenbein von den Schildknorpeln des Kehlkopfes getrennt

hatte und bis auf die hintere Wand der Speiseröhre ging. Das Gesicht und die Kleider waren mit Blut und Schmutz besudelt, auch am Kittel war das Band am Halse zerrissen. Die Obduzenten erklärten, daß Stegemann an Verblutung und gleichzeitiger Respirationsstörung gestorben sei, und daß die Wunden von dritter Hand beigebracht sein müßten. (Der Sanitätsrath Dr. Drecker erklärte während der Verhandlung, er habe im Laufe seiner 44jährigen Thätigkeit noch nie eine so gräßliche Verletzung gesehen.) Sie meinen, der Ermordete müsse von hinten angegriffen, zu Boden gerissen sein, worauf sich der Thäter auf ihn geworfen, etwa ihm das Knie auf die Brust gesetzt, und dann mit einem schweren Messer die Wunden beigebracht habe. — Alle Umstände wiesen darauf hin, daß eine räuberische Absicht nicht vorgelegen haben konnte, der Ermordete hatte noch seine kleine Baarschaft in der Tasche. Es mußte also aus anderen Motiven die That vollbracht sein, und da wurde denn aus dem schon erwähnten Verhältnisse der beiden Angeklagten der Verdacht sofort gegen sie laut.

Noch an demselben Tage, Nachmittags, den 15. November, wurde der Angeklagte Terwege zur Haft gebracht, die Ehefrau Stegemann dagegen vier Tage später. — Ersterer wollte, als er am 16. November zur Leiche geführt wurde, dieselbe nicht kennen und behauptete, von der That nichts zu wissen, auch selbst dabei nicht thätig gewesen zu sein. — Als ihm sein Verhältniß zur Frau Stegemann vorgehalten wurde, gab er an, diese zuletzt am 8. November, später jedoch räumte er ein, sie auch am Montage, den 9. November gesprochen zu haben. Sie habe ihm an diesem Tage erzählt, daß sie so böse auf ihren Mann gewesen, weil er ihr am Abende vorher den Einlaß ins Haus verweigert habe, sie habe ihn wohl todtschlagen mögen, wenn er nur draußen gewesen, so könne es nicht fortgehen, einer von ihnen müsse daran, wenn er mal todt wäre, dann wäre er todt. Er wollte ihr darauf erwidert haben, daß sie doch so etwas nicht denken solle. Inmittelst war durch Zeugen ermittelt, daß die Frau Stegemann, außer am Montage, noch mindestens zwei Mal in jener Woche, unter anderen am Donnerstage den 12. November den Terwege

über eine Stunde lang auf dem Felde allein gesprochen hatte. Dieses wurde ihm vorgehalten, und nun erbat er sich den Besuch eines Geistlichen, dann wolle er mehr sagen. Er ließ sich darauf zum Verhöre melden und gestand ein, daß er auch am 12. November die Stegemann gesprochen habe. Er erzählte dann Folgendes: Als er noch bei Stegemann krank gelegen, habe die Frau Stegemann gesagt, sie habe ihren Mann nie leiden mögen, und möge ihn auch jetzt nicht leiden; später, als sie wieder in Rhede gewesen, habe sie ihm gesagt, wenn sie wieder zu ihrem Manne müsse, hänge dessen Leben an einem seidenen Fädchen; auch habe sie ihm im Oktober mitgetheilt, sie sei mit ihrem Manne zur Bottropper Kirchmeß gewesen, und habe sie ihn auf dem Rückwege vergiften wollen, ihr Mann habe aber den Fusel, worin Zündhölzchen gewesen, nicht trinken wollen; demnächst habe sie in einen Pfannkuchen Schwefelhölzchen gebacken, aber ihr Mann habe dieses gemerkt, da die Köpfchen geglänzt hätten, und sie habe ihm gesagt, daß durch Unglück die Hölzchen in den Kuchen gefallen seien. — Terwege erzählte noch mehrere Vorfälle, bei welchen die Frau Stegemann sich über ihren Vorsatz, ihren Mann aus der Welt zu schaffen, geäußert habe; auch gab er an, daß sie ihn aufgefordert habe, ihr zu helfen, und als er solches abgelehnt, habe sie ihm Vorwürfe gemacht, daß er es nicht thun wolle. Unter anderen erzählte er Folgendes: Als am 9. November die Frau Stegemann bei ihm gewesen, habe ihm dieselbe gesagt, sie oder ihr Mann müsse fort, wenn man mal todt wäre, so wäre man todt; jetzt sei der Abend so finster, ihr Mann sei beim Dreschen, er, Terwege, möge nur hingehen und ihm in den Nacken schlagen, dann glaube man, die Münsterländer hätten dies gethan. Er habe erwidert, er könne beim Dr. Timphaus nicht weggehen, worauf sie geäußert, wenn man so etwas thun wolle, so könne man die Sache wohl machen; auf seine Rückäußerung, er thue so etwas nicht, er wolle sich nicht ins Unglück stürzen, man werde ihn gleich in Verdacht haben, da seinetwegen schon Uneinigkeiten entstanden seien, habe sie gesagt, man wird keinen Verdacht auf dich haben, in ganz Gladbeck loben sie dich und sagen, mein Mann habe Schuld. Wenn er todt ist, so wird daraus nichts

gemacht, es gehen die Glocken, er wird in die Erde gestopft und es wird nichts weiter daraus gemacht, als aus einem Stücke Vieh. Es giebt keinen Himmel und keine Hölle. — Aehnliche Zumuthungen habe sie ihm auch am Donnerstage, den 12. November, gemacht und geäußert, sie wolle ihn nehmen (heirathen), wenn ihr Mann todt sei. Jedesmal aber habe er diese Zumuthungen von sich abgelehnt, so daß die Stegemann noch geäußert habe, er wolle es auch gar nicht thun. — Er bestritt im Laufe der Untersuchung fortwährend, gewußt zu haben, daß Stegemann am 15. November nach Rhede habe gehen wollen, er sei nicht schuldig, sondern zur Zeit der That in Buer gewesen.

Die Frau Stegemann ihrerseits lehnte anfänglich jede Betheiligung an der That von sich ab; sie gestand zwar zu, daß sie mehrmals mit Terwege zusammengekommen, es seien dies aber zufällige Zusammentreffen gewesen; in der Woche vor der Ermordung ihres Mannes habe sie allerdings bei ihm gesprächsweise geäußert, daß sie mit ihrem Manne nach Rhede gehen wolle, und daß sie so früh aus Gladbeck gehen würden, um in Dorsten in die erste Messe (7 Uhr) zu kommen. Weiteres könne sie nicht sagen. Am Sonntage, den 15. November, sei ihr Mann gegen 4 Uhr aufgestanden, sie habe ihm Kaffee gekocht, mit ihm zusammen getrunken, dann sei ihr Mann weggegangen, sie aber habe sich wieder zu Bette gelegt, sei um sieben Uhr zur Kirche gegangen und habe dann erst von der Ermordung ihres Mannes gehört. Erst am 27. Dezember ließ sie sich mit der Ehefrau des Gefangenwärters Blankschar zu Dorsten in eine Unterredung ein, und äußerte, sie sei so bange vor dem Todtmachen, sie habe nicht geschnitten und wolle ihr (der Blankschar), die Sache erzählen. Sie erzählte darauf Folgendes: Am Morgen des 15. November sei sie mit ihrem Manne aus dem Hause gegangen, um nach Rhede zu gehen, ihr Mann sei auf dem Wege etwas voraus gewesen, der Junge sei ihr vorbeigelaufen und habe ihren Mann in den Nacken geschlagen, dieser habe o Gott, o Gott! gerufen; sie sei ängstlich geworden und nach Hause zurückgelaufen, habe aber immer noch das Jammern gehört. Als ihr darauf die Blankschar Vorwürfe machte, daß sie doch nicht so früh hätte

aus dem Hause gehen sollen, erwiderte sie, das sei ihr mal so auferlegt gewesen, wenn es jetzt nicht geschehen, wäre es ein anderes Mal geschehen, weil er immer gedrohet habe, daß ihr Mann unter seinen Händen sterben solle.

Die Stegemann wurde darauf gerichtlich vernommen, und wiederholte diese Erzählungen; sie gab dabei auch zu, daß sie am Montage und Donnerstage vor der Ermordung ihres Mannes den Terwege aufgefordert habe, ihren Mann bei Seite zu schaffen. Bei späteren Vernehmungen gestand sie etwa Folgendes ein: Terwege habe ihr immer gesagt, sie solle von ihrem Manne weggehen, wenn sie bei dem bleibe, werde er sich umbringen, wenn aber ihr Mann todt sei, so wolle er sie heirathen, dann solle sie ein besseres Leben haben; am Montage vor dem Morde habe sie dem Terwege gesagt, er solle ihren Mann, der in Horst am Dreschen sei, Abends in den Nacken schlagen; und eine ähnliche Aufforderung habe sie auch am Donnerstage gemacht; bei dieser Gelegenheit habe sie demselben auch mitgetheilt, daß sie mit ihrem Manne am nächsten Sonntage so früh nach Dorsten gehen wolle, um dort in die Frühmesse noch zu kommen. An dem Sonntage sei sie früh um vier Uhr aufgestanden, habe Kaffee gekocht, mit ihrem Manne getrunken, dann seien sie Beide aus dem Hause gegangen; auf dem Wege nach Dorsten, in der Nähe der Stelle, wo später ihr Mann gefunden, sei sie ausgeglitten, so daß ihr Mann einige Schritte voraus gewesen sei, da sei ihr Jemand, den sie augenblicklich nicht gekannt, vorbeigegangen und habe ihren Mann angegriffen. Ihr Mann habe o Gott, o Gott! gerufen, worauf sie sich umgedrehet und weggelaufen sei; in der Nähe von Gladbeck sei nun der Terwege zu ihr gekommen, und habe gesagt: „du mußt mich nicht verklappen.“ Auf ihre Frage: „Ist er todt?“ habe er erwidert: „Ja, ich habe ihm durch die Strotte (Hals) geschnitten.“ Er habe auch von einem Messer und Blut, welches er an den Händen habe, gesprochen, auch erzählt, er habe ein Tuch vorhalten müssen, sonst sei ihm das Blut ins Gesicht gesprungen. — Diese in der Voruntersuchung abgelegten Geständnisse, welche die Anklage selbst nur zum Theile für wahr hält, wurden in der Verhandlung von der Angeklagten völlig wider-

rufen, sie behauptet jetzt, nichts von der That zu wissen, sie sei an dem betreffenden Morgen nicht außerhalb des Hauses gewesen; ihre Geständnisse seien ihr von der Frau Blankschar eingeredet, sie habe nicht gewußt, was sie gesagt, zum Theile habe sie auch gar das nicht gesagt, wenigstens wisse sie es nicht. — Anders dagegen benimmt sich der Angeklagte Terwege. Ueber den Vorfall und seine früheren Auslassungen befragt, bezieht er sich in der Regel auf seine früheren Protokolle, darin stehe es, und was darin stehe, sei wahr; er sei unschuldig und habe keinen Theil an der That.

Zur Ueberführung des Terwege wurde insbesondere das Verhalten desselben kurz vor und nach der That einer genauen Nachforschung unterzogen. Theils aus seinen Angaben, zum Theile aus den Zeugnissen der Familie Dr. Timphaus ermittelt sich, daß er am Tage vor der That seine gewöhnlichen Arbeiten verrichtet hatte. Am Abende hatte er sich eine Zeit lang entfernt, nachdem er sich zuvor Schnaps hatte holen lassen. Zurückgekehrt, ging er nochmals aus, kaufte sich Schnaps und Nüsse und ging dann nach dem Timphaus'schen Hause, wo er sich in der Küche niedersetzte und mit dem Dienstmädchen unterhielt. Bald nachher kam der Sohn des Dr. Timphaus und erzählte, daß er am folgenden Morgen ganz früh mit seinem Vater ausgehen wolle. Terwege wurde aufgefordert, ihn gegen vier Uhr am anderen Morgen zu wecken, und er versprach dieses zu thun, wenn er wach werde. Dieser Umstand fiel auf, da er früher immer gesagt hatte, er könne zu jeder Stunde der Nacht wach werden. Zugleich erkundigte er sich angelegentlich, wohin der Weg führe, den der Dr. Timphaus am andern Morgen nehmen werde. Sobald er erfahren, daß Dr. Timphaus nicht des Weges nach Gladbeck und Dorsten gehen werde, bat er die Dienstmagd Schmitz, sie möge doch, wenn sie wach werde, den Herrn wecken, er möge sich verschlafen. Kurz nachher aß er zu Abend, und als das Dienstmädchen demnächst mit dem Auswaschen der Geschirre beschäftigt war, hatte sie auch ein Brodmesser gewaschen, welches sie auf die s. g. Anrichte niederlegte. Als sie kurz darauf wieder in die Küche kam und das Messer vermißte, suchte sie es im Schranke, fand

dasselbe aber in auffälliger Weise oben auf dem Schranke liegen, wohin sie es nie legte. Sie nahm dasselbe, und als sie bald nachher Kartoffeln schälte, erbat sich Terwege dieses Messer, um sich angeblich die Nägel zu schneiden. Sie gab ihm dasselbe und holte dann Medizinflaschen, um davon die Bänder abzuschneiden. Als sie zurückkehrte, schien Terwege am Tische zu schlafen, das Messer hielt er in der Hand, und als sie es ihm leise wegnehmen wollte, hielt er es mit dem Bemerken fest, sie solle es nicht nehmen. Er behielt dasselbe auch noch in der Hand, als die Magd demnächst die Küche verließ, um Wasser zu holen. Bei ihrer Rückkehr war Terwege zu Bette gegangen. Das Messer bemerkte sie nicht. Am andern Morgen weckte Terwege den Dr. Timphaus nicht, erst gegen sechs Uhr (er selbst behauptet zwar um halb sechs), weckte er die Dienstmagd, die ihn, nachdem sie sofort aufgestanden, in Beinkleidern und Holzschuhen ohne Strümpfe antraf. Er verrichtete dann seine gewöhnliche Arbeit, ging zur Kirche, genoß aber wenig, und wurde dann am Nachmittage arretirt, wobei er sich insofern auffällig benahm, daß er, ohne ein Wort zu sagen, dem Polizeidiener folgte. Das Brodmesser hatte man am Morgen in der Küche vorgefunden, doch wollte man bemerkt haben, daß es auffällig lose in dem Hefte war. Als ihm an diesem Morgen mitgetheilt wurde, daß Stegemann ermordet sei, hatte er, obgleich er ihn so gut kannte, nur ein leises Ach! vernehmen lassen. —

Er selbst behauptete, daß er am Morgen gegen 4 Uhr aufgestanden sei, um den Dr. Timphaus zu wecken, daß er aber gehört, wie dieser schon aufgestanden gewesen und deshalb ein Wecken unnöthig geworden sei. Sein Schlafgemach lag so, daß er von demselben auf die Straße gelangen konnte, ohne das Haus zu passiren. Er habe sich dann wieder ins Bett gelegt, sei um halb sechs Uhr aufgestanden und habe das Mädchen geweckt. Er könne daher die That nicht verübt haben, da der Ort der That 1400 Ruthen (eine starke Stunde) von Buer entfernt sei. — Nach seiner Arrestation aber wurden seine Kleider untersucht; man fand ein anscheinend von Schweiß feuchtes Hemde, worin sich am Arme zwei Blutflecken vorfanden, seinen Kittel aber fand man nicht,

erst nach langem Suchen wurde er auf dem Boden unter Stroh versteckt, aufgefunden, und in diesem fanden sich sowohl an den Armen als am unteren Theile viele Blutflecken, auch ein Paar Stiefel wurden aufgefunden, an welchen sich Blutspuren vorfanden, und die Stiefel paßten ziemlich genau zu einer Spur, welche man am Orte der That, von dem Wege ab über ein Kornfeld verfolgt hatte. — Bei dem Kittel entdeckte man außerdem in auffallender Weise ein Tuch der Ehefrau Stegemann versteckt. Angeklagter versucht zwar diese einzelnen Umstände natürlich zu erklären, so soll das Blut in seinem Kittel von einer Verletzung herrühren, welche er kurz zuvor erhalten hat; welche er allerdings durch Zeugen nachweiset. Als ihm jedoch in der Voruntersuchung der durch seinen blutigen Kittel gegen ihn entstehende Verdacht vorgehalten wurde, erwiderte er: man sagt wohl, ich sei verdächtig, den Mann getödtet zu haben, ich verlange aber Zeugen, welche es gesehen haben; wenn die es sagen, dann will ich beichten und kommuniziren, dann mag es gehen wie es will. Er weinte dabei und sagte: man kann nur einmal sterben, man mag dann thun mit mir, was man will. — Der durch alle diese Umstände auf dem Angeklagten ruhende dringende und schwere Verdacht wurde noch durch Gespräche, welche von ihm im Gefängnisse zu Dorsten, laut vor sich hin geführt, belauscht waren, um ein Erhebliches vermehrt. Die Ehefrau des Polizeidieners Brinkmann bekundete eidlich, Terwege habe oft laut mit sich in dem Gefängnisse gesprochen, sie habe solche Gespräche von ihm angehört, einmal habe er, nachdem er vorher von seiner Unschuld gesprochen, geäußert: sie können mit mir nichts machen, es hat keiner gesehen. Ein anderes Mal habe er Folgendes gesprochen: Als sie mich frugen nach dem Messer, da habe ich gesagt, ich kenne es; das war dumm, ich hätte anders sagen können, doch das ist vorbei, ich habe es mir scharf gemacht, um die Nägel abzuschneiden. — Auch über die Geschworenen habe er sich geäußert: Es ist mir einerlei, ob ich vor die Geschworenen komme. Mir wird nicht geglaubt und dem Weibe wird nicht geglaubt, es kommt nur auf die Zeugen an; es kommt so mancher durch, da will ich auch wohl durchkommen. — Aehnliche andere

Gespräche soll er noch geführt haben, durch welche er sich mehr oder minder als schuldbewußt darstellte.

Auch die Ehefrau Stegemann hat bei ihrem Transporte nach Münster Aeußerungen gethan, welche, abgesehen von ihren früheren Geständnissen, sie als der That schuldig verriethen; so sagte sie dem Transporteur: Ihr bringt mich jetzt nach Münster in mein Grab; auch erkundigte sie sich dabei, wie es zugehe, wenn Jemand hingerichtet werde ꝛc. — Alle diese Umstände gaben der Staatsanwaltschaft die Veranlassung, von den Geschworenen das Schuldig über beide Angeklagte zu beantragen. Das Schuldig erfolgte auch, wie mitgetheilt, nach etwa zweistündiger Berathung. — — —

Zum roman Fitaval, Lief. I. B4. 9.

Die Menschenschlächter.

XXVI.

Die Menschenschlächter und Menschenfleischhändler.

Verhandelt im December 1828 vor dem Schwurgerichte zu Edinburg.

Menschen morden, um sich durch den Verkauf ihrer Leichname zu bereichern, — welches Verbrechen kann scheußlicher sein, welches kann die menschliche Verruchtheit von schwärzerer Seite zeigen? Und dennoch ward ein solcher Fall vor 30 Jahren in Schottland vor öffentlichem Geschworenengericht verhandelt.

Von einem noch scheußlicheren Verbrechen, das sich auf deutschem Boden zugetragen haben solle, klingt gleichsam sagenhaft eine Ueberlieferung aus früherer Zeit zu uns herüber! ein Pastetenbäcker soll Mädchen aufgelauert, gemeuchelt und ihr Fleisch zu seinen Pasteten gebraucht haben, indeß klingt und ist dasselbe bis jetzt eine Mythe. —

Das Vorurtheil des Volkes in Großbritanien gegen Leichenöffnungen und Sectionen von menschlichen Cadavern ist so groß, daß menschliche Leichname in den anatomischen Instituten sehr gesucht und gut bezahlt werden, oft mit 10 Pfund Sterling und darüber; deshalb treten viele Briten, welche sich dem Studium der Arzneiwissenschaft widmen, häufig eine Wanderung nach den Universitäten und anatomischen Theatern des Festlandes an, um sich dort durch den Augenschein diejenige Kenntniß von der Organisation des menschlichen Körpers zu erwerben, welche zu Hause zu erlangen der Mangel an Leichnamen ihnen unmöglich macht.

Die bürgerlichen Gesetze haben nichts gethan, um diesem Volksvorurtheil entgegen zu wirken, die Strafgesetze dagegen

dadurch, daß sie jeden, durch den Strang hingerichteten Verbrecher dem anatomischen Messer überliefern, was im Todesurtheile oft als Schärfung ausdrücklich hervorgehoben wird, gerade dieses Vorurtheil nur noch vermehren. Die Zahl der jährlich hingerichteten „armen Sünder" steht nicht einmal mit den allerdringendsten Bedürfnissen der chirurgisch-medicinischen Lehranstalten im Verhältniß, und deshalb steht die menschliche Leiche in Großbritanien in hohem Preise. Ein so einträglicher Handel aber hat nicht allein den Leichendiebstahl von den Kirchhöfen und Begräbnißstätten, sondern jene Ausgeburt menschlicher Entartung ins Leben gerufen, Personen nachzustellen und zu morden, um ihre Leichen zu verkaufen. Man bezeichnete dieses in anderen Ländern unerhörte Schandgewerbe mit dem Namen der „Auferstehungsmänner." —

Am 7. Januar 1828 wurden in London zwei Leute, Mann und Frau wegen Leichenhandels vor die Polizei gezogen. Beide waren durch eine abgelegene Gasse gegangen in dem Augenblick, als man einen vom Schlage getroffenen armen Teufel aufhob. Flugs fuhr ihnen der Gedanke durch den Kopf, sich den Leichnam zuzueignen, um ihn zu verkaufen. Sie nahmen den Vorstorbenen in Anspruch, indem sie ihn für den Bruder der Frau ausgaben, der vor 4 Monaten mit 80 Pfund Sterling in der Tasche nach London gekommen sei, und sich dem Trunke ergeben habe, wodurch er ein so plötzliches Ende genommen.

Sie wußten die Erzählung durch Anführung näherer Umstände so wahrscheinlich zu machen, daß man ihnen die Leiche übergab, und sie dieselbe nach Hause tragen ließen. Statt aber für ihr Begräbniß zu sorgen, verkauften sie dieselbe für 11 Guineen an den Vorstand des Bartholomäushospitals.

Die Sache wäre unentdeckt geblieben, wenn sie nicht eine Frau hätten mit in das Geheimniß ziehen müssen, die sie aber schlecht belohnten; es entstand Streit zwischen ihnen über die Theilung des Geldes, und die Frau zeigte den Fall bei der Polizei an.

Beide Eheleute wurden darauf nicht wegen Leichendiebstahls verhaftet, denn sie hatten den Leichnam nicht vom Kirchhofe

weggeholt, ſondern wegen des Diebſtahls der Kleider, womit die Leiche bekleidet war.

Am 5. December 1828 fand in der Nacht auf dem Merion-Kirchhofe zu Dublin in Irland ein blutiger Kampf zwiſchen einigen jungen Leuten, welche die Leiche ihrer einige Tage vorher verſtorbenen Schweſter bewachten, und einem Haufen von Auferſtehungsmännern ſtatt. Dieſe kamen gegen Mitternacht auf den Kirchhof, erkannten in den jungen wachenden Männern die Brüder der Verſtorbenen, und machten ihnen daher den Vergleichsantrag, daß ihnen nur der Fleck, wo die bewachte Leiche liege, angegeben werden möge, um ſie zu verſchonen, wogegen aber ihr Werk des Ausgrabens anderer Leichen ungeſtört bleiben müſſe.

Da Jene nicht geſtatten wollten, daß während ihrer Anweſenheit auf dem Kirchhofe irgend eine Leiche angerührt werde, ſchlugen ſie die 10 Auferſtehungsmänner aus dem Felde, die ſich mit der Drohung zurückzogen, bald mit Verſtärkung wieder zu erſcheinen. Um Mitternacht kehrten ſie, jetzt 40 Mann ſtark, zurück, verſehen mit allen Arten von Waffen; doch auch die Brüder hatten ſich bedeutend verſtärkt, ſo daß es nunmehr zu einem förmlichen Treffen kam, nach welchem zwar die Auferſtehungsmänner abermals das Feld räumen mußten, doch nicht ohne daß von beiden Seiten viel Blut gefloſſen wäre.

Dieſe Auferſtehungsmänner gehören zu den verworfenſten Klaſſen der Geſellſchaft. Der Kannibale ermordet ſeinen Gefangenen, um ihn zu verzehren, der Raubmörder ſein Opfer, um ſich der Habe derſelben zu bemächtigen; nur Großbritanien war es vorbehalten, Ungeheuer zu erzeugen, welche Morde verübten, um mit den Leichen ihrer Schlachtopfer Schacher zu treiben; denn das iſt das rechte Wort für den Verkehr engliſcher Aerzte mit ihren hölliſchen Lieferanten.

Es iſt ſeltſam, daß im vereinigten Königreiche gerade Schottland das Unglück hat, der Schauplatz ſolcher Greuel zu ſein. Denn ſchon im Jahre 1752 wurden auf dem Markte zu Edinburg am 18. März zwei Vorgängerinnen in dieſem Verbrechen, Helene Torrence und Jeanette Waldie, hingerichtet, weil ſie einen Knaben in ihren Kleidern erſtickt hatten. Lehrlingen von Wund-

ärzten hatten ſie ſchon öfter das Verſprechen gegeben, ihnen Leichen zu verſchaffen; und wirklich verkauften ſie einem ſolchen, den Leichnam des getödteten Kindes, für 2 Schillinge (noch nicht 1 Thaler.)

Die ſchottiſchen öffentlichen Blätter des Jahres 1828 erwähnten zuerſt, daß die Polizei eine Bande der gräßlichſten Mörder entdeckt hätten, die ſchon ſeit Jahren ihre Schlachtopfer heimlich ermordet, um deren Leichname an die Aerzte und Chirurgen der ſchottiſchen Hauptſtadt zu verkaufen.

William Burke, Helene M'Douglas, ſeine Beiſchläferin, Harc und deſſen Frau waren die Scheuſale, welche in dieſer Tragödie die Hauptrollen ſpielten.

Der Erſtere wurde im Jahre 1792 in der Gemeinde Orrey, Grafſchaft Tyrone in Irland, von armen, aber ehrenhaften Eltern geboren und genoß eine beſſere Erziehung, als den Kindern der Armen jenes Landes gewöhnlich zu Theil wird. Er kam bei verſchiedenen Handwerkern in die Lehre, doch ſagte ihm keins zu, weshalb er ſich in der Miliz anwerben ließ. Er heirathete, ging, als das Regiment aufgelöſt wurde, nach 7jährigem Dienſte, ſeine Frau verlaſſend, nach Schottland, um Arbeit beim dortigen Bau des Unioncanals zu übernehmen.

Hier lernte er die nachherige Theilnehmerin ſeiner Verbrechen, die Helene M'Douglas kennen. Die Verletzung des ehelichen Gelübdes war der erſte Schritt Burkes zu ſeinen zahlloſen Schandthaten. Er führte mit ſeiner Beiſchläferin ein umherſtreifendes Leben; bald als Schnitter auf dem Lande beſchäftigt, bald an dem Canal, bald auf der Chauſſee thätig, bald trieb er Schuhflicken in Edinburg; doch auch hier nirgend ſeine Rechnung findend, ging er mit ſeiner Geliebten nach Glasgow.

Auf dem Wege nach dem Boote, das ſie dahin führen ſollte, begegneten ſie der Frau des Harc, in deſſen Hauſe Burke und die M'Douglas in den entſetzlichen Handel mit Menſchenleben eingeweiht wurden.

Ueber dem Eingange zu dem entſetzlichen Menſchenfleiſchſcharrn des Harc las man die Worte: Hier ſind Schlafſtellen zu vermiethen.

Der unglückliche Wanderer, der ſich hier nach Nachtruhe umſah, ſah nie wieder das Tageslicht.

Binnen wenigen Monaten hatte Burke, der nur allzugelehrige Zögling des Hare, den Gipfel des Verbrechens erſtiegen, und war zum Koloß der Mörderwelt geworden.

Nur der erſte Mord koſtete ihm Anſtrengung und beunruhigte ſein Gewiſſen eine Zeit lang; nach und nach ward er abgehärteter. Seine Exiſtenz war durch den Verkauf der Leichen der Gemordeten geſichert, er erhielt für jedes „Subject“, wie die Leichen von den engliſchen Anatomen genannt werden, 8 bis 11 Pfund Sterling. Er miethete ein alleingelegenes Haus in einer abgelegenen Gaſſe Edinburgs, um theils in Hares, theils in ſeiner eigenen Behauſung ſein ſcheußliches Gewerbe fortzuſetzen.

Eine am 31. October an einer alten Bettlerin aus Irland verübte Unthat war es, welche zur Verhaftung der vier Ungeheuer führte.

In der Anklage-Acte, vorzüglich gegen Burke gerichtet und ſeine Beiſchläferin nur hin und wieder als Helfershelferin erwähnend, waren drei verſchiedene Mordthaten aufgezählt, außer dem an der iriſchen Bettlerin verübten Morde noch des an einem 20jährigen Jüngling Paterſon und an einem Blödſinnigen, Wilſon mit Namen.

Die Ermordung der Bettlerin Campell kam allein zur Verhandlung.

Zunächſt trat der nächſte Nachbar Burkes Hugh Alſton auf mit der Ausſage, daß er am 31. October Nachts um 11 Uhr in Burkes Hauſe: Mord! Mord! habe ſchreien hören und darauf ein Geſtöhn, wie das eines Sterbenden, vernommen habe.

Nach der Ausſage des zweiten Zeugen, David Paterſon, Aufſehers des anatomiſchen Theaters des Dr. Knox, klopfte Burke um Mittnacht an ſeine Thür, berichtend, er habe etwas für den Doctor. In Burkes Hauſe fand Paterſon die M'Dougal, den Hare und deſſen Frau.

Burk wies auf ein Bund Stroh auf dem Bette, in welchem das Subject verborgen war. Paterſon, ohne es anzuſehen, ſagte,

er möge die Leiche Tags darauf nach Dr. Knox anatomiſchen Theater bringen.

Das geſchah.

Ein Laſtträger brachte den Leichnam in einer Theekiſte, von Burke und Hare begleitet, die 5 Pfund Sterling und das Verſprechen erhielten, nach befundener Brauchbarkeit des Subjects noch mehr zu bekommen.

Am 3. November ſollte die Section des Leichnams ſtattfinden, doch ſchon Tags zuvor nahm die Polizei die Kiſte in Beſchlag.

Zwei arme Leute, Gray und ſeine Frau, legten darauf ihr Zeugniß ab.

Sie hatten bereits 5 Nächte bei Burke logirt, als ſie an dem Abende, der der alten Bettlerin ſo verhängnißvoll geweſen war, von Burke ausgeſtoßen wurden, mit der Weiſung, ſich für dieſe Nacht bei Hare einzuquartieren.

Früh Morgens am 1. November kehrten ſie in Burkes Haus zurück, um etwas Zeug, welches ſie im Bette zurückgelaſſen, zu holen.

Burke warnte ſie, dem Bette nicht zu nahe zu kommen; doch entfernte er ſich unbegreiflicher Weiſe während ihrer Anweſenheit, und da fanden ſie im Stroh die Leiche der alten Bettlerin, deren Geſicht blutig und mit Blut unterlaufen war.

Mit Entſetzen verließen ſie das Haus, und erzählten der M'Douglas, die ihnen begegnete, was ſie geſehen.

Dieſe verſprach ihnen auf den Knieen Geld, wenn ſie ſchwiegen. Aber vergeblich; das arme Ehepaar war es, welches die erſte Anzeige bei der Polizei von dem Verbrechen machte.

Hare und ſeine Frau wurden vom Kronanwalt Schottlands als „Königszeugen“ gegen ihren Mitſchuldigen zugelaſſen. Erſterer bekundete, Burke habe ihm am 31. October geſagt, er möge zu ihm kommen, er habe einen Shot im Hauſe, ein Wort, deſſen ſich die Bande bediente, um ein auserleſenes Schlachtopfer zu bezeichnen.

Er kam und ſaß als Zuſchauer dicht dabei, als Burke ſich über die Bettlerin, nachdem er ihr eine gute Portion Branntwein gegeben, herwarf, ſich mit der Bruſt über ihren Kopf legte,

während er ihr mit der einen Hand Naſe und Mund, und mit der anderen die Kehle zuhielt. Nach Verlauf einer Viertelſtunde war die Frau todt.

Die Geſchworenen ſprachen wider Burke das Schuldig und das Gericht ſprach das Todesurtheil aus.

Charakteriſtiſch war die Anrede des Richters vor Verkündigung des Urtheils.

William Burke, ſprach er, durch den Ausſpruch einer einſichtsvollen Jury ſeid Ihr jetzt des ſcheußlichen Mordes, deſſen Ihr angeklagt, ſchuldig befunden. Ein ſo empörendes Verbrechen, bei einer ſo überlegten Vorbereitung und einem ſo erbärmlichen Beweggrunde, iſt in den Annalen dieſes Landes unerhört. Die Strenge des Geſetzes muß im vollſten Maaße eintreten. Ich ermahne Euch, Eure Seele feierlichſt vorzubereiten, die in ſehr kurzer Zeit vor des allmächtigen Gottes Thron erſcheinen wird, um über dieſes Verbrechen, ſowie über die anderen, deren Euer Gewiſſen Euch anklagt, ſich zu verantworten. Der einzige Zweifel, der ſich in mir regt, iſt, ob nicht, um den ſchwer beleidigten Geſetzen Eures Vaterlandes und der Stimme des öffentlichen Unwillens zu genügen, Euer Körper in Ketten aufgehangen werden ſollte, um in den Winden zu verdorren, um jeden Anderen vor ähnlichen Miſſethaten abzuſchrecken. In Erwägung jedoch, welchen Anſtoß ein ſolches Schauſpiel dem Auge Eurer Mitbürger gewähren würde, entſcheide ich mich gern für eine mildere Ausführung des Urtheils, und ſoll Euer Leichnam öffentlich ſecirt werden.

Hiernach ſprach der Richter das Urtheil, welches Burke mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit, ohne eine Miene zu verziehen, anhörte.

Nach geſprochenem Urtheil ließ der Gerichtshof noch in der Vorſtadt Weſtport in dem Hauſe, welches Burke und ſeine Concubine bewohnt hatten, genaue Nachſuchung halten, die zu einer widerlichen Entdeckung führte. Man fand eine beträchtliche Sammlung alter Schuhe und Stiefel in einem Schlupfwinkel, die ſich bisher den Blicken entzogen hatten.

Daß dieſe Ueberbleibſel von Fußbekleidungen, ſowie andere Lumpen, deren Urſprung Burke nicht hat angeben können, von ſolchen Opfern ſeiner ſchmutzigen Habſucht herrührten, iſt unbedenklich.

Zwiſchen dem Urtheil und ſeiner Vollſtreckung verfloß ein Monat. Bei der Hausſuchung fand man, daß Burke auch gewiſſe chirurgiſche Inſtrumente beſaß, u. A. ein Meſſer zur Zerſchneidung der Knochenbänder und ein Trokar, womit er den Tod ſeiner Opfer dadurch herbeiführte, daß er Körpertheile damit unter der Haut zerſchnitt, wobei auf der Oberfläche des Körpers keine Verletzung ſichtbar wurde.

Zudem kann Niemand nach Erwägung der Verhältniſſe zwiſchen Dr. Knox und ſeinen Gehülfen einerſeits und andererſeits Burke und ſeinen Helfershelfern keinen milderen Schluß ziehen, als daß jene Herren in der Unterſuchung compromittirt, den ſchrecklichen Verdacht auf ſich geladen, dahin mitgewirkt zu haben, den Verdacht über das Treiben ihrer unwürdigen Leichenlieferanten zu unterdrücken.

Der 28. Januar war der Tag, an welchem Burke für ſeine Schandthaten büßen ſollte. Gegen 20,000 Menſchen waren auf dem Richtplatze verſammelt, ſelbſt auf den Dächern der höchſten Gebäude reihte ſich Kopf an Kopf.

Unausſprechlich war die Wuth der Menge, die ſich, nicht achtend der beſchwichtigenden Zeichen der den Zug begleitenden Magiſtratsperſonen durch die Ausrufe: Der Mörder! Burkiret ihn! Erſticke den Kerl, Henker! Wo iſt Hare? Hängt den Doctor Knox! Luft machte.

Das Ungeheuer, auf dem Blutgerüſte angekommen, warf Baſiliskenblicke auf die Menge herab, als ſie ihn ſo ſchauerlich begrüßte, ebenſo auf den Henkersknecht, der ihn etwas derb ſtieß, um ihn genau unter den Galgen zu ſtellen.

Das verhängnißvolle Brettchen fiel; jede der convulſiviſchen Bewegungen des Mörders am Strange ward von dem Triumphgeſchrei der Menge begleitet; ein Viertel nach Acht hatte ſich die Erde von dieſem Ungeheuer befreit.

Erst mehrere Tage nach Burkes Galgentod durfte das von ihm unterzeichnete Geständniß aller durch ihn und Hare verübten Mordthaten öffentlich bekannt gemacht werden.

Die Ursache war, weil dem Hare das Versprechen gegeben worden, daß, wenn er als Königszeuge gegen Burke in der Anklage wegen des Mordes der Bettlerin Campbell aufträte, ihm die Freiheit geschenkt werden solle. Nun durfte freilich ihm wegen Theilnahme daran kein Prozeß gemacht werden; aber wegen der beiden andern Morde, an dem jungen Mädchen Paterson und dem Blödsinnigen Wilson begangen, konnte gegen ihn vorgeschritten werden; er wurde auch vorläufig festgehalten; allein die Behörde entschied zu Gunsten des Verbrechers. Gegen Mitte Februar wanderte Hare mit seiner Frau freien Fußes umher.

Wie lange Burkes Lehrmeister, Hare, das Mordhandwerk getrieben, ist nicht bekannt; Burke aber trieb es vom 12. Februar bis 31. October 1828, dem Tage, wo als letztes Opfer die alte Bettlerin fiel.

Nach seinen Bekenntnissen war bei den verschiedenen Mordthaten nie Jemand anders als er und Hare zugegen, die Weiber, Hares Frau und Burkes Concubine, mochten wohl ahnen, was sie trieben, mußten aber stets bei Seite gehen, wenn die That selbst begangen wurde.

Die ersten Morde geschahen in Hares Hause, im Ganzen wurden sechszehn Personen ermordet, 12 weiblichen und 4 männlichen Geschlechts, ihre Leichname wurden sämmtlich an Dr. Knox verkauft.

Unter den Opfern fand sich auch eine Nichte von dem ersten Ehemann der M'Douglas, Burke hatte so viel Gefühl, daß er nicht der Erste sein wollte, der sie angriff; Hare that es daher und Burke half ihm darauf.

Hares Frau hatte ihm mehrmals angesonnen, auch die Douglas zu tödten, und ihm als den bequemsten Weg dazu vorgeschlagen, mit ihr aufs Land zu gehen, sie dort zu morden und dann an Hare zu schreiben, sie sei gestorben. Allein er war nicht zu bereden.

Hare konnte die Nacht nach Begehung eines Mordes ruhig ſchlafen, Burke hingegen mußte ſtets die Branntweinflaſche am Bette ſtehen haben, um ſich zu betrinken.

Paterſon, der Aufſeher des Knox'ſchen anatomiſchen Theaters, ſagte ihnen jedesmal, wenn ſie ein „Subject" brachten, ſo viele, als ſie nur immer könnten, zu ſchaffen, und oft wurde ihnen die Kiſte, worin die Leiche nach dem Muſeum gebracht ward, von Dr. Knox geliefert. Das ermuthigte ſie in nicht geringem Grade; weshalb ſie ſich noch gar Viele zu Opfern auserſehen hatten, die aber ihren Griffen entgingen.

Bei Verübung einer Mordthat waren ſie regelmäßig betrunken, und auch nachher blieb der Trunk an der Tages- oder vielmehr Nachtordnung, ſo lange das Honorar des Dr. Knox dauerte. Alsdann verſetzten ſie ihre Kleider aufs Neue, und löſten ſie ſpäter mit dem neu erhaltenen Gelde ein.

Im Beginn ihrer Mordlaufbahn waren ſie ſcheu und brachten die Leichen, wenn es finſter, ins Muſeum; doch der Erfolg und die lange Strafloſigkeit machte ſie kühner; der Leichnam des jungen Mädchens Paterſon ward bei hellem Tage von einem Laſtträger weggebracht in ihrer Begleitung.

Freilich ſchrieen ihnen die Knaben, die gerade die Schule verließen nach. Da bringen ſie einen Leichnam! allein ſie kamen doch damit durch.

Die Paterſon war noch nicht 4 Stunden lang todt, als ihre Leiche ſchon auf dem Secirtiſche lag, ſie war noch warm, und Dr. Knox war ſo entzückt von der Schönheit ihrer Geſtalt, daß er einen Maler ſeiner Bekanntſchaft herbeirief, um ſeine Bewunderung zu theilen.

Die Mörder ermunterten ſich oft damit, daß Niemand ſie entdecken könne, und am Ende käme es auf eins hinaus, ob ſie eines Schaafes oder eines Lammes wegen einſt aufgeknüpft würden. Die Entſetzlichen waren auch ſchon über einen Plan übereingekommen, ihre Greuel über das ganze Land zu verbreiten.

Burke ſelbſt ſollte mit einem Gehülfen nach Irland gehen, Edinburg aber der Mittelpunkt bleiben, und Hare den Abſatz an Knox beſorgen.

Hares Frau erhielt von jedem Antheil des Burke 1 Pfund Sterling dafür, daß ſie ihr Haus zur Ausführung hergab. Sie hatten einen förmlichen Contract mit Knox abgeſchloſſen, wonach ſie 10 Pfund im Winter und 8 Pfund im Sommer erhielten, für ſo viele Leichen, als ſie nur immer liefern konnten.

Zum Schluß über das Treiben des verſchonten Hare nur Folgendes:

Eine junge fromme Dame Edinburgs pflegte die Hütten der Armuth und des Elends der Stadt perſönlich zu beſuchen, um Hülfe und Troſt zu bringen. So beſuchte ſie auch mehrmals eine Frau, die von Krankheit mehrere Wochen auf das Lager geſtreckt war, in einem Hauſe einer abgelegenen Gaſſe wohnend. Als ſie eines Abends bei kaltem, naß-ſtürmiſchen Wetter ſich anſchickte, ſich zu entfernen, trat der Mann der Kranken ins Gemach, äußerte ſein Bedauern, daß ſie zu Fuß durch die ſchmutzigen Gaſſen den Weg nach Hauſe antreten wolle, fügte dann hinzu, daß die Hinterthür des Hauſes auf eine vollkommen trockene Straße führe und ſich erbot, ſie dahin zu begleiten.

Die junge Dame war bereit ihm zu folgen, trotz der Gegenvorſtellungen der Frau. Da raffte ſich die Kranke auf vom Lager, umhüllte ſich mit einem Bettlaken, und mit wahnſinnig-ſtarker Hand ſie beim Arme ergreifend, reißt ſie dieſelbe mit ſich fort nach der Vorderthür des Hauſes zu, begleitet ſie, ohne loszulaſſen, bis zum Ausgang des Häuschen und läßt ſie dann mit den Worten los: Kommen Sie nie wieder!

Die Heftigkeit, mit welcher das Alles von ihr geſchah, machte die Dame glauben, ſie ſei wahnſinnig geworden, und ſie kam daher nicht wieder.

Einige Wochen nachher ſtrömte in Edinburg Alles nach der Mordhöhle Hares, auch jene junge Dame, von Neugier getrieben, ging in Begleitung einiger Verwandten hin.

Sie trat in das Haus — entſetzlich! es war daſſelbe Gemach, in welchem ſie der Kranken wenige Tage vorher die Bibel vorgeleſen und leibliche Stärkung gebracht hatte.

Und der Mann, der ſie zur Hinterthür hinausbegleiten wollte, war — Hare! —

XXVII.

Adrian Lafarque, der Mörder seiner Geliebten.

Verhandelt am 30. und 31. März 1856 vor den Assisen zu Tarbes im Departement der Oberpyrenäen.

Eine Menge Zuschauer hatte sich versammelt, besonders drängte sich das „schöne und zarte Geschlecht" zahlreich zu den Tribünen; in den Vorderreihen bemerkte man die elegantesten Damen der Stadt. Adrian Lafarques, Kunsttischler, wohnhaft zu Bagnières stand vor Gericht als Mörder der Therese Castagnére, verehelichte Loncan, mit welcher er im vertrauten Verhältnisse gestanden. Die Hoffnung auf ergreifende Gemüthsbewegungen während der Gerichtsverhandlung ward mehr als erfüllt; die Zuhörerschaft wurde mehrmals von kaltem Schauer überlaufen und konnte sich der Thränen nicht erwehren; selbst die Richter konnten sich Aeußerungen des Abscheues und des Mitleids nicht enthalten.

Lafarque ist 25 Jahre alt, angethan mit blauem Oberrock, gelber Weste und sorgfältig angelegter weißer Halsbinde. Er ist blond und von fesselnder Physiognomie, seine Züge sind regelmäßig, zart, und sein Haar ist mit Geschmack geordnet; man hätte sagen mögen, er gehöre einem höheren Stande als dem eines Handwerkers an. Er spricht geläufig und mit einer Art von Zierlichkeit, äußert sich langsam und überlegt, seine Geberden sind abgemessen, seine Miene ist ruhig; doch bemerkt man von Zeit zu Zeit in seinen Ideen eine zum Hinbrüten geneigte Exaltation. Sein gewöhnlich sanfter Blick aus schönen Augen nimmt einen Uebeles verkündenden Charakter an, wenn er auf einen Punkt hinstarrt und wenn er seine Augenbrauen zusammenzieht.

Auf die erste Anrede des Präsidenten stellte Lafarque die Frage: Wollen Sie, daß ich Ihnen eine vollständige Erklärung gebe, so bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen mein Leben in der Reihenfolge und so wie ich es empfunden habe, schildern zu dürfen; was Sie zu wissen wünschen, wird darin vorkommen. Von dem Präsidenten hiernach aufgefordert, sich auszusprechen, trug er Folgendes vor:

Bis zu meinem 24sten Lebensjahre, wo ich nach Bagniéres kam, bin ich rein und tugendhaft gewesen. Dort machte ich sofort die Bekanntschaft einer Dame, einer Demoiselle, — Verzeihung — einer Person; denn ich möchte nichts sagen, was sie kenntlich machen könnte. Sie erzählte mir ihren Kummer, ich bin mitleidig, ich nahm Theil an ihrem Leid, und — bald vergaßen wir uns Beide.

Dies währte nicht lange. Ich suchte eine andere Wohnung, das Geschick führte mich nach der Poststraße. Ich wünschte ein bescheidenes Logis, deshalb fiel mein Blick auf ein Haus, das gerade kein herrschaftliches Ansehn hatte.

Als ich eintrat, fand ich mehrere Frauen in einem Zimmer, und richtete an sie die Frage, ob ich hier wohnen könne?

Eine der Frauen erhob sich und trat mir mit freundlicher Miene entgegen, es war Therese.

Sie sagte mir: ihre Mutter sei abwesend; doch glaube sie wohl, daß sie mich werde aufnehmen können.

Sie forderte mich dann auf, den anderen Tag wiederzukommen. Dies that ich. Therese und ihre Mutter führten mich in ein Zimmer — ach! in das der nachmaligen Katastrophe.

Es gefiel mir, und leider wurde auch meine Bedingung, zugleich Kost im Hause zu finden, angenommen —

Therese war munter, gefällig. Am ersten Abend leuchtete sie mir zur Zeit des Schlafengehens bis in mein Zimmer, und wünschte mir dann gute Nacht. Am zweiten Abend drückte sie mir, als sie mich verließ, zweimal die Hand. Das überraschte mich und machte einen angenehmen Eindruck auf mich.

Auch am dritten Abend begleitete ſie mich. Kaum eingetreten in mein Zimmer, zog ich, in der Meinung, Thereſe würde gleich wieder fortgehn, meinen Rock aus.

Aber wie groß war mein Erſtäunen, als ſie an meinen Hals flog, mich umarmte und dann davon eilte.

Ich fuhr mir mit der Hand über die Augen und fragte mich ſelbſt, ob ich etwa träume. Aber es war Wirklichkeit, nie war mir etwas Aehnliches begegnet, ich konnte nicht begreifen, wie ein Mädchen ſich ſo benehmen könne.

Ich nahm mir vor, ſie anderen Tages zu fragen, warum ſie mich geküßt habe?

Der Zufall wollte, daß wir allein bei Tiſche waren.

Sie müſſen mich recht hoch ſchätzen, ſagte ich zu ihr, weil Sie mich geſtern Abend umarmten.

Ja, erwiderte Sie, ich ſchätze Sie, ich liebe Sie, und verdienen Sie das nicht? —

Was habe ich gethan, um das zu verdienen; und wie können Sie mich lieben?

Ich liebe Sie, weil Sie meiner Liebe würdig ſind, und wenn ich liebe, ſo liebe ich von ganzem Herzen. —

Am ſelben Abend bat mich Thereſe, ſie zu einem Nachbarn zu begleiten. Ich hatte ſie immer Mademoiſelle genannt.

Ich will Sie nicht im Irrthum laſſen, begann ſie, ich bin nicht ledig mehr, ſondern verheirathet. Mein Mann hat mich höchſt unglücklich gemacht, er hat mich verlaſſen.

Ei, ſagte ich, dann lieben Sie mich nicht, ſondern kehren zu Ihrem Gatten zurück.

Sie erwiderte, daß ſei ihr unmöglich, ſie könne ſeinen Namen nicht mehr nennen hören; und als ſie darauf zu weinen begann, ward auch ich erweicht.

Folgenden Abend gingen wir zuſammen ſpaziren, und ich vertraute ihr, um ſie abzuhalten, ſich an mich zu hängen, ich ſei mit einem Mädchen, der Tochter eines Freundes meines Vaters, verlobt. Thereſe antwortete mir nur durch Thränen, und wir kehrten Beide ſehr bewegt nach Hauſe zurück.

Einige Tage nachher war ich Zeuge, mit welcher zärtlichen Sorgfalt ſie ſich eines Kindes annahm, das rührte mich.

Sie ſind gut, Thereſe! ſagte ich zu ihr, Sie verdienen, daß man Sie hochachte.

Nein, nein, Sie thun es nicht, rief ſie, in Thränen ausbrechend, und eilte die Treppe hinauf.

Dieſe Thränen, dieſe Aufregung warfen mich über den Haufen; ich war beſiegt. Später ſah ich wohl ein, daß es nur Hinterliſt und Verführung war.

Am nämlichen Abend ſagte ich zu ihr: Wohlan, Thereſe! ich bin Dein. Ich machte ſie dann mit meinem erſten Liebesabenteuer, dem einzigen meines Lebens, bekannt, ſie legte mir das Geſtändniß eines ähnlichen ab. Wir ſchworen uns unverbrüchliche Treue bis zu meiner Verheirathung mit der Tochter des Freundes meines Vaters, und von nun an lebten wir wie Mann und Frau.

Nach einem Monate zeigte ich ihr an, daß ich abreiſen und heirathen müſſe, aber Alles aufbieten würde, um nach Bagniéres zurückzukehren und dort mein Leben zu beſchließen.

Thereſe antwortete mir mit Sanftmuth, ſie wünſche jetzt und immer, daß ich mit meiner Gattin glücklich ſein möchte.

Es iſt Handwerksſitte, mit Tagesanbruch aufzuſtehn. Ich ging frühmorgens an die Arbeit, und kam erſt um Mittag heim. Eines Tages hatte ich mir nur meine Werkzeuge geholt und kehrte mit dieſen, ehe es noch 7 Uhr geſchlagen, wieder, fand aber das Haus verſchloſſen.

Thereſe hatte meine Rückkunft nicht erwartet, ſie glaubte mich bei der Arbeit.

Auf mein Rufen öffnete ſie die Thür. Ihr Geſicht ſah nicht aus, als ob ſie eben aus dem Schlaf erwacht ſei, es war erhitzt, und ich ward von Argwohn ergriffen. Ueberdies fiel mir auch ein Schurzfell mit Farbeflecken in die Augen.

Woher das Schurzfell, Thereſe?

Es gehört meinem Onkel, der, wie du weißt, in der Indigofabrik arbeitet.

Wäre es das Deines Oheims, so würde es nur blaue Farbeflecke haben; dieses da aber hat Malerfarben.

Ich sah nun nach dem Bette hin, und bemerkte dort einen Mann, der sich verhüllte und thörichter Weise in den Vorhängen sich zu verstecken suchte. Bebend an allen Gliedern, verspürte ich große Lust, sie Beide tüchtig durchzuprügeln. Therese beschwor mich hinauszugehn.

Damals meiner Besinnung mächtig, that ich, was ich immer gethan, wenn dieses der Fall war, ich gab der Vernunft Gehör und ging.

Einige Minuten darauf begegnete ich diesem Maler, der im Hause zu arbeiten hatte, auf der Treppe, und vermochte es über mich, ihm nichts zu sagen. Sobald ich aber die Gelegenheit gefunden, mit Therese allein zu sein, verlangte ich von ihr eine Erklärung über ihr Betragen.

Sie versuchte nicht zu leugnen und gestand mir unter den inständigsten Bitten und einem Thränenstrom, dieser Maler sei ihr früherer Geliebter gewesen; er sei, ohne daß sie sich dessen versehen, zu ihr ins Zimmer gekommen, er habe ihr scharf zugesetzt.

Anfangs habe sie, an mich denkend, ihm widerstanden, aber zuletzt, als er sie an ihre [illegible] Verhältnisse erinnert, endlich nachgegeben.

Dann flehte sie mich im Tone der Verzweiflung und sich mit aufgelöstem Haar auf dem Boden wälzend, um Verzeihung an.

Gott, sagte ich, vergeht ja stets den ersten Fehltritt, auch ich will Dir verzeihen.

Bei diesen Worten raffte Therese sich auf, fiel vor mir auf die Kniee, entblößte sich den Busen und rief:

Wenn ich dir je wieder ungetreu bin, sieh hier meinen Busen! Dann nimm einen Dolch, stoß' ihn mir bis ans Heft ins Herz, und ich verzeihe es dir!

Was ich sage, ist die Wahrheit, Gott ist mein Zeuge, dies genügt mir. —

Die Eintracht zwischen mir und Therese ward wieder hergestellt, und obgleich ich in Folge eines Zankes mit ihrem Onkel

und auf guten Rath hörend, das Castagnéresche Haus verließ, sahen wir uns doch fortwährend an einem verabredeten dritten Orte.

Eines Abends fand sie sich nicht ein. Ich machte ihr deshalb folgenden Tages Vorwürfe, und da sie sich nicht gehörig rechtfertigen konnte, so stieß ich sie — ich bekenne es — dergestalt, daß sie niederfiel. Doch wischte ich ihr alsbald ihre Kleider mit meinem Taschentuche wieder ab.

Sie kam oft zu mir in meine Werkstätte. Einst wollte sie dort 3 Francs von mir leihen. Ich war eben ohne Geld, und sie schien meine abschlägige Antwort übel aufzunehmen. Nach und nach vernachlässigte sie mich nun. Ihre Gleichgültigkeit quälte und verdroß mich gleich sehr.

Ich ließ sie um eine Unterredung bitten. Sie ließ mir aber sagen, sie wolle nichts mehr mit mir zu thun haben.

Ich war außer mir, und da ich fühlte, daß ich es zum Aeußersten könnte kommen lassen, so sagte ich der Person, die mir Thereses Antwort überbrachte:

Sagen Sie ihr, sie möge mir die Liebe erzeigen und sich einige Tage lang nicht an ihrer Thüre blicken lassen, ich könnte sonst ein Unglück anrichten.

Mich zu überzeugen, ob sie mir folgsam sei, ging ich an ihrem Hause vorüber; sie befand sich, mit anderen Frauenzimmern arbeitend, in der offenen Thür und sah mich frech an. Nach meiner Wohnung zurückgekehrt, dachte ich der Vergangenheit; ich erinnerte mich ihrer Liebkosungen, Schwüre und Thränen. Diese Erinnerung empörte mich, und machte mir ihr Benehmen unerklärlich. Ich streifte um ihr Haus herum, eine Gelegenheit suchend, sie zu sprechen.

Eines Abends gegen 10 Uhr fand ich die Fensterladen ihres Zimmers halb offen stehend, es war Jemand am Fenster; ich glaubte, sie sei es, und bekenne, daß ich ihr mit den Worten: „Du sollst es mir schon bezahlen" mit dem Stocke, den ich gewöhnlich trug, drohte.

Ich könnte diesen Umstand leugnen, weil außer mir Niemand als Gott und die Person, die mich gesehn, zugegen war. Bald

darauf ward ich zu dem Polizeicommiſſar beſchieden, der mich zu dem Subſtituten des Königlichen Anwalts ſchickte.

Dieſer ſtellte mich meines Benehmens wegen zur Rede, verbot mir, Thereſen aufzuſuchen und ihr Haus zu betreten, ſagte auch, die Polizei würde von nun an ein wachſames Auge auf mich haben. Ich unter einer mich demüthigenden Aufſicht der Polizei! ich durch Thereſe denuncirt! —

Ich war außer mir. Wo ich ſtand und ging, verfolgte mich dieſer Gedanke und ließ mir keine Ruhe. Die Frau im Gaſthofe, die Zeugin meines Schmerzes war, rieth mir, eine Meſſe für mich leſen zu laſſen, um ruhiger zu werden.

Nein, nein, erwiderte ich, eine Meſſe hilft mir nichts; ich bin zu ſehr gequält. —

Von dieſem Augenblick an kannte ich mich ſelbſt nicht mehr. Des Tages war ich allein in meiner Werkſtätte, weil ich Niemanden um mich haben wollte. Leider war ich zuviel allein. Meine Nächte waren ſchlaflos und äußerſt unruhig.

Wie? ſagte ich zu mir ſelbſt, ſie konnte dich verlaſſen trotz aller ihrer Schwüre! Es iſt ein ſchlechtes Geſchöpf, ſie wird noch Anderen Netze ſtellen und ſie ebenfalls unglücklich machen. Sie muß ſterben. Das iſt nur gerecht, wenigſtens kann ſie dann nicht noch Andere betrügen. Du ſelbſt biſt zu grade, um hier auf Erden zu beſtehn. Und nun beſchloß ich, in einer der nächſten Nächte ihrem und meinem Leben ein Ende zu machen.

Indem ich über die Art und Weiſe, dies ins Werk zu richten, nachdachte, entſchloß ich mich zur Anwendung des Schießgewehrs. Am anderen Morgen miethete ich mir bei einem Waffenſchmied ein Paar Piſtolen, die ich ihm am folgenden Morgen wieder zu bringen verſprach. Auf meine Frage, wo ich Pulver und Kugeln kaufen könnte, wies er mich an einen Laden. Dort kaufte ich zwei Kugeln und das erforderliche Pulver, nicht ahnend, daß ich, der ich auf 30 Schritte treffe, Thereſen mit dem Laufe auf der Bruſt fehlen würde. Hätte ich das für möglich gehalten, ich hätte ſicher lieber 6 als 2 Kugeln genommen.

Die geladenen Piſtolen legte ich unter das Kopfkiſſen meines Bettes und ging aus, Thereſen aufzuſuchen und zu ſehen, ob ich

ſie nicht bewegen könnte, mit mir auszugehn. Ich ward ihrer aber nicht anſichtig. Nun nahm ich die Piſtolen und ſteckte ſie zu mir, da ſie zu lang waren, ſchnitt ich ein Loch in die Taſchen, um die Läufe dadurch zu ſtecken. Ueberdies hielt ich meine Hände noch auf den Schaft, damit er nicht ſichtbar werde. Vergeblich harrte ich auf Thereſe.

Es war ſchon ſpät, ich legte mich zu Bette. Wer Aehnliches nicht erlebte, dem iſt es unmöglich, ſich einen Begriff von der Nacht zu machen, die ich nun zubrachte. Ich empfand krampfhafte Zuckungen, die furchtbarſten Bilder ſchwebten mir vor Augen; ich ſah Thereſe in ihrem Blute gebadet und mich niedergeſtreckt neben ihr.

Ich konnte den Morgenanbruch nicht erwarten. Ich ging zum Gaſthof, wo ich ein Paar Bekannte zum Trinken einlud, während ich den Augenblick erſpähte, wo Thereſe ihr Haus verlaſſen würde.

Mittlerweile ging ſie mit einer ſoldatiſchen Miene und als ob ſie meiner ſpotten wollte, an dem Gaſthofe vorüber. Ich folgte ihr. Da ich aber gleichzeitig ihre Mutter erblickte, ſo ſtellte ich mich, als ginge ich eines anderen Weges, und kehrte zum Gaſthofe zurück.

Bald darnach fand ſich auch Thereſe dort ein und ſagte, ich möchte ſie endlich einmal wiſſen laſſen, was ich von ihr wollte.

Ich entgegnete: das wären Dinge, welche nur unter vier Augen abzumachen ſeien, ſie möge einen Augenblick mit mir hinaustreten.

Sie weigerte ſich deſſen und ſagte, ich möge mich nur offen vor aller Welt erklären. Darauf fragte ich ſie, ob ich wieder zu ihr kommen dürfe?

Nein. —

Warum nicht?

Weil ich meine Gründe dazu habe.

Du wirſt zwei Menſchen unglücklich machen.

Ich mache mir aus dir — ſo viel, und dabei ſpukte ſie mit einer Miene voll Verachtung aus.

Warte nur! des Königs Anwalt . . . .

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer. Ich folgte ihr und beschwor sie, zu erlauben, daß ich sie wenigstens alle 8 Tage sprechen dürfe, wenn auch nur auf 2 Minuten.

Du willst mich also zwingen, dich zu lieben? fragte sie.

Warum hast du mich mich vorher geliebt? erwiderte ich, ich habe dich ja nicht dazu gezwungen; ebensowenig zwang ich dich, mir deine Liebe durch tausend Schwüre zu betheuern.

Sie beharrte auf ihrer Weigerung. —

Ich war mit ihr bis an die Schwelle ihrer Thür gekommen, und war im Begriff, mit ihr hinein zu treten, als ihre Mutter erschien und mir befahl, mich zu entfernen.

Ich gehorchte mit der Bemerkung: Es ist ja noch nicht Nacht und kehrte nach dem Gasthofe zurück, sah fast in demselben Augenblicke die Mutter eilfertig ausgehn, was mich auf die Vermuthung brachte, sie gehe zum Königlichen Anwalt.

Die Gelegenheit war günstig. Ich stürze auf Thereses Haus los, mitten auf der Treppe spanne ich das eine Pistol, halte es aber auf dem Rücken, um sie nicht zu erschrecken. Dann trete ich rasch in ihr Gemach, das ich verschließen will, es aber nicht kann, weil der Schlüssel abgezogen und der Riegel auch nicht in Ordnung ist.

Ich bestürme Therese aufs Neue mit Bitten; ich will mich ihr zu Füßen werfen. Sie aber will nichts davon wissen und tritt ans Fenster, als wolle sie um Hülfe rufen.

Jetzt feuere ich das Pistol ab, verfehle sie aber. Dann fasse ich sie beim Arm mit den Worten: Drehe dich um!

Im nämlichen Augenblick thue ich den zweiten Schuß. Sie stürzt. Ihr Kopftuch fällt ihr über die Augen.

Nun will ich meinem Leben ein Ende machen, aber ich habe keine Kugel mehr. Da fällt mir ein, mich vom Boden zu stürzen.

Schon habe ich in dieser Absicht das Zimmer verlassen, da führt Gott, der sicher meine Seele retten wollte, mich dahin zurück.

Es fällt mir hier ein Stück Eisen wie ein Nagel ohne Kopf und wie ein Korkzieher gewunden, ins Auge, ich ergreife es und lade damit die eine meiner Pistolen.

Ehe ich aber von dieſer Gebrauch mache, bemerke ich, daß neben Thereſes Körper kein Blut zu ſehen iſt, und ſage zu mir ſelbſt: Wie, ſollte ſie nur betäubt ſein?

Ich lege das Piſtol nieder und hebe das Tuch, das Thereſes Augen bedeckte, auf, ſie waren offen.

Ha! nun bin ich verloren, und Du, Du ſollteſt mich überleben, um meines Todes zu ſpotten! Nein, das wäre ungerecht.

Jetzt ergreife ich — ich bekenne es — mein Meſſer, die Waffe des Feigen — ich hatte ja keine andere — und ſchneide ihr die Kehle ab.

Ich ſchauderte vor mir ſelbſt zuſammen, bedeckte ihr Geſicht, um ſie nicht zu ſehen. Dann wiſchte ich mein Meſſer ab, legte es zuſammen und ſteckte es zu mir. Hierauf ſetzte ich mir mein Piſtol, das — weil das Eiſen herausgefallen — ohne mein Wiſſen nur noch mit Pulver geladen war, in den Mund, drückte ab und ſtürzte beſinnungslos nieder.

Was hierauf mehrere Stunden lang mit mir vorgegangen, weiß ich nicht! die Nennung meines Namens brachte mich wieder zur Beſinnung.

Ich befand mich auf einem Bette im Hospital. Verzweifelnd bemerkte ich, daß ich am Leben geblieben; doch bemerkte ich zu meinem Troſte, daß ich im Munde ein Loch hatte, in welches meine Zunge hineinreichte, und daß mir an beiden Armen zur Ader gelaſſen war, wonach mir alſo die Hoffnung blieb, mich zu Tode bluten zu können; auch glückte es mir bald, meinen Verband zu löſen.

Ich empfahl Gott meine Seele, und würde auch meinen Geiſt aufgegeben haben, wenn mein Zuſtand nicht noch zeitig bemerkt wäre.

Das iſt die reine Wahrheit — Gott weiß es. Ich habe den Tod verdient, weil ich gemordet habe. Der Tag, wo ich ihn empfange, wird der ſanfteſte, der ſchönſte meines Lebens ſein. Ich erwarte das verhängnißvolle Schaffot; ich hoffe, daß ich es ohne Furcht erſteigen und muthig meinen Kopf unter das Meſſer legen werde. —

Alſo das Geſtändniß Laſerque's, das er in ruhigem Tone vortrug bis zur Stelle, wo er nach dem erſten verfehlten Schuſſe zu Thereſen geſagt hatte: Drehe dich um!

Hier ward seine Stimme in hohem Grade bewegt, und Thränen traten ihm in die Augen. Aber gleich darauf hatte er seine Ruhe wieder gewonnen und fuhr mit einer Kaltblüthigkeit und Geistesgegenwart fort, die ihn auch im Verlaufe aller Debatten nicht einen einzigen Augenblick verließen.

Hierauf begann die Zeugenvernehmung, die das Geständniß überall bestätigte. Darauf begann der Vertheidiger, der seine Rede mit den Worten schloß:

Nie hat es eine Sache gegeben, die schöner zu verfechten, glorreicher abzuurtheilen gewesen wäre. Nun, der zu fällende Spruch wird nicht in den Grenzen dieses Kreises bleiben; eine gerührte und ängstlich harrende Menge vernimmt ihn; die Annalen mehrerer Gerichtshöfe harren seiner, die Freunde einer hohen Philosophie werden ihn citiren. Ich hoffe, meine Herren, daß die Menschlichkeit, welche hier durch meine Stimme Zugang zu den Richtern, über Joseph Gras fand, auch Eure tugendhaften Namen einst bezeichnen wird.

Die Geschworenen traten ab und nach Verlauf von drei Viertelstunden versicherte der Vorsitzende derselben auf seine Ehre und sein Gewissen, vor Gott und vor den Menschen, beide Fragen nämlich, daß der Angeklagte des freiwilligen Todschlages ohne Vorbedacht schuldig, aber dazu durch schwere Gewaltthätigkeiten aufgereizt worden sei, wären einstimmig mit Ja beantwortet.

Kaum ist dieser Ausspruch geschehen, so vernimmt man ein Beifallklatschen, das aber durch den Präsidenten, als vor Gericht nicht erlaubt, untersagt wird.

Der Präsident ist nun genöthigt, um das Urtheil zu fällen, erst den Artikel 304 des Strafgesetzbuches zu lesen.

Kaum hat er damit begonnen, so läßt sich ein klagendes und gedehntes Murmeln, durch eine unüberlegte Besorgniß, welche Anwendung man diesem Artikel geben werde, vernehmen. Endlich wird das Urtheil gesprochen; es lautet auf fünfjähriger Gefängniß, zehnjähriger Polizeiaufsicht und Zahlung der Proceßkosten.

Der Verurtheilte verhält sich noch immer theilnahmlos.

Als aber der Präsident hierauf eine leichte Ermahnung an ihn richtete, verbeugte er sich vor demselben, ihm zu danken, und rief dann, sich mit Lebhaftigkeit dem Publikum zuwendend:

Wackere und ſchätzenswerthe Einwohner dieſer Stadt! Die zarte Theilnahme, die ihr mir bewieſen habt, iſt mir bekannt. Mein Herz wird Eurer nicht vergeſſen.

Thränen hinderten ihn, mehr zu ſagen. Neue Beifallszeichen des Publikums waren die Antwort, die man ihm gab. Er wurde hinausgeführt. Alle drängten ſich ihm nach.

XXVIII.

Des
Pariser Scharfrichters Sanson Denkwürdigkeiten.

Es mochte ungefähr Abends gegen acht Uhr Ende Januars des Jahres 1793 sein, als eine alte Dame zu Paris an der Kirche St. Laurent vorbei nach der Vorstadt St. Martin hinabging.

Es war kalt; die Straßen waren schneebedeckt, leer und öde, und die natürliche Scheu, welche diese Stille einflößte, wurde noch durch die in Frankreich damals herrschende Furcht vermehrt.

Der alten Dame war auf dem ganzen Wege noch keine menschliche Seele begegnet.

Muthig durchschritt sie die Oede, als wäre ihr Alter ein Talisman, der sie wider jedes Unglück schützte, bis sie den dumpfen, aber festen Schritt eines Mannes hinter sich zu hören glaubte.

Sie blickte um und sah einen Mann, dessen Form bei dem schwachen Lichte der Straßenlaterne kaum kennbar war.

Angst beflügelte ihre Schritte, bis sie den Laden eines Pastetenbäckers erreichte.

Sie eilte hinein und sank auf einen vor dem Tische stehenden Stuhl. Im Augenblick, wo sie eintrat, schlug eine mit Handarbeit beschäftigte junge Frau die Augen auf, und kaum gewahrte sie die Dame, so öffnete sie schnell eine Schublade, um etwas heraus zu nehmen, was sie ihr übergeben sollte.

Sie fand die Lade leer, ging eiligst ins Nebenzimmer und rief ihren Mann heraus.

Wo hast Du denn Das hingethan? fragte sie ihn mit geheimnißvoller Miene. Das Uebrige sprach sie nicht aus.

Die alte Dame ſprach kein Wort. Ihre Blicke ſtarrten feſt auf das Ladenfenſter, als ſehe ſie dort einen Schrecken erregenden Gegenſtand.

Madame, redete die junge Frau ſie an und vergaß, daß dieſer Titel proſcribirt ſei; allein die alte Dame erwiderte nichts.

Was fehlt Ihr, Bürgerin? fragte der Hausherr und zog die Dame dadurch aus ihrer Träumerei, daß er ihr eine kleine Pappſchachtel einhändigte.

Nichts, nichts, meine Freunde! — antwortete die Alte mit ſanfter Stimme.

Sie blickte den Mann an, als wollte ſie ihm mit den Augen danken.

Als ſie aber eine rothe Mütze auf ſeinem Kopfe ſah, ſchrie ſie laut:

„Ihr habt mich verrathen!“ —

Die junge Frau und ihr Mann antworteten mit einer Bewegung, die Abſcheu verkündete.

Verzeiht mir! — ſagte die Dame mit kindlicher Sanftmuth, holte aus der Taſche einen Louisd'or und gab ihn dem Paſtetenbäcker.

Dieſer und ſeine Frau ſahen ſich einander an. Dieſer Louisd'or ſchien der letzte zu ſein; ihre Hände zitterten und ſchmerzlich blickte ſie darnach hin, als ſie ihn darreichte; ſie ſchien die ganze Größe des Opfers zu fühlen.

Faſten und Elend waren in leſerlichen Zügen in ihrem Geſichte eingegraben; ihre Kleidungsſtücke trugen Spuren ehemaliger Pracht an ſich; es war abgenutztes Seidenzeug, ein reinliches, abgetragenes Mäntelchen mit ſorgfältig ausgebeſſerten Spitzen.

Jetzt erſt geſtand die alte Dame, daß ihr ein Mann gefolgt ſei, und ſie ſich fürchte, allein nach Hauſe zu gehen.

Iſt es nur das? erwiderte der Mann — warten Sie nur, Bürgerin!

Er gab den Louisd'or ſeiner Frau, zog ſchnell ſeine Nationalgardiſten-Uniform an und nahm Hut und Gewehr. Der jungen Frau wurde bange.

Es ſcheint, daß der Mann, vor dem die Bürgerin ſich fürchtet, noch um den Laden umherſchleicht, ſagte ſie. Wenn es ein

Spion wäre! — Eine Verſchwörung — Gehe nicht hin, Mann! Nimm ihr die Schachtel wieder — flüſterte ſie dem Paſtetenbäcker ins Ohr.

Ich will zwei Worte mit ihm ſprechen und ihn ſogleich Ihnen vom Halſe ſchaffen — ſprach dieſer.

Er öffnete die Thür und lief ſchnell hinaus.

Bald aber kam er zurück. Sein Geſicht war bleich und entſtellt. Der Schrecken ſchüttelte ihn dergeſtalt, daß ſeine Beine ſchlotterten.

Willſt Du uns den Hals abſchneiden laſſen? fuhr er die Dame an. Du Ariſtokratin! ſchrie er mit einer Wuth ſonder Gleichen. Fliehe! erſcheine nie wieder hier, und rechne nicht auf mich, Dir Verſchwörungselemente zu verſchaffen!

Damit verſuchte er, der alten Dame die Doſe wieder zu nehmen, die ſie in die Taſche geſteckt hatte.

Kaum aber berührte er die Unbekannte, ſo ſpürte dieſe die ganze Beweglichkeit ihrer Jugend wieder. Mit einem Sprunge war ſie an der Thür und verſchwand vor den Augen der erſchrockenen, zitternden Hausleute.

Eilig ſchritt die alte Dame auf der Straße fort, ſtets gefolgt von dem Unbekannten, und nach einem halbſtündigen Gange erreichte ſie den oberen Theil der St. Martins Vorſtadt.

Dieſer Ort war einer der ödeſten in ganz Paris. Der Nord, über die Hügel von Chamont und Belleville ſtreichend, pfiff durch die ſpärlich liegenden Häuſer oder vielmehr Hütten.

Man konnte nichts Troſtloſeres ſehen; dieſe Stelle ſchien das natürliche Aſyl des Elends und der Verzweiflung zu ſein.

Die Dame ſchlich zu der Thür eines dieſer einſamen Häuſer, drückte an die Klinke und verſchwand mit ſchattenähnlicher Geſchwindigkeit.

Der Mann, der ihr gefolgt, blieb ſtehen, das Haus betrachtend. Es war ein elendes Gebäude, glich einem alten, den Einſturz drohenden Thurme.

Ein ſchwaches Licht beleuchtete drei Fenſter, und der übrige Theil des Hauſes war dunkel.

Die Alte ſtieg mit Mühe eine ſteile Treppe hinauf, längs welcher, ſtatt einer Lehne, ein ſchmutziges Seil herabhing.

Leiſe klopfte ſie an eine Thür im oberſten Stockwerk. Man öffnete und ſie ließ ſich auf einen Stuhl nieder, den ein Greis ihr darbot.

Verbergen Sie ſich! Verbergen Sie ſich! ſagte ſie zu ihm. Obgleich wir ſelten ausgehen, ſind doch unſere Schritte bekannt, und man ſpäht ihnen nach.

Was giebt's? fragte eine andere alte Frau, die am Kaminfeuer kauerte.

Der Mann, der ſeit einigen Tagen um das Haus ſchlich, iſt mir dieſen Abend nachgegangen — war die Antwort.

Bei dieſen Worten ſahen ſich die Bewohner des Jammerkämmerleins an, und innere Erſchütterung deuteten ihre Züge an.

Die auf dem Greiſe haftenden Züge der Frauen zeigten genugſam an, daß es der Gegenſtand ihrer lebhaften Sorge ſei.

Warum an Gott verzweifeln, meine Schweſtern? ſprach er mit dumpfer, aber ſalbungsvoller Stimme. Wir ſangen ihm Lob beim Geſchrei der Mörder und Stöhnen der Sterbenden im Carmeliterkloſter. Wenn es ſein Wille war, mich aus dieſem Gemetzel zu retten, ſo geſchah es gewiß, um mir ein Geſchick zu bereiten, das ich ohne Murren annehmen muß.

Fußtritte wurden auf der Treppe laut. Der Prieſter — kein Anderer war der Greis — verſteckte ſich in einen Schrank. Die beiden Nonnen warfen einige Kleidungsſtücke auf ihn.

Kaum war dies geſchehen, als drei Mal an die Thür geklopft wurde. Die Thür öffnete ſich und ein Mann trat ein, worin die Nonnen Denjenigen erkannten, der ſeit fünf bis ſechs Tagen um das Haus ſchlich.

Sie blieben unbeweglich ſitzen und betrachteten ihn.

Nichts in ſeinem Weſen deutete einen böſen Menſchen an. Er ahmte die Unbeweglichkeit der Nonnen nach und ſchwieg, ſeine Augen ſchweiften im Zimmer umher.

Zwei auf dem Boden ausgebreitete Matten ſchienen den Nonnen als Lager zu dienen. Ein einziger Tiſch ſtand mitten

im Zimmer, darauf ein kupferner Leuchter, einige Teller, drei Messer und ein Brod.

Im Kamin brannte ein spärliches Feuer und einige Stückchen Holz in einem Winkel bezeugten die Armuth der Klosterschwestern. Eine Relique stand auf dem Rande des Kamins. Drei Stühle, zwei Koffer und eine alte Commode befanden sich im Stübchen; eine neben dem Kamine befindliche Thür deutete noch ein Nebenzimmer an.

Ich komme nicht als Feind, Bürgerin! begann endlich der Unbekannte.

Er verbesserte sich dann selbst und sagte: Meine Schwestern! ich habe sie um einen Gefallen zu bitten. Sie haben einem ehrwürdigen Priester Zuflucht gestattet, der wie durch ein Wunder dem Gemetzel im Carmeliterkloster entrann.

Wir haben keinen Priester entgegnete Schwester Martha.

Dann bedürfte es mehr Sorgfalt und Vorsicht — erwiderte der Fremde mit Sanftmuth, den Arm nach dem Tische ausstreckend und ein darauf liegendes Brevier fassend. Ich glaube doch nicht, daß Sie Latein verstehen und —

Er fuhr nicht fort, denn die beiden Klosterschwestern zitterten und die Thränen traten ihnen in die Augen.

Beruhigen Sie sich, sagte der Unbekannte. Ich weiß den Namen Ihres Gastes und den Ihrigen. Seit fünf Tagen bin ich unterrichtet von Ihrer Noth und Ihrem Eifer für den ehrwürdigen Abbé von . . . . .

Als der Priester diese Worte hörte, kam er aus seinem Schlupfwinkel hervor.

Ich kann nicht glauben, mein Herr, begann er zu dem Fremden, daß Sie Einer unserer Verfolger sind, und ich vertraue mich Ihnen. Was wollen Sie? —

Und in zutraulichem Tone sprach er zu dem Priester:

Nein, Vater, ich komme, Sie zu bitten, eine Seelenmesse für eine Person zu lesen, deren Leichnam nie in geweihter Erde ruhen wird.

Der Priester schauderte unwillkürlich zusammen und betrachtete den Unbekannten, auf dessen Gesicht sich unzweideutige Angst aussprach.

Nun, antwortete der Prieſter, kommen Sie heute um Mitternacht wieder her, und ich werde bereit ſein, den einzigen Todtendienſt zu verrichten, den wir als Sühne des Verbrechens darbieten können.

Der Fremde fuhr zuſammen, grüßte ehrfurchtsvoll und verſchwand.

Um Mitternacht kehrte er zurück; er ward in das Nebenzimmer geführt, wo Alles zur Ceremonie vorbereitet war.

Die beiden Nonnen hatten die wurmſtichige Commode, deren antike Form unter einer dunklen Altardecke verborgen war, zwiſchen zwei Schornſteinen geſtellt. Ein großes Crucifix von Ebenholz und Elfenbein an der gelben Mauer emporſtehend, hob die Nacktheit derſelben noch mehr hervor. Nur kleine Lichter verbreiteten einen matten Schein. Nichts war weniger pomphaft und doch nichts feierlicher, als dieſer düſtere Gottesdienſt.

Tiefe Stille herrſchte rings im Gemache. Die beiden Nonnen knieten zu beiden Seiten des Altars, mit dem Prieſter betend, der, mit dem heiligen Gewande bekleidet, einen mit Edelſteinen verzierten goldenen Kelch bereitete, ein aus der Plünderung der Abtei gerettetes Gefäß.

Neben dem Kelche ſtanden in zwei, kaum der gemeinſten Schenke würdigen Gläſern der Wein und das Waſſer, zum heiligen Opfer beſtimmt. Ein gewöhnlicher Teller trug ſie. Alles war unermeßlich, aber klein, arm, edel, profan und heilig zugleich. So wollten ſie bei Gott für einen König von Frankreich Fürbitte einlegen.

Die Inbrunſt des Unbekannten war aufrichtig. Die heiligen Worte erſchallten wie eine himmliſche Muſik in der tiefen Stille. Es gab einen Augenblick, wo auch der Unbekannte in Thränen zerfloß. Beim Vaterunſer ſagte er noch die Worte hinzu: „Und vergieb den Königsmördern, wie Ludwig XVI. ihnen ſelbſt vergeben hat!“

Die Kloſterſchweſtern ſahen zwei große Thränen ſich den Weg über die männlichen Wangen des Unbekannten bahnen und zu Boden fallen. Dann wurde das Gebet für die Todten abgeleſen.

Als die Todenfeier beendet, entfernten ſich die Nonnen auf des Prieſters Wink; und mit mildem, väterlichem Blicke ſich zu dem Unbekannten wendend, begann der Prieſter:

Mein Sohn! wenn Du Deine Hände in das Blut des Königsmärtyrer getaucht haſt, vertraue Dich mir! Es giebt keinen Fehler in den Augen Gottes, der eine ſo aufrichtige Reue, wie die Deinige, nicht auslöſche.

Eine Bewegung unfreiwilligen Schreckens entſchlüpfte dem Fremden bei dieſen Worten; bald gelangte er wieder zur ruhigen Haltung, und ſprach mit hörbar erſchütterter Stimme: Mein Vater! Niemand iſt unſchuldiger als ich an dem vergoſſenen Blute. Glauben Sie, daß eine indirecte Theilnahme werde beſtraft werden! Iſt denn auch der Soldat, der zur Eskorte gehörte, ſtrafbar?

Der Prieſter blieb unentſchieden. Glücklich über die Verlegenheit, in welche er dieſen Puritaner des Königthums verſetzte, fügte er hinzu:

Ich würde mich ſchämen, Ihnen irgend einen Lohn für die Trauerfeier anzubieten, die Sie eben für die Ruhe der Seele des Königs und für die Befreiung meines Gewiſſens begangen haben. Nehmen Sie das Geſchenk, welches ich Ihnen hier mit dieſer Reliquie mache, an, mein Herr! Es kommt vielleicht einſt der Tag, wo Sie den Werth derſelben begreifen werden.

Bei dieſen Worten überreichte er dem Prieſter eine kleine, leichte Schachtel.

Fromme Seelen — ſchloß er ſodann — werden für Eure Bedürfniſſe ſorgen. In einem Jahre, am 21. Januar, wenn Ihr dieſen Ort noch bewohnt, komme ich wieder, mit Euch die Bußmeſſe zu vollziehen.

Er verbeugte ſich und ging.

Kaum war er hinausgegangen, als die beiden Nonnen wieder eintraten und mit unbeſchreiblicher Neugier die Schachtel öffneten.

Man fand ein langes, ſehr feines Halstuch von Battiſt darin. — Sorgfältig ward es bei Lichte betrachtet, und man erkannte einige kleine, beinahe ganz ſchwarze Punkte darin.

Es iſt Blut? — ſagte der Prieſter mit erſchütterter Stimme. Die beiden Schweſtern ließen die vorgebliche Reliquie mit Schrecken

fallen. Für sie wurde das Geheimniß, in welches der Fremde sich hüllte, unerklärlich, und der Priester strebte nicht dahin, es zu erklären. —

Ein Jahr verfloß und die oft erwartete Nacht kam endlich. Um 12 Uhr hörte man die schweren Tritte des Unbekannten auf der Treppe. Das Zimmer war zu seinem Empfange aufgeputzt, der Altar errichtet.

Der Unbekannte trat ein. — Bei seinem Anblick verschwanden Dankbarkeit und Neugierde aus dem Herzen Aller.

Er war vielleicht weniger kalt, weniger schweigsam, weniger fürchterlich, als er ihnen erschien. Sie begriffen, daß der Unbekannte ihnen unbekannt bleiben sollte und der Priester glaubte sogar ein Lächeln auf seinen Lippen wahrzunehmen.

Der Fremde hörte die Messe an, betete und verschwand wieder. Bis zur Zeit, wo der katholische Cultus vom ersten Consul Bonaparte wieder hergestellt war, wurde diese Sühnenmesse geheimnißvoll in diese Wohnung gefeiert. Als die Nonnen und der Priester sich ohne Sorge wieder zeigen durften, sahen sie den Unbekannten nicht mehr. Er blieb ein Räthsel in ihrer Erinnerung. Die Nonnen fanden Aufnahme bei auswärtswohnenden verwandten Familien; der Priester blieb in Paris und ward Beichtiger einiger aristokratischer Familien der Vorstadt St. Germain. — —

Gegen Ende Januar 1800 war im Salon des Herrn von M . . . zu Paris eben eine Whistpartie beendigt, und nachdem einige Personen weggegangen, blieben um 11 Uhr noch zwei bis drei Hausfreunde am Kamine sitzen.

Unter ihnen befand sich der Abbé de Marolle. Ein Diener trat herein und kam schweigend bis zum Kamin.

Was wollt Ihr, Joseph? fragte auffahrend der Abbé den Diener. Im Vorzimmer harrt Jemand, der mit Herrn von Marolle zu sprechen wünscht — war die Antwort.

Alle sahen einander an, als stände diese Botschaft in Bezug mit der Erzählung des Abbé von dem Ereignisse, welches unsere Leser bereits kennen.

Erkundige Dich nach der Urſache des Beſuchs, frage, wer ihn ſendet? ſagte der Abbé zum Diener.

Dieſer ging fort, kam aber gleich darauf wieder.

Herr Abbé — berichtete er — der junge Menſch hat mich gebeten, Ihnen zu ſagen, er komme von einem Manne, der Ihnen im Jahre 1793 eine Reliquie gegeben.

Der Prieſter fuhr zuſammen. Es ſchien ihm wie den Uebrigen zu ahnen, daß die Entwicklung des Abenteuers heranrücke.

Man ließ den Unbekannten eintreten.

Ein junger Mann trat ein, mit dem Kreuze der Ehrenlegion geſchmückt, und alle Beſorgniſſe wurden beſchwichtigt.

Mein Herr — begann der Abbé — darf ich wiſſen, weshalb die Perſon, welche Sie ſendet, mich zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde verlangt? Mein Alter geſtattet mir nicht —

Dieſe Perſon, mein Herr, erwiderte der junge Mann, liegt in den letzten Zügen und wünſcht Sie zu ſprechen.

Schnell folgte der Prieſter dem Boten, ſtieg in den bereitſtehenden Wagen, der nach langer Fahrt in einer ziemlich öden Straße vor einem Hauſe von geringem Anſehen hielt.

Der junge Wegweiſer des Geiſtlichen führte ihn durch einen Garten hinter dem Hauſe, wodurch ſie zu einem kleinen Gebäude gelangten. Dieſes bot ein reinliches, eine Art von Wohlhabenheit anzeigendes Anſehen.

Der Abbé ſtieg eine ziemlich elegante Treppe hinauf, und trat in ein hübſch decorirtes Zimmer.

Hier fand er eine Familie in Thränen. Alles um ihn her deutete darauf, daß er ſich bei einem reichen Manne befand.

Er bemerkte ein Fortepiano, Gemälde, Kupferſtiche und ſehr ſchönes Hausgeräthe. Man grüßte ihn ſchweigend und ehrfurchtsvoll. Sein junger Führer, der ſchnell in das Nebenzimmer getreten war, kam zurück, ihm anzeigend, er könne ohne Hinderniß die traurige, doch troſtvolle Verrichtung ſeines Amtes vollziehen.

Der alte Prieſter, auf merkwürdige Bekenntniſſe gefaßt, trat in das Zimmer. Eine Lampe beleuchtete das Bett, worin der Unbekannte lag, mit einem milden Lichte, ſo daß der Abbé leicht

in ihm den ihm wohlbekannten Unbekannten erkennen konnte. Er ſchien ruhig und gab dem Geiſtlichen ein Zeichen, näher zu treten.

Mein Herr — begann er alsdann mit ſchwacher Stimme — ich glaube ein Recht zu haben, von Ihnen einen Dienſt in Anſpruch zu nehmen, den ich als wichtig für mich betrachte und Ihnen, wie ich hoffe, nicht läſtig fallen wird.

Indem er dem Prieſter ein ſorgfältig verſiegeltes Packet, welches auf einem Tiſche lag, anwies, fuhr er fort:

Dieſe Papiere enthalten Beobachtungen und Documente, die nur von einer Perſon von Ehre, Rechtlichkeit und die nicht zu meiner Familie gehört, nach ihrem Werth geſchätzt werden können. Indem ich ſie Ihnen anvertraue, glaube ich ſie dem einzigen mir bekannten Manne zu übergeben, der die Schriften nach ihrem Werthe zu ſchätzen vermag. Nehmen Sie ſelbe daher an!

Der Prieſter that's und verließ nach dem Wunſche des Sterbenden das Gemach. Man begleitete ihn bis zur Hausthür, wo der Wagen auf ihn wartete.

Kutſcher! rief der Prieſter, als der Wagen daherrollte. Wer bewohnt das Haus, worin ich war.

Der Herr weiß nicht, von wem er jetzt kommt? fragte verwundert der Kutſcher. Es iſt das Haus des Scharfrichters. —

Einige Tage darauf ſtarb der Scharfrichter Sanſon, und 1818 der Abbé in hohem Alter.

In ſeinem Nachlaſſe fanden ſich die Memoiren des Scharfrichters Sanſon, eine der nächſten Quellen intereſſanter Criminalgeſchichten und Aufzeichnungen aus der Geſchichte ſeiner Zeit.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von Albert Falckenberg & Comp. in Magdeburg.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Wie wird man Verbrecher?	6
Der neunfache Mörder aus Büchermanie	25
Der Fälscher von Millionen von Banknoten	35
Nicht unter dem Henkerbeil	61
Eine Henkerfamilie	81
Ein geheimnißvoller Doppelmord	101
Der letzte Hexenprozeß in Europa nebst dem Hexenprozeß-Urtheil der strafrichterlichen Behörde des Cantons Glarus in der Schweiz, im Jahre 1782	123
Ein Scheiterhaufen und ein Autodafé im Jahre 1752	131
Haus Michael Kohlhaas, der Mordbrenner, Raubmörder u. Städteverwüster	157
Die vergifteten Bonbons	169
Der Astronom Galileo Galilei vor dem Inquisitionsgerichte zu Rom	200
Ein Unschuldiger unter dem Fallbeil	209
Eine Mutter ermordet ihre Tochter, um die Schließung einer gemischten Ehe zu vereiteln	218
Pauline Nas erstickt ihr Kind an der Mutterbrust aus Noth und Verzweiflung	227
Ein Pfarrer als Postwagendieb und sechsmaliger Mordbrenner	233
Wer war der Giftmischer? Ein unaufgeklärter dreimaliger Gattenmord	237
Mord des Ehemanns und Zerstücklung seines Leichnams durch die Ehefrau	246
Die Bäuerin und ihre Spießgesellen beim Giftmord	259
Er wurde gerädert	279
Opfer der Civilisation. Nachtstück aus der Gegenwart	294
Drei Tage vor dem Tode durch Henkershand	331

Seite
Charlotte Corday, die Mörderin Marat's 342
Adolf Clarenbach und Peter Fliesteden vom Ketzergericht zu Köln zum Feuertode verdammt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt . . . 373
Ein verhinderter Justizmord. Julie Renaut als angebliche Gattenmörderin zum Tode verurtheilt und durch den Mörder selbst gerettet 387
Der Hexenprozeß und seine Greuel 412
Abermals ein Ehegattenmord unter Angehörigen der Arbeiterclasse der Jetztzeit 431
Die Menschenschlächter und Menschenfleischhändler 445
Adrian Lafarque, der Mörder seiner Geliebten 456
Des Pariser Scharfrichters Sanson Denkwürdigkeiten 468

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN